

Preußenland

Preußenland

Jahrbuch
der Historischen Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung
und der Copernicus-Vereinigung
für Geschichte und Landeskunde Westpreußens

Mitteilungen aus dem
Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz

8 (2017)

fibre

Das 2010 begründete Jahrbuch „Preußenland“ ist die Fortsetzung von „Preußenland. Mitteilungen der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung und aus dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz“ (bisher Jg. 1–47. 1963–2009)

sowie „Beiträge zur Geschichte Westpreußens. Zeitschrift der Copernicus-Vereinigung für Geschichte und Landeskunde Westpreußens e.V.“ (bisher Nr. 1–20/21. 1967–2008).

Schriftleitung:

Dipl.-Geogr. Reinhard Hanke, c/o Büro der Landsmannschaft Westpreußen e.V. Berlin, Brandenburgische Straße 24, 12167 Berlin (agom.westpreussen.berlin@gmail.com);

Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin (dieter.heckmann@gsta.spk-berlin.de);

Astrid Kaim-Bartels, Schlesiering 2, 37085 Göttingen (astrid.kaim-bartels@t-online.de);

Prof. Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Am Mühlenberg 3, 14476 Potsdam (klaus.neitmann@blha.brandenburg.de);

PD Dr. habil. Sven Tode, Güntherstr. 51, 22087 Hamburg (tode@copernicus-online.eu).

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz

Umschlagabbildung: Ausschnitt aus der Karte von Heinrich Zell, Prussiae descriptio, in: Abraham Ortelius, Theatrum Orbis Terrarum, Antwerpen 1570 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, XX. HA Hist StA Königsberg, AK, G Nr. 10037)

Herstellung: Achim Theiß – Satz & Druck, Kolpingstraße 9, 35305 Grünberg

© Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung
Copernicus-Vereinigung für Geschichte und Landeskunde Westpreußens e.V.

© fibre Verlag, Osnabrück 2018

Alle Rechte vorbehalten

ISSN 0032-7972

ISBN 978-3-944870-61-8

www.fibre-verlag.de

Printed in Germany 2018

Inhalt

Marie-Luise Heckmann unter Mitwirkung von Dieter Heckmann: Falken im Ordensland und Herzogtum Preußen – ein ökologisch und ökonomisch knappes Gut	7
Alexander Baranov: Die Abschriftensammlung von Johannes Voigt (Staatsarchiv Königsberg) in der Russischen Staatsbibliothek in Moskau. Abschließende Bemerkungen	41
Bernhart Jähnig: Der Weg zum evangelischen Königsberger Dom	60
Henryk Rietz: Das Grab von Nicolaus Copernicus im Dom zu Frauen- burg gefunden und die sterblichen Überreste identifiziert? Wissenschaft- liche Forschungen oder Fälschungen?	83
Denny Becker: Frühneuzeitliche Schriftgutverwaltung und die fragmen- tierte Überlieferung der Altpreußischen Regierung zu Königsberg – eine virtuelle Bestandsrekonstruktion	130
Kamila Storz: Mausoleum in Angerapp. Das Enträtseln einer Pyramide	158
Jürgen Sarnowsky: Der Deutsche Orden in der Erinnerungskultur des Preußenlands im 19. und 20. Jahrhundert	169
Roland Borchers: Deutsche Forschungen zur Geschichte und Kultur der Kaschuben	184

*

Dieter Heckmann: Castrum Sanctae Mariae. Burg – Residenz – Museum. Bericht über die Internationale Jahrestagung der Historischen Kommis- sion für ost- und westpreußische Landesforschung vom 25. bis 27. Mai 2017 in Marienburg/Westpr.	206
Astrid Kaim-Bartels: Bericht über die Mitgliederversammlung der Coper- nicus-Vereinigung für Geschichte und Landeskunde Westpreußens e.V. am 23. September 2017 in Warendorf	209

*

Udo Arnold: Prof. P. Dr. Bernhard (Johann Alois) Demel OT	211
---	-----

*

Buchbesprechungen

Krzysztof Kwiatkowski, Wojska zakonu niemieckiego w Prusach 1230–1525. Korporacja, jej pruskie władztwo, zbrojni, kultura wojny i aktywność militarna [Die Streitkräfte des Deutschen Ordens in Preußen, 1230–1525. Korporation, ihre preußische Herrschaft, bewaffnete Truppen, Kriegskultur und militärische Aktivität], Toruń 2016 (Alexander Baranov)	215
Dieter Heckmann (Hrsg.), Beiträge zur Handels- und Wirtschaftsgeschichte Elbings und Danzigs in Mittelalter und Neuzeit, Münster 2013 (Ingrid Männl) . . .	217
Die Bibel das ist die ganze Heilige Schrift Litauisch übersetzt von Johann Bretke, Litauischer Pastor zu Königsberg 1590. Textedition des Bandes 7 der Handschrift: Das Neue Testament. Evangelien und Apostelgeschichte. Labiau 1580, bearb. von Jochen D. Range, für den Druck eingerichtet von Stephan Kessler, Paderborn 2017 (Bernhart Jähnig)	219
Hermann Rauschnig, Geschichte der Musik und Musikpflege in Danzig. Von den Anfängen bis zur Auflösung der Kirchenkapellen. Ndr. der 1931 in Danzig erschienenen Ausgabe (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. 15), Münster/Westfalen 2017 (Helmut Loos)	221
George Turner, Salzburger, Ostpreußen. Integration und Identitätswahrung, Berlin 2017 (Bernhart Jähnig)	222
Denny Becker, Versorgung, Niederlassung und Lebenswelt preußischer Soldaten- und Invalidenfamilien auf dem Land (1740–1806), Berlin 2016 (Sebastian Ernst) . .	223
*	
Dieter Heckmann: 30 Jahre für „Preußenland“ – Klaus Neitmann nimmt seinen Abschied	225
Autorenverzeichnis	227

Falken im Ordensland und Herzogtum Preußen – ein ökologisch und ökonomisch knappes Gut¹

Von Marie-Luise Heckmann
unter Mitwirkung von Dieter Heckmann

Der vorliegende Beitrag wendet sich dem Thema „Falken in Alt-Preußen“ mit Blick auf das Zusammenspiel zwischen Mensch und Tier zu. Die Falken dienen zum einen als Klimaindikatoren, zum anderen als Beispiel für den Preis von Rang und Stand im politischen Kräftespiel. Vom jeweiligen Winterereinbruch abhängig, erwiesen sie sich als ökologisch und ökonomisch knappes Gut, mit dem es alljährlich zu haushalten galt.

Falken sind für Alt-Preußen vor allem unter den Aspekten Jagd, Fang und Abrichtung² sowie in Hinsicht auf Fürstengeschenke und diplomatischen Aus-

¹ Prof. Dr. Grasilda Blažienė und Prof. Dr. Piotr Oliński sei für die Möglichkeit gedankt, die nachfolgende Auswertung an der Akademie der Wissenschaften in Wilna (Juni 2017) bzw. an der Nicolaus-Copernicus-Universität Thorn (November 2016) zur Diskussion zu stellen, sowie Piotr Oliński für die Erlaubnis, die deutsche Fassung dieses Aufsatzes im „Preußenland“ zu veröffentlichen. Die polnische Fassung erscheint unter dem Titel „Sokoły w państwie krzyżackim i księstwie pruskim – rzadkie dobro ekologiczne i ekonomiczne“, in: Człowiek – Klimat – Przyroda. Perspektywa antropocentryczna [Mensch, Klima, Natur. Aus anthropozentrischer Perspektive], hg. von Piotr OLIŃSKI / Wojciech PIASEK, Toruń 2018. Der Beitrag von Marie-Luise Heckmann besteht in der Auswertung der Daten unter ökologischen und ökonomischen Gesichtspunkten. Der Beitrag von Dieter Heckmann besteht in der Edition und historischen Auswertung der Falkenlisten, der Regestierung der Falkenbriefe Herzog Albrechts, in weiteren Quellenfunden sowie zahlreichen Gesprächen der vergangenen Monate und Jahre über die Thematik. Vgl. Die Beziehungen der Herzöge in Preußen zu West- und Südeuropa (1525–1688). Regesten aus dem herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten, bearb. von Dieter HECKMANN (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. 47), Köln/Weimar/Wien 1999; DERS., Preußische Jagdfalken als Gradmesser für die Außenwirkung europäischer Höfe im 15. und 16. Jahrhundert, in: Preußenland 37 (1999), S. 39–61.

² Johannes VOIGT, Geschichte Marienburgs, der Stadt und des Haupthauses des deutschen Ritter-Ordens in Preußen, Königsberg 1824, S. 206–209; Johann Gottlieb BUJACK, Geschichte des Preußischen Jagdwesens von der Ankunft des Deutschen Ordens in Preußen bis zum Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts, mit besonderer Bezugnahme auf einige schwierige Aufgaben der Zoologie, in: Preußische Provinzialblätter (1837), S. 481–525, bes. S. 502–506; Karl STADIE, Jagdliches aus Ostpreußens Vorzeit, in: Prussia 26 (1922/23–1925), S. 111–189, bes. S. 177–180; Friedrich MAGER, Wildbahn und Jagd Altpreußens im Wandel der Zeiten, Neudamm, Berlin 1941, S. 270–280; Hans-Jürgen DREYER, Über die Falknerei in Preußen. Irrtümer jagdlicher Geschichtsschreibung, in: Nordost-Archiv 7

tausch³ untersucht worden. Das Große Marienburger Tresslerbuch (1398–1409) erlaubt dabei nicht nur wichtige Einsichten in den Umfang und die Kosten⁴, sondern auch in die Methoden des Falkenfangs und den Adressatenkreis der Falkengeschenke des Hochmeisters. Die seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts recht häufig belegten Falkenbriefe, mehrere Falkenlisten und einzelne Verträge mit Falknern⁵ ermöglichen eine zeitliche Eingrenzung der Fangzeiten, außerdem auch eine Rekonstruktion der Reiserouten der Falkner nach West- und Mitteleuropa. Die Wechselwirkungen zwischen Falkenfang und historischem Klima werden an dieser Stelle vermutlich erstmals beleuchtet⁶.

(1974), S. 8–12; DERS., Die landesherrliche Falknerei in Preußen unter den Hohenzollern, in: Nordost-Archiv 8 (1975), S. 1–16; DERS., Falknerei in Preußen, in: Falconaria (1981), S. 43–48; DERS., Die land[es]herrliche Falknerei in Preußen, in: Westpreußen-Jahrbuch 33 (1983), S. 81–91.

- ³ Hans KUMERLOEVE, Über Beizvogelgeschenke des Deutschen Ritterordens an weltliche und geistliche Fürsten im Dienste der Ordenspolitik (14./16. Jahrhundert), in: Falconaria (1959), S. 27–32; Gustavgeorg KNABE, Beizjagd und politische Falkengeschenke in vier Jahrhunderten beim Deutschen Ritterorden in Preußen und dem späteren Herzogtum Preußen (1226 – Anfang 17. Jahrhundert), in: Falconaria (1962), S. 22–27; DERS., Beizvogelgeschenke der Herzöge von Preußen nach 1525 an europäische Fürsten, in: Falconaria (1967), S. 64–66; DERS., Preußische Falken im Dienste des Deutschen Ordens, in: Preußenland 7 (1969), S. 17–21; D. HECKMANN, Jagdfalken (wie Anm. 1).
- ⁴ Erste Auswertungen bei VOIGT, Geschichte Marienburgs (wie Anm. 2), S. 538–541, Nr. 9; Jürgen SARNOWSKY, Die Wirtschaftsführung des Deutschen Ordens in Preußen (1382–1454) (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. 34), Köln/Weimar/Wien 1993, S. 682, Nr. 118.
- ⁵ MAGER, Wildbahn (wie Anm. 2), S. 276–278; Gustavgeorg KNABE, Falkenbriefe aus dem 14. und 15. Jahrhundert, in: Falconaria (1963), S. 43–50; SARNOWSKY, Wirtschaftsführung (wie Anm. 4), S. 839f., Nr. 38; D. HECKMANN, Beziehungen (wie Anm. 1), S. 5f.
- ⁶ Zu Wetter und Klima in Preußen vgl. Piotr OLIŃSKI, Mnich wobec pogody. O zapiskach dotyczących pogody w Kronice pelplińskiej [Der Mönch und das Wetter. Wetter-Aufzeichnungen in der Pelpliner Chronik], in: Pelplin. 725 rocznica powstania opactwa cysterskiego. Kulturotwórcza rola cystersów na Kociewiu, hg. von Dariusz ALEKSANDER, Pelplin, Tczew 2002, S. 155–168; DERS., Wylewy Wisły w ziemi chełmińskiej w XV–XVIII wieku w świetle źródeł narracyjnych [Die Weichsel-Hochwasser im Kulmerland vom 16. bis 18. Jahrhundert im Licht erzählender Quellen], in: Město a voda. Praha, město u vody. Sborník příspěvků z 22. vědecké konference Archivu hlavního města Prahy, uspořádané ve spolupráci s Institutem mezinárodních studií Fakulty sociálních věd Univerzity Karlovy ve dnech 7. a 8. října 2003 v Clam-Gallasově paláci v Praze, hg. von Olga FEJTOVÁ (Documenta Pragensia. 24), Praha 2005, S. 95–109; DERS. / Rajmund PRZYBYŁAKI / Janusz FILIPIAKI, Obserwacje meteorologiczne Gottfrieda Reygera w Gdańsku w latach 1722–1769 i ich przydatność do badań zmian klimatu (Meteorological observations of Gottfried Reyger in Gdańsk from 1722 to 1769 and their applicability to climate change analysis), in: Przegląd Naukowy Inżynieria i Kształtowanie Środowiska 66 (2014), S. 360–375; Marie-Luise HECKMANN, Zwischen Weichseldelta, großer Wildnis

Der Falkenhandel in Preußen lässt sich in den schriftlichen Quellen vom ausgehenden 14. bis ins frühe 17. Jahrhundert verfolgen. In die Hochzeit des Falkenfangs in Preußen fällt die so genannte „Wiener Falkenheilkunde“ aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie spiegelt als typisches Fachbuch ein beiz- und heilkundliches Interesse an den Raubvögeln und vermag damit die Rolle des Falkners im Umgang zwischen Mensch und Tier weiter auszuleuchten⁷.

Nachfolgend geht es zunächst um die ornithologischen und meteorologischen Voraussetzungen, ehe sich die eigentliche Analyse den Themen „Falken im Kräftespiel der Großen“, „Die Reiserouten der Falkner“, „Falken als Klimaindikatoren“ sowie „Der Umgang des Menschen mit dem Falken“ zuwendet. Die Schlussfolgerungen betreffen die ökologischen und ökonomischen Kosten der Falknerei im Ordensland und Herzogtum Preußen.

Ornithologische Abrisse

Der Analyse werden zwei kurze ornithologische Abrisse zu den für Alt-Preußen maßgeblichen Falkenarten vorangestellt. Begonnen sei mit dem gemeinen Wanderfalken. Der *Falco peregrinus peregrinus* lebt beinahe ausschließlich von kleinen bis mittelgroßen Vögeln, auf die er im Flug herabstößt. Dieses Verhalten machte ihn schon im Mittelalter für die Abrichtung zum Jagen (Beiz) attraktiv. Die Falkenweibchen sind deutlich größer als die Männchen, betreiben keinen Nestbau und legen gewöhnlich drei bis vier Eier, sei es in Bodenmulden,

und Rigaischem Meerbusen. Ökologische Voraussetzungen für die Landnahme im spätmittelalterlichen Baltikum, in: Von Nowgorod bis London. Studien zu Handel, Wirtschaft und Gesellschaft im mittelalterlichen Europa. Festschrift für Stuart Jenks zum 60. Geburtstag, hg. von DEMS. / Jens RÖHRKASTEN (Nova mediaevalia. 4), Göttingen 2008, S. 255–295; DIES., Krieg und Wetter – in erzählenden Quellen Preußens und Livlands im 13. und 14. Jahrhundert, in: Piśmienność pragmatyczna, edytorstwo źródeł historycznych, archiwistika. Studia ofiarowane Profesorowi Januszowi Tandeckiemu w sześćdziesiątą oiątą rocznicę urodzin, hg. von Roman CZAJA / Krzysztof KOPIŃSKI, Toruń 2015, S. 191–212.

⁷ Wien, ÖNB: Cod. 2977, fol. 171v–180v. Vgl. Hermann MENHARDT, Verzeichnis der altdeutschen literarischen Handschriften der österreichischen Nationalbibliothek, Bd. 2 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur. 13), Berlin 1961, S. 716–719. Zur Textgenese vgl. Die deutsche Habichtslehre. Das Beizbüchlein und seine Quellen, eingel. und hg. von Kurt LINDNER (Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd. 2), Berlin 1964, S. 71–77; Martina GIESE, Zu den Anfängen der deutschsprachigen Fachliteratur über die Beizjagd, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 125 (2003), S. 494–523, bes. S. 500, 517f.



Abb. 1. Brutpflege des *Falco peregrinus peregrinus*⁸

sei es in fremden Horsten. Der gemeine Wanderfalke belebt die gemäßigte und boreale Zone Eurasiens von Irland bis Ostsibirien, allerdings mit jahreszeitlichen Schwankungen. Während er (möglicherweise abhängig von den milden Temperaturen in der Nähe des Golfstroms) in großen Teilen Spaniens, Frankreichs, auf dem Großteil der Britischen Inseln, der Südküste Norwegens, der Westküste Schwedens und (wohl wegen des milden Mittelmeerklimas) auch in Italien und dem Balkan als Standvogel gilt, verfügt der übrige Teil der genannten Population über Sommer- bzw. Wintergebiete. Im Sommer lässt sich der nicht standfeste gemeine Wanderfalke zum Brüten an der gesamten West- und Nordküste Schwedens über den Norden Finnlands und die Halbinsel Kola bis nach Ostsibirien nachweisen (Abb. 2)⁹.

⁸ Foto von Georges Lignier, Administrateur de la Ligue de protection des oiseaux de Franche-Comte: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/3f/Faucon_pelerin_7_mai.jpg (Stand: 12. Juli 2017).

⁹ Handbuch der Vögel Mitteleuropas, Bd. 4, bearb. von Kurt M. BAUER / Urs N. Glutz von BLOTZHEIM, Wiesbaden 1971, S. 878–922, bes. S. 881, 883, 892–894. Hiernach gab es



Abb. 2. Verbreitung der Wanderfalken (2007)¹⁰

Die Verbreitungskarte beruht auf der Vogelbeobachtung der ersten beiden Drittel des 20. Jahrhunderts. Sie zeigt das historische Ostpreußen und das südliche Litauen als Durchzugsgebiete. Die eingezeichnete Grenze stimmt in etwa mit der ehemaligen Großen Wildnis überein. Sie unterschlägt allerdings die saisonalen Verschiebungen des Aufenthaltsgebiets im Laufe des Winters. Die Vereisung der Kurischen Nehrung und der Westküste des historischen Kurlands (heute Lettland) könnte hierfür, so unsere Vermutung, eine wichtige Voraussetzung gewesen sein.

Einen globalen Einbruch der Falkenpopulationen bewirkte der Einsatz des Insektizids DDT seit Ausgang des Zweiten Weltkriegs. Es wurde deshalb 1970 in den Industrieländern verboten, und die Falkenbestände erholen sich seit Anfang der achtziger Jahre allmählich. In Südfinnland, dem Baltikum, Weißruss-

1948–1958 in Litauen 40–50 und in Lettland 20 Paare, in Finnland vor 1958 geschätzt 1000 Paare. Zwischen 1958 und 1967 wurden 151 beobachtete Horste zunächst von 48 Paaren und 8 einzelnen Tieren, zuletzt nur noch ganz vereinzelt besucht. Eine Zählung in Ostpreußen von 1935 kam auf mehr als 180 Horste.

¹⁰ Gelb = Sommeraufenthalt mit Brut, hellblau = Zuggebiete im Frühling und Herbst, dunkelblau = Winteraufenthalt, grün = Daueraufenthalt mit Brut. Vgl. <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:PeregrineRangeMap.png> (Stand: 8. Juli 2017).

land, der Ukraine (bis auf die Halbinsel Krim) und dem Westen Russlands gibt es allerdings bis heute nur ganz wenige Exemplare. Eine kleine, aber stabile Population besteht hingegen auf der Halbinsel Kola¹¹.

Die Balz fällt in Eurasien in den Spätwinter, die Brut in den Mai bis Juni, das Schlüpfen der Jungvögel in den Juli und das Flüggewerden in den August. Es gibt Stand-, Strich- und Zugvögel. Je weiter östlich die Population beheimatet ist, desto mehr Zugvögel sind in ihr zu finden. Von Ende August/Mitte September bis Mitte/Ende Oktober zieht der Falke nach Südwesten bis Süden, und zwar in Richtung Mittelmeerraum bzw. die Anrainergebiete des Schwarzen und des Kaspischen Meeres, von wo er im Frühling wieder in die Brutgebiete zurückkehrt. Das Hauptsammelgebiet lag früher auf der Kurischen Nehrung, ehe die Falken über das bayerische Alpenvorland bzw. die Schweizer Nordalpenzone in den Mittelmeerraum weiterflogen¹². Aktuelle Flugrouten von eurasischen Wanderfalken ergeben sich aus den an wenigen Exemplaren durchgeführten Messungen mit Hilfe von Peilsendern und Satelliten sowie die Meldung anhand der mit Ringen ausgestatteten Tiere¹³. Die Flugrouten verlaufen fast parallel: Je weiter im Osten das Brutgebiet liegt, desto weiter östlich ist auch das Überwinterungsgebiet angesiedelt¹⁴. Man wird für die Falken in

- ¹¹ C. J. HENRY / S. A. GANUSEVICH / F. P. WARD / T. R. SCHWARTZ, Organochlorine pesticides, chlorinated dioxins and furans, and PCBs in peregrine falcon *Falco peregrinus* eggs from the Kola peninsula, Russia, in: Raptor Conservation Today. Proceedings of the IV World Conference on Birds of Prey and Owls, Berlin, Germany, 10–17 May 1992, London 1994, S. 739–749; S. A. GANUSEVICH / T. L. MAECHTLE / W. S. SEEGAR / M. A. YATES / M. J. MCGRADY / M. FULLER / L. SCHUECK / J. DAYTON / C. J. HENNY, Autumn migration and wintering areas of Peregrine Falcons *Falco peregrinus* nesting on the Kola Peninsula, Northern Russia, in: *Ibis* 146 (2004), S. 291–297; A. DIXON / A. A. SOKOLOV / V. A. SOKOLOV, The subspecies and migration of breeding Peregrines in Northern Eurasia, in: *Falco. The Newsletter of the Middle East Falcon Research Group* 39 (2012), S. 4–9.
- ¹² Hans JOHANSEN, Die Vogelfauna Westsibiriens III, in: *Journal für Ornithologie* 2 (1957), S. 155–171, bes. S. 156–158; *Handbuch der Vögel* (wie Anm. 7), S. 894.
- ¹³ Vogelfang mit überdimensionalen, das Tier schonenden Netzen geschieht in der litauischen Vogelwarte Ventės ragas (Windenburger Eck). Ein Wanderfalke ging zuletzt am 9. März 2012 zwischen 16.00 und 17.30 Uhr ins Netz. Vgl. <http://vros.lt/> (Stand: 7. Juli 2017).
- ¹⁴ B. A. СОКОЛОВ [V. A. Sokolov] / A. A. Соколов [A. A. Sokolov] / Э. Диксон [A. Dixon], Изучение миграции сапсана *Falco peregrinus* Северной Евразии при помощи спутниковых передатчиков системы Аргос. Предварительные результаты и перспективы исследований [Eine Studie über die Migration des Wanderfalken *Falco peregrinus* in Nordeurasien mit dem Satellitensystem Argos. Vorläufige Ergebnisse und Forschungsperspektiven], in: *Русский орнитологический журнал* [Russische ornithologische Zeitschrift] 22 = *Экспресс-выпуск* [Express-Ausgabe] Nr. 847 (2013), S. 389–399, bes. S. 395. Zur technikgestützten Beobachtung von Zugvögeln in Windparks der Ostsee vgl. <http://www.fino2.de/de/forschung/oekologie.html> (Stand: 8. Juli 2017).

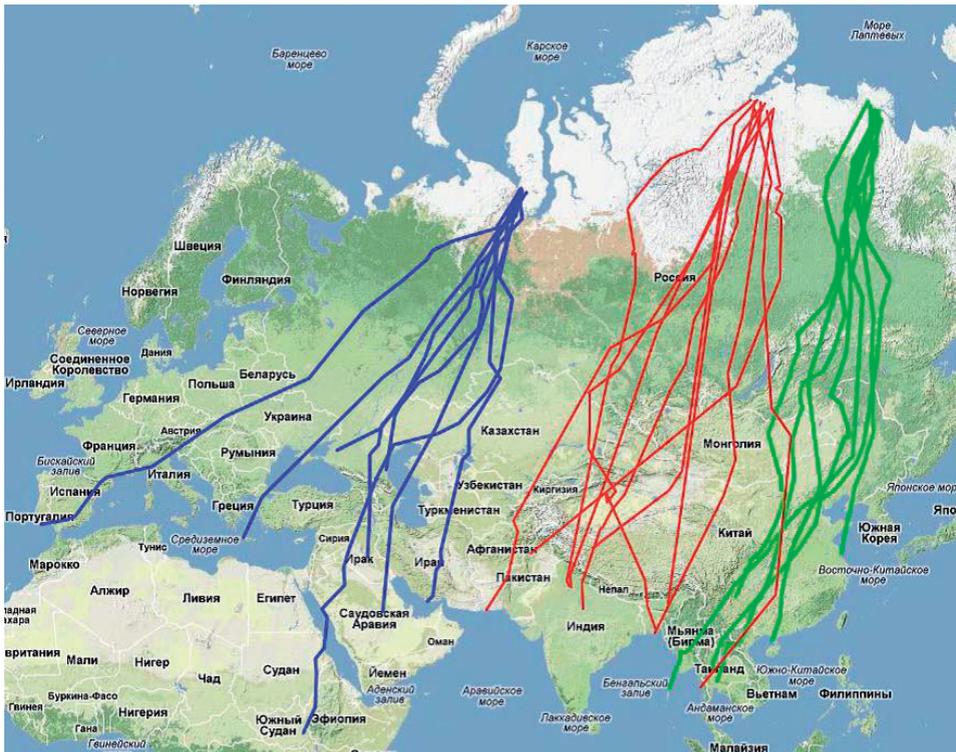


Abb. 3. Flugrouten von Wanderfalken im Herbst in Eurasien¹⁶

Preußen und dem Baltikum¹⁵ am ehesten von der Halbinsel Kola als Brutgebiet ausgehen dürfen.

Der Wanderfalke meidet bei seinem Flug das Meer. Ziel seiner Wanderungen scheint nichtsdestotrotz das Vorhandensein offener Binnengewässer zu sein, oder mit anderen Worten: Der gemeine Falke folgt offenkundig seinen Beutetieren, kleinen bis mittelgroßen Vögeln, die aus Furcht vor Nahrungsmangel vor der Vereisung offener Gewässer fliehen. Das Auftauchen von Falken in einem Durchzugsgebiet zeigte somit in früheren Zeiten den Herbst an, während ihr Abflug den ersten Frost andeutete, der bald zur Vereisung von Flüssen, Seen und

¹⁵ Vgl. Friedrich TISCHLER, *Die Vögel in der Provinz Ostpreußen*, Berlin 1914, S. 174f., wonach es 1908 in 50 Forstrevieren 1–2 Paare bei abnehmender Tendenz in 15 Revieren gab. Kleine Bestände gab es im Memelgebiet, an der Kurischen Nehrung und im Samland, größere im südlichen Masuren („Johannisburger Heide“). Einheimische Tiere verließen ebenso wie die aus Norden durchziehenden Wanderfalken Ostpreußen für den Winter.

¹⁶ Beobachtung mit Peilsendern und Satelliten. Bildzitat nach: Русский (wie Anm. 14), S. 394.

Berichts- jahr	Zeitraum	Jahrgang	Seiten	Besonderheiten
1890	08.10. bis 12.11.	43 (1895)	137f.	k. A.
1892	19.08. bis 21.09.	43 (1895)	143–147	k. A.
1893	21.09. bis 16.11.	43 (1895)	154f. (150)	15.08. Ankunft erster Schwärme
1894	23.07. bis 28.09.	44 (1896)	71–78 (73)	1893/94 sehr milder Winter, 26.08. viele Raubvögel
1895	20.08. bis 16.10.	44 (1896)	408–414	k. A.
1896	12.09. bis 10.10.	45 (1897)	495–497	Sehr mildes Jahr
1902	11.09. bis 06.10.	51 (1903)	196–198 (199)	15.10. viele Raubvögel
1903	09.10. bis 14.10.	52 (1904)	264f.	k. A.
1904	24.09. bis 30.10.	53 (1905)	381–388	Sehr trockenes Jahr
1905	23.09. bis 06.10.	54 (1906)	443–445	k. A.
1906	04.10. bis 19.10.	55 (1907)	509f.	k. A.
1907	15.10. bis 27. 10., 09.11. und 13.12., 21.12.	56 (1908)	422–424	Krähenzüge bei Wetter- umschlägen, dann strenger Winter
1908	08.10. bis 18.10.	57 (1909)	424–428	k. A.
1909	03.10. bis 29.10.	58 (1910)	643–657	k. A.
1910	23.10. bis 16.11.	59 (1911)	698–703	k. A.
1911	k. A.	60 (1912)		k. A.
1912	28.09. bis 05.11.	Sonder- heft 2 (1913)	46–63	Juli sehr trocken und heiß, lange Regenperiode vom 01.09. an
1913	21.10. bis 18.12.	62 (1914)	416f.	k. A.
1914	10.10. bis 22.10.	63 (1915)	406–416	09./10.01. schwere Sturmflut, Herbstflug in ganz Deutschland und Frankreich beobachtet
1915	k. A.	64 (1916)	490f.	Weniger Krähen, weil sich diese von den Leichen der Kriegs- toten in Russland ernähren
1916	k. A.	65 (1917)		Kriegsgefangene kümmern sich um Vogelberingung
1917	k. A. (dafür Hinweise auf Brutkästen und Beringung)	66 (1918)		1916/17 langer Winter, Eisdecke bis zum 17.04., Schnee noch am 29.04., Frost mit minus 3 Grad am 22.05., danach große Über- schwemmung, Vogelarmut in Kurland (wegen Hungers)

Abb. 4. Protokolle zu Vogelzügen im Herbst auf der Kurischen Nehrung (1890–1895, 1902, 1903–1915/17)¹⁷

¹⁷ Zum Zusammenhang zwischen Herbststürmen und Vogelzug vgl. Johannes THIENEMANN, Jahresbericht[e] der Vogelwarte Rossitten der Deutschen Ornithologischen Ge-

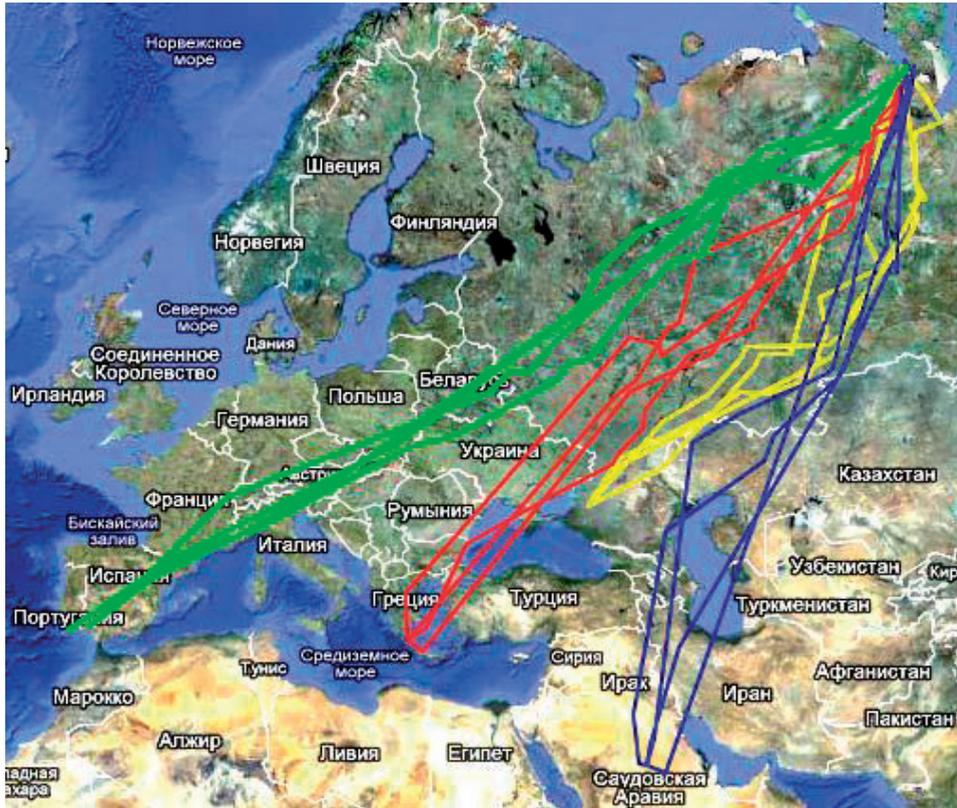


Abb. 5. Flugrouten von Wanderfalken¹⁸

flachen Binnengewässern führte. Die Rückkehr der Falken markierte umgekehrt den weichenden Winter, ihr Weiterflug den beginnenden Sommer.

Diese Vermutung wird durch die seit 1903 durchgeführte Beringung zum Vogelzug gestärkt. Über die räumliche Erstreckung und den Verlauf der Flüge von Wanderfalken geben heutzutage Peilsender und Satelliten präziser als bisher Auskunft (Abb. 3 und 5).

sellschaft, in: *Journal für Ornithologie* 52–65 (1904–1917). Zur Methode DERS., ebd. 52 (1904), S. 253–255 (Überlegungen), 256f. (Methode), 258–263 (Tabellen), 264f. (Auswertung). Ergänzend die Berichte von Curt Floericke (1890–1895), in: *Journal für Ornithologie* 39, 42, 44 (1891, 1894, 1896, 1896), S. 136–155, 67–81, 399–415, 480–498, bzw. von Otto LE ROI / Johannes THIENEMANN, ebd. 51 (1903), S. 161–231. Beobachtungen bei Schnepfen führten zu der Folgerung, dass eine länger anhaltende milde und sonnige Witterung den Vogelzug allmählich vor sich gehen lasse, während ihn eine Unterbrechung durch Wetterumbrüche stark beschleunige. Vgl. THIENEMANN, ebd. 60 (1912), S. 223f.

¹⁸ Beobachtung mit Peilsendern und Satelliten 2009/2010. Bildzitat nach: Русский (wie Anm. 14), S. 395.

Im Ordensland bzw. Herzogtum Preußen wurden gelegentlich auch Gerfalcken gefangen. Der Gerfalke (*Falco rusticolus*) ist die größte Falkenart. Seine Aufenthaltsgebiete liegen, abhängig vom Auftreten von Alpen- oder Moorschneehühnern (*Lagopus muta* bzw. *Lagopus lagopus*, ihren Hauptbeutetieren), in der Subarktis bzw. Arktis. Zuweilen schwärmen allerdings junge Männchen weiter nach Südwesten aus. In Russland waren die Herkunftsgebiete solcher junger Gerfalcken, die sporadisch nach Alt-Preußen (heutiger Oblast Kaliningrad) sowie ins westliche Litauen fliegen, bis nach dem Zweiten Weltkrieg in West- und Mittelsibirien zu finden. Die Wanderungen der schwärmenden jungen Männchen beginnen in der Regel bald, nachdem die Tiere gegen Ende August/Anfang September flügge geworden sind¹⁹.

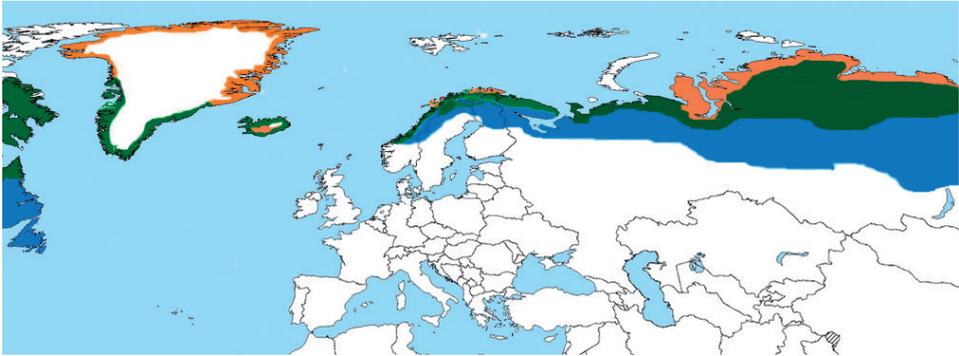


Abb. 6. Verbreitung der Gerfalcken in Europa und Asien²⁰

Meteorologische Voraussetzungen

Aber kehren wir zu den häufigeren Wanderfalcken zurück. Abb. 7 zeigt den durchschnittlichen Temperaturverlauf und die mittelfristig gemittelten Regentage (1961–1990) in Murmansk. Nur die Monate April bis Juli bieten ausreichende Voraussetzungen zu Eiablage, Brut und Pflege von jungen Wanderfalcken²¹. Starke Windböen und Frosteinbrüche mit Schneefall im Sommer dürften

¹⁹ Georgij P. DEMIENTEW, *Der Gerfalke* (Die Neue Brehm-Bücherei. 284), Wittenberg 1960, S. 19–21.

²⁰ Rot = Sommeraufenthalt mit Brut, Jungvögel als Zugvögel. Dunkelgrün = Standvögel. Dunkelblau = Winteraufenthalt. Zeichnung von Ulrich Prokop. https://de.wikipedia.org/wiki/Gerfalke#/media/File:Falco_rusticolus_distr.png (Stand: 8. Juli 2017).

²¹ Wolfgang FISCHER, *Der Wanderfalke. Falco peregrinus und Falco Pelegrinoides* (Die neue Brehm-Bücherei. 380), Wittenberg 1977, S. 68, 74.

die Anzahl überlebender Falken auf der Halbinsel Kola am ehesten einschränken²².



Abb. 7. Temperaturverlauf und Regentage in Murmansk²³

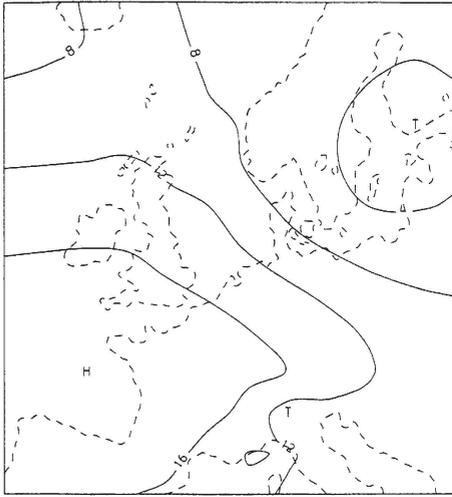
Zu bedenken ist auch, dass das fennoskandische Klima in Wechselwirkung mit dem west- und mitteleuropäischen Klima steht. Ein warmer und regnerischer Sommer in West- und Mitteleuropa ermöglicht damit bei der Häufung bestimmter Wetterlagen den Rückschluss auf einen besonders windigen und kalten Sommer im Norden des Kontinents.

Falken im Kräftespiel der Großen

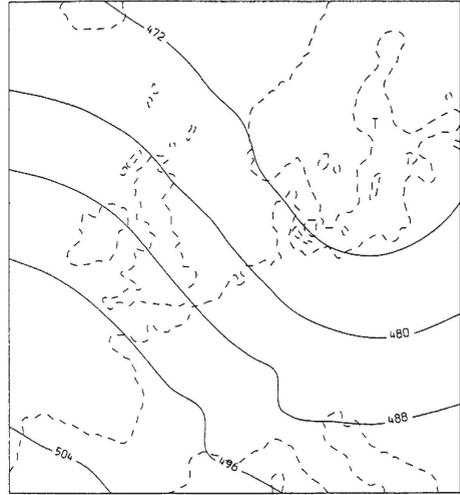
Um weiter unten zu einem plausiblen Bild von den Zuggewohnheiten von Wander- und Gerfalken in Alt-Preußen im ausgehenden Mittelalter und der frühen Neuzeit zu gelangen, lohnt sich zunächst ein Blick in das zwischen 1398 und 1409 auf der Marienburg geführte Große Tresslerbuch, ein kumuliertes Rechnungsbuch, das Einnahmen und Ausgaben mehrerer großer Gebietiger des Deutschen Ordens aufführt. Es finden sich dort vor allem Rechnungen des (in Danzig residierenden) Großschäffers, des Tresslers sowie des Hauskomturs von Marienburg. Es handelt sich hierbei um Journale, die, für jedes Jahr angelegt,

²² Vgl. https://en.wikipedia.org/wiki/Kola_Peninsula#Climate, https://ru.wikipedia.org/wiki/Кольский_полуостров, https://ru.wikipedia.org/wiki/Мурманская_область (Stand: 7. Juli 2017).

²³ <http://www.wetterkontor.de/de/klima/klima2.asp?land=ru&stat=22113> (Stand: 7. Juli 2017).



Mittlere Verteilung des Geopotentials
in 1000 hpa für Wetterlage 15 (NWAZT)



Mittlere Verteilung des Geopotentials
in 1000 hpa für Wetterlage 15 (NWAZT)

Abb. 8. Häufige Wetterlage im Sommer bzw. im Juli (1979–1990)²⁴

Ausgaben und Einnahmen verschiedener Art jeweils in chronologischer Reihenfolge aufführen und dabei die Art der Posten mit kurzen Worten umschreiben. Ein erster Blick gilt dem Erwerb und der Ausfuhr von Falken, die von ihrem Rang im politischen Kräftespiel der Großen beeinflusst waren.

Abb. 9 zeigt, dass durchschnittlich 130 Falken pro Jahr gefangen, aber nur 83 Tiere ausgeführt wurden²⁵. Sie verweist damit auf eine kontinuierliche und zugleich schwankende Dunkelziffer beim Export im Vergleich zum Import²⁶.

²⁴ 13,6 bzw. 17,6 %, berechnet für den Zeitraum Juli 1979 bis Juni 1990. Bildzitat nach: Ernst DITTMANN, Objektive Wetterlagenklassifikation (Berichte des Deutschen Wetterdienstes. 197), Offenbach am Main 1995, S. 38.

²⁵ Vgl. Das Marienburger Tresslerbuch der Jahre 1399–1409, hg. von Erich JOACHIM, Königsberg in Preußen 1896, S. 23 f., 28, 32, 35, 37, 76–78, 85 f., 104, 123 f., 163, 165 f., 193 f., 202, 233, 270–274, 276, 306–308, 312, 322–325, 338 f., 361 f., 365–367, 382–384, 393 f., 400–407, 418, 430, 434–436, 444, 447–449, 465, 469 f., 474, 478, 483 f., 487, 489, 491, 494 f., 504–506, 510–512, 534, 537, 543, 545, 556, 571, 584, 591, 593 f. Zahlen in Klammern gemäß STADIE, Jagdliches (wie Anm. 2), S. 178, der offenkundig nur die summarischen Belege gegen Ende des jeweiligen Rechnungsjahres auswertet. G = Gerfalke, HF = Handfalke (Terzel), H = Habicht, MB = Mäusebussard. Die Streuung ist mit 107 (195–88) bzw. 137 (195–58) Tieren vergleichsweise groß.

²⁶ Gründe können verlorene Quellen, verendete Tiere oder der Eigenhandel der Falkner sein.

Jahr	Anzahl Erwerb (Fang / Kauf)	Anzahl Ausfuhr	Anmerkung
1398	58 (58)	/	Zahl ist Übertrag aus dem Vorjahr
1399	> 157 (146) 1 G	100	Unbekannte Anzahl Falken aus Brandenburg, einem unbekanntem Ort, aus Samland und aus Russland bzw. nach Gotland und an den Großschäffer
1400	> 195 (201) 1 H	> 135	Unbekannte Anzahl aus Brandenburg und Balga bzw. unbekannt Anzahl Falken und Habichte nach Polen
1401	> 169 (162) 2 G	90	Unbekannte Anzahl aus Brandenburg und Balga bzw. nach Kujawien und die Htzgin von Österreich; Jahresübersicht über Aufträge an den Falkner
1402	108 (106) 1 G	72	
1403	140 (134) 1 G	95	
1404	88 (73)	60	
1405	194 (204) 1 G 1 HF	94	
1406	> 97 (87)	50	
1407	> 90 (63) 1 G 1 HF 1 H 1 MB	40	Unbekannte Anzahl aus Nürnberg bzw. für den Kg von Polen
1408	> 125 (102) 3 G 1 HF 1 H	80	Unbekannte Anzahl für den Kg von Polen
1409	142 (135) 1 G 1 H	> 99	Unbekannte Anzahl für den Kg von Ungarn, den Kg v Polen (über Thorn) und den Htzg von Teschen; möglicherweise werden in diesem Jahr weniger Falken pro Kasten transportiert; mehrere Falken und ein weißer Habicht von Großfürst Witold werden als 3 Falken gezählt
1398 (1399) bis 1409	> 1563 (1471) darunter 10 G, 3 HF, 4 H	915	

Abb. 9. Erwerb und Ausfuhr von Falken (1398–1409)

Nachfolgend werden die Termine, die Adressaten und der jeweilige Umfang der Falkengeschenke des Hochmeisters gemäß dem Tresslerbuch aufgeführt.

Nr.	Datum	Falkenanzahl
1.	1399 XI	100
2.	1400 XI 14	> 135
3.	1401 XI 25	90
4.	1402 XI 29	72
5.	1403 XI 16	95
6.	1404 XI 31	60
7.	1405 XII 11	94
8.	1406	50
9.	1407 XII 5	40
10.	1408	80
11.	1409 XII 12	99
Σ	1399–1409	915
Ω	1399–1409	≈ 83

Abb. 10. Falkenausfuhr (1399–1409)²⁷

Die Angaben erlauben zum einen eine qualitative, zum anderen eine quantitative und temporale Auswertung. Neben Stammdressaten gab es offenkundig wechselnde Adressaten, was an der jeweiligen politischen Konstellation und Situation lag. Ein detaillierter Vergleich der avisierten Großen vor dem jeweiligen historischen Hintergrund führt zu folgenden Ergebnissen²⁸:

1399 Pfgf bei Rhein (3 K); Kg von Ungarn (2 K); Hzge von Österreich (2 K); Röm Kg, Bgf von Nürnberg und Hzg von Bayern; Hzge von Sachsen, Meißen und Württemberg (je 1 K)

²⁷ Zur Schätzung von zehn Vögeln pro Kasten vgl. Tresslerbuch (wie Anm. 25), S. 193: *Falken von Koningsberg: item 50 m. vor 50 falcken. item 4 m. vor 1 gerfalcken. item 4 m. des felkeners lon. item 12 m. vor os. item 1 1/-2 m. huszins. item 1 m. vor huben. item 1 m. vor lynwot. item 2½ m. vor 5 casen. item 1½ m., die falcken von der Nerge zu tragen. item 2½ m., die falcken ken Marienburg zutragen. das gelt entpfing von uns der huskompthur von Koningsberg selben am tage Elyzabeth. Summa 118 mark an 8 pfenge.* Hervorhebungen von der Vf.in ergänzt.

²⁸ Adressaten: Standardschrift = angestammte Adressaten, fett = neu hinzukommende Adressaten, kursiv = Wiederaufnahme früherer Adressaten. Bf = Bischof, Bgf = Burggraf, Ebf(e) = Erzbischof (Erzbischöfe), Gf(n) = Graf(en), Hzg(e) = Herzog (Herzöge), K = Kasten/Kästen, Kg = König, Mgf(n) = Markgraf(en), Pfgf = Pfalzgraf, Röm = Römischer. Vgl. D. HECKMANN, Jagdfalken (wie Anm. 1). Für die nachfolgenden Kräftekonstellationen wurde auf Literatur verzichtet, da sie sich leicht mit Hilfe der einschlägigen Lexika und Handbücher nachvollziehen lassen.

Im Jahre 1399/1400 erreichte die Krise im römisch-deutschen Reich ihren Höhepunkt. Ruprecht III., Pfalzgraf bei Rhein, wurde im Sommer 1400 durch die Kurfürsten zum Römischen König († 1410) gewählt. Der Luxemburger Sigismund, seit 1387 König von Ungarn und Kroatien, erlangte erst 1411 den römisch-deutschen Thron, 1419 wurde er außerdem König von Böhmen und 1433 Kaiser († 1437). Ebenfalls als Römischer König hatte seit 1376/78 Wenzel, ein weiterer Luxemburger, amtiert († 1419). Auch die Herzöge von Österreich (Habsburger), Bayern (Wittelsbacher) und Sachsen (Askanier), der Markgraf von Meißen (Wettiner), der Graf von Württemberg und der Burggraf von Nürnberg (Hohenzoller) zählten zum Hochadel des römisch-deutschen Reiches. Interessant ist die höhere Wertschätzung für den Pfalzgrafen bei Rhein und den König von Ungarn im Vergleich zum amtierenden Römischen König. Sie zeigt, wie gut informiert der Hochmeister über die zeitgenössische Machtkonstellation war. Die falsch angegebenen Titel des Markgrafen von Meißen und des Grafen von Württemberg dürften kaum auf einem Irrtum beruhen. Möglicherweise wollte Konrad von Jungingen (1393–1407) ihnen gegenüber eine besondere Wertschätzung zum Ausdruck bringen, als er sie mit genauso viel Falken ehrte wie einen Herzog.

1400 Kg von Frankreich (2 K); Bgf von Nürnberg und Hzge von Österreich; Hzge von Sachsen, Meißen und Württemberg; Röm Kg; **Ebf von Mainz und Gf Eberhard; Ebf von Köln und Hzg von Bayern; Hzg von Berg und Komtur von Koblenz** (je 1 K); **Gf von Holland** (½ K); [Konvent in] **Friedecke = Briesen / Kulmerland** (10 Falken); Kg von Ungarn (6); **Bf von Kulm** (4)

Erstmals im Jahr 1400 tauchen die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier, also die geistlichen Kurfürsten, als Adressaten von Falkengeschenken auf, angesichts der Doppelwahl im Sommer keine Überraschung. Mit dem König von Frankreich und dem Grafen von Holland rückte das Geschehen in den weiter westlich gelegenen Reichen ins Blickfeld des Hochmeisters in Preußen. Die Verbindung nach Westen verlief dabei offenkundig über den Komtur von Koblenz. Innerhalb des Ordenslandes Preußen galt es, besonders den Priesterkonvent von Friedecke und den Bischof von Kulm mit Falken zu ehren.

1401 Kurfürsten u. a. am Rhein (4 K); Hzge von Österreich (2 K); **Kg von Böhmen**; Hzge von Meißen und Württemberg; Hzg von Österreich und Bgf von Nürnberg (jeweils 1 K)

1401 brach König Ruprecht nach Italien auf, getrieben von der vergeblichen Hoffnung auf die Kaiserkrone. Angesichts der unsicheren Königsfrage ehrte der Hochmeister, vermutlich zur eigenen Absicherung, den Luxemburger Wenzel als König von Böhmen mit einem Falkengeschenk.

1402 *Röm Kg* Hzg Lupold von Österreich und **Bf von Freising**; Hzg von Österreich und Gf von Württemberg; **Hzge von Geldern und Berg**; Hzge von Meißen und Sachsen; *Ebf von Köln* und **Gf von Katzenelnbogen**; Ebf von Mainz und Bf von Trier (jeweils 1 K); **Bf von Kulm** (2 Falken); *Komtur von Koblenz* (2 Falken)

Es war wieder der römisch-deutsche König, den der Hochmeister 1402 nach dessen Rückkehr aus Italien mit Falken beschenkte, während der König von Böhmen wieder aus seiner Gunst verschwand. Der Bischof von Freising, zugleich Kanzler der Herzöge von Österreich, übte zu dieser Zeit offenkundig einen großen Einfluss auf die Habsburger aus. Ähnliches gilt für den Grafen von Katzenelnbogen und den Erzbischof von Köln. Die Macht des Grafen gründete ja vor allem auf Einnahmen aus den Rheinzöllen. Die Falken für die Herzöge von Geldern und Berg sowie den Komtur von Koblenz standen für das Interesse des Hochmeisters am Nordwesten des Reiches. Wilhelm von Geldern und Jülich hatte zudem 1383, 1388/89 und 1393 an Preußenfahrten teilgenommen. Wilhelm war daher dem Hochmeister Konrad von Jungingen, der seit etwa 1380 in Preußen nachgewiesen ist, wahrscheinlich sogar persönlich bekannt. Das Falkengeschenk für den Bischof von Kulm galt einem von vier Bischöfen im Ordensland.

1403 *Kg von Frankreich* und **Hzge von Burgund und Orléans** (2 K); Hzge von Österreich und **Landkomtur von Österreich** (1½ K); *Röm Kg*; Ebfe von Mainz, Trier und Gf von Katzenelnbogen; Ebf von Köln und Hzg von Berg; Hzge von Geldern und *Holland*; Hzg von Sachsen und Mgf von Meißen; Hzg von Württemberg und *Bgf von Nürnberg* (je 1 K)

Die Gruppierung von 1403 zeigt die groben Richtungen der westlichen Falkentransporte an: Hierzu zählen der fernere Westen, die Alpenregion, die Rheinschiene sowie der Nordwesten, der Osten und der Südwesten des Reiches. Wegen der periodischen Wahnsinnsanfälle des französischen Königs rückten die einflussreichsten Großen um den König in das Blickfeld des Hochmeisters. Die Herzöge von Berg und Geldern werden um ihren Nachbarn in Holland ergänzt. Der Landkomtur von Österreich scheint in diesem Jahr für den Hoch-

meister eine ähnliche Vermittlerrolle in Richtung Wien zu spielen wie vormalig der Bischof von Freising.

1404 *Kg von Böhmen*; Hzge von Österreich; Herr von Württemberg und Bgf von Nürnberg; Röm Kg; Ebfe von Mainz und Trier und Herr von Katzenelnbogen; Ebf von Köln und Hzg von Geldern (je 1 K); **Hzg Albrecht von Österreich** (2 Falken)

Nachdem Wenzel IV. aus der Gefangenschaft seines Bruders Sigismund, des Königs von Ungarn, Ende 1403 entkommen war, fand er 1404 wieder Aufnahme unter die Adressaten für Falkengeschenke. Während westliche Namen bis auf den Herzog von Geldern fehlen, findet sich erstmals der Name des späteren römisch-deutschen Königs und Kaisers, Albrecht. Er trat in diesem Jahr, noch minderjährig, die Nachfolge seines gleichnamigen Vaters als Herzog vom Österreich an. Die beiden Falken sollten dem erst sieben Jahre alten Knaben wohl besondere Freude bereiten.

1405 Hzge von Österreich (2 K); Kg von Böhmen; Gf von Württemberg und *Mgf von Meissen*; Hzg von Sachsen und Bgf von Nürnberg; Röm Kg; Ebf von Köln und Gf von Katzenelnbogen; Ebfe von Mainz und Trier; Hzge von Geldern **und Kleve**; Hzg von *Holland und Komtur von Koblenz* (je 1 K); **Kg von Polen** (8 Falken); **Hzg von Masowien** (4 Falken)

1405 erweiterte sich das Netz an möglichen Partnern im diplomatischen Spiel erneut um den Osten des Reiches mit dem Markgrafen von Meissen und dem Herzog von Sachsen sowie erstmals um zwei Nachbarn, deren Reiche im Süden an Preußen grenzten: den König von Polen und den Herzog von Masowien.

1406 *Kg von Ungarn* (11 Falken); Kg von Polen (7 Falken); **Hzg von Oels** (4 Falken); Röm Kg und Kurfürsten am Rhein (4 K); Hzg von Österreich (1 K)

Die mehrjährige Missachtung Sigismunds durch den Hochmeister sollte 1406 offenkundig durch ein besonders großes Falkengeschenk aufgewogen werden. Der König von Polen wurde um den Herzog von Oels, das heißt einen schlesischen Piasten aus dem Glogauer Zweig, ergänzt, während im römisch-deutschen Reich der Kurfürstenkönig Ruprecht, die Kurfürsten sowie die Herzöge von Österreich mit Falken ausgestattet wurden.

1407 Bgf von Nürnberg und Gf von Württemberg (1 K); Röm Kg und Kurfürsten am Rhein (3 K); Kg von Polen, **Deutschmeister**, Gf von Öttingen und Mgf von Meißen (jeweils unbekannte Anzahl)

Mit dem Beginn der nur dreijährigen Amtszeit Ulrichs von Jungingen († 1410 in der Schlacht bei Tannenberg) tauchten im Jahre 1407 einmalig der Deutschmeister Konrad von Egloffstein, der der Wahl des neuen Hochmeisters ferngeblieben war, und der königliche Hofmeister, Graf Friedrich III. von Öttingen, unter den Adressaten für Falkengeschenke auf. Es ging hierbei vermutlich um eine Ehrbezeugungen gegenüber ordensinternen Gegnern. Sonst galten die diplomatischen Ehrengaben dem König von Polen als Nachbarn sowie den üblichen Vertretern des Hochadels im römisch-deutschen Reich.

1408 Kg von Ungarn; Kurfürsten, Gf von Katzenelnbogen und Hzg von Geldern (jeweils 2 K); Röm Kg; Hzge von Sachsen und Meißen; Bgf von Nürnberg und Gf von Württemberg (je 1 K)

1408 sind es wieder der König von Ungarn, der auch als Erbe Wenzels in Böhmen vorgesehen war, und der Herzog von Geldern, die die üblichen Namen von Falkenempfängern aus dem übrigen römisch-deutschen Reich ergänzen. Rainald von Jülich-Geldern war im römisch-deutschen Reich ein Anhänger König Ruprechts und in Frankreich ein Parteigänger Ludwigs von Orléans. Er hatte sich 1406 mit dem Wittelsbacher Grafen von Holland und Hennegau vergeblich gegen die Kandidatur Antons von Burgund als Herzog von Brabant verbündet und sah sich danach durch zunehmende Verschuldung den Forderungen der einheimischen Stände gegenübergestellt.

1409 Kg von Ungarn (wohl 1 K); Hzge von Österreich (1 K); Kg von Frankreich und Hzg von Burgund (28 Falken + 1 Gerfalke = 2 K); Röm Kg, 3 geistliche Kurfürsten, Gf von Katzenelnbogen und Hzg von Geldern (4 K = 10 + 3 X 8 + 2 X 3); Bgf von Nürnberg und Gf von Württemberg (1 K); Hzge von Sachsen und Meißen (1 K)

Das umfangreiche Falkengeschenk von 1409 an den König von Frankreich und den Herzog von Burgund wirkte als klare Parteinahme für die burgundische Hofpartei, der der nächstjüngere Bruder des Königs, Ludwig von Orléans, zwei Jahre früher zum Opfer gefallen war. Der König von Ungarn, dessen Herrschaftsgebiet das römisch-deutsche Reich im Südwesten flankierte, sollte nur

ein Jahr später zum römisch-deutschen König aufsteigen. Mit einem Wort, der Hochmeister setzte in beiden Fällen auf die Sieger, eine Parteinahme, die ein Jahr vor dem Desaster bei Tannenberg ein interessantes Schlaglicht auf die von ihm beanspruchte Rolle im Kräftespiel Mittel- und Westeuropas wirft.

Insgesamt betrachtet, ergibt sich eine quantitativ umfangreichere und deutlich regelmäßigere Ausfuhr von Falken des Hochmeisters in den Westen (Frankreich, Burgund, Reich) als in den Osten (Russland) bzw. Südosten (Polen, Ungarn) Europas. Schaut man hingegen auf die Falkner, so lässt sich ein Schwanken ihrer Abreisetermine zwischen Mitte und Ende November konstatieren; gelegentlich verließen sie schon Ende Oktober, mehrmals aber auch erst Anfang bis Mitte Dezember die Marienburg, den damaligen Sitz des Hochmeisters²⁹.

Die Reiserouten der Falkner

Zum Vergleich werden nun die Listen für dreißig Falkenlieferungen nach Mittel- und Westeuropa aus den Jahren 1533 bis 1569 ausgewertet. Nur für sechs der 36 Jahre fehlen uns Falkenlisten (1541, 1545, 1558, 1561, 1564, 1568), so dass wir ohne Bedenken von einer seriellen Quelle sprechen können. Es handelt sich bei den Falkenlisten zum einen um Verzeichnisse, die bei der Abreise ausgestellt wurden, zum anderen um Aufstellungen, die der Falkner dem Herzog, der in Königsberg residierte, nach seiner Rückkehr vorlegte. Anhand der Liste, die er vor seiner Abreise erstellte, hat der Falkner schlussendlich wohl auch abgerechnet.

Bei den Adressaten lässt sich eine Ausweitung der Geschenkparker bis hin nach Spanien, eine Intensivierung der Falkenkontakte mit den Königreichen Frankreich und England sowie eine Konzentration auf kaiserliche und königliche Empfänger und hohe Höflinge zu Lasten sonstiger Adelsvertreter feststellen. Die Habsburger rangierten dabei klar vor allen anderen Adressaten. Herzog Albrecht scheint Frankreich bei seinen Falkensendungen deutlich bevorzugt zu haben, und das trotz der konfessionellen Einmütigkeit, die ihn eigentlich mit England verband.

Bei der Reise im Winter des Jahres 1548/1549 überließ der Falkner wegen der Gefangennahme des Lordprotektors von England drei Falken stattdessen Anne de Montmorency, dem Konnetabel von Frankreich. Er versuchte nach eigener

²⁹ Die Termine in Abb. 10 lassen sich an den enthaltenen Einzelrechnungen ablesen oder aus der jeweiligen Reihung mehrerer Daten in den Rechnungen erschließen.

Nr.	Datum	Falkenanzahl	Quelle
1.	1533	34	FL, 2r
2.	1534	44	FL, 2r
3.	1535	48	FL, 3r
4.	1536 XI 4	78	FL, 5rv
5.	1537 X 21	89	FL, 6v, 7r
6.	1538 X 18	55	FL, 8r, 9rv
7.	1539 X 31	56 (51)	FL, 10r, 11r, 12r
8.	1540 X	≈ 28	FL, 13rv
9.	1541	k. A.	
10.	1542	66 ³⁰ + 1	FL, 14rv
11.	1543	76 ³¹	FL, 15rv
12.	1544 X 21	40	FL, 16rv
13.	1545	k. A.	
14.	1546	36 ³²	FL, 17r
15.	1547	46	FL, 18rv
16.	1548 X 19/20	44	FL, 19rv, 20r
17.	1549	43	FL, 20rv
18.	1550	74 ³³	FL, 21rv
19.	1551	70	FL, 22rv
20.	1552	> 74 (52) ³⁴	FL, 23r, 24r
21.	1553	70 ³⁵	FL, 25rv
22.	1554	62	FL, 26rv
23.	1555	77	FL, 27rv
24.	1556	80 (83) ³⁶	FL, 28rv, 29rv
25.	1557	53 (60) ³⁷	FL, 30rv

³⁰ 44 junge und 13 alte Falken.

³¹ 56 junge und 20 alte Falken.

³² Die Liste spricht von 46 Falken. Da die nichtdeutschen Adressaten fehlen, könnte ein anderer Falkner nach Frankreich und England aufgebrochen sein.

³³ Sechs weitere Falken, die für den Bischof von Straßburg, Ahasver von Brandt und evtl. Thomas Sokołoswki von Falkenhayn bestimmt waren, ließ der Falkner auf der Marienburg zurück. FL, 21r.

³⁴ Die erste Zahl gibt die Planungsliste, die zweite Zahl die Ausführungsliste wieder. Drei Falken ließ der Falkner auch in diesem Jahr auf der Marienburg zurück. FL, 23rv.

³⁵ Es folgen ab diesem Jahr zumeist reine Austeilungslisten, die den Stand bei der Abreise des Falkners anzeigen.

³⁶ Die leicht größere Zahl von Falken in der Vollzugsliste ergibt sich aus der nachträglichen Aufnahme des Landgrafen von Hessen und des Herzogs von Savoyen unter die Beschenkten. FL, 29r.

³⁷ Die größere Zahl ergibt sich aus einer anderen Aufteilung der Falken an die Adressaten. Die Abrechnung erfolgt in diesem Fall direkt an der Abreiseliste. FL, 30r.

26.	1558	k. A.	
27.	1559 X 25	> 56 (46) ³⁸	FL, 31r
28.	1560 X 14	68 (66) ³⁹	FL, 31v, 32r
29.	1561	k. A.	
30.	1562	64 ⁴⁰	FL, 33rv
31.	1563	56 (54) ⁴¹	FL, 34r
32.	1564	k. A.	
33.	1565	54	FL, 35r
34.	1566	60	FL, 36r
35.	1567	68 (54) ⁴²	FL, 37rv
36.	1568	k. A.	
37.	1569	38	FL, 38rv
Σ	1533–1569	1809 (1778)	
Ω		60 (59)	
Ω		50 (49) ⁴³	

Abb. 11. Falkenausfuhr (1533–1569)

Aussage zudem, aus den Niederlanden *Kalkunische hunner*⁴⁴ sowie aus England einen *Britannischen bundt* und eine *Englische zucke* (Hündin) für den Herzog zu erwerben. Diese Angaben erlauben den Rückschluss, dass der Falkner über die Niederlande und England nach Frankreich gereist ist⁴⁵.

Diese Vermutung lässt sich anhand der Falkenbriefe der Jahre 1537 und 1538 weiter erhärten. Bei Falkenbriefen handelt es sich bekanntlich um die Begleitschreiben zu den übersandten Beizvögeln sowie die entsprechenden Dank-sagungen. Sie sind eng mit den Fürschreiben, also mit Empfehlungs- oder Promotorialbriefen, verwandt⁴⁶. Weitere Stichproben ergaben, dass Falken und ihre

³⁸ Von mehr als 56 Falken sind laut Abrechnung (*Summa*) nur 46 angekommen. FL, 31r.

³⁹ Von 56 Falken sind laut Abrechnung nur 54 angekommen. FL, 34r.

⁴⁰ Darunter zwei Habichte für Erzherzog Karl, den späteren Kaiser Karl V.

⁴¹ Von 56 Falken sind laut Abrechnung nur 54 angekommen. FL, 34r.

⁴² Statt ursprünglich 56 wurden 68 Falken verschickt, weshalb es zu einer Umverteilung der Tiere, aber auch zur Tilgung eines Adressaten kam. FL, 37rv.

⁴³ Die sechs Jahre ohne Falkenfang mit berechnet.

⁴⁴ Eher von dem holländischen Wort *kalkoen* als von der indischen Stadt Kalkutta abzuleiten, war dieser Ausdruck auch in Livland gebräuchlich. Vgl. W[ilhelm?] von GUTZEIT, Wörterbuch der deutschen Sprache Livlands, Bd. 2/1, Riga 1874, S. 8, Sp. 2.

⁴⁵ Die Liste spricht von 45 Falken.

⁴⁶ D. HECKMANN, Beziehungen (wie Anm. 1), S. 6.

Begleitschreiben vom 14. bis ins frühe 17. Jahrhundert an Fürstenhöfe in West- und Mitteleuropa verschickt worden sind⁴⁷.

Zählung	Datum	Ort	Absender	Adressat	Regesten-Nummer
1.	1537 X 21	Neidenburg	Hzg Albrecht	Diverse	32, 34f.
2.	1537 XII 5	Breda	Gf von Nassau-Dillenburg	Hzg Albrecht	37
3.	1537 XII 5	Breda	Prinz von Nassau-Dillenburg	Hzg Albrecht	38
4.	1537 XII 11	Brüssel	Hzg von Aarschot	Hzg Albrecht	39
5.	1537 XII 26	Engl Hof	Hzg von Suffolk	Hzg Albrecht	41
6.	1537 XII 29	Am frz Hof	Ratgeber des Kgs von England	Hzg Albrecht	42
7.	1537 XII 30	London	Diener des Kgs von England	Hzg Albrecht	44
8.	1537 XII 30	Lyon	Kg von Navarra	Hzg Albrecht	45
9.	1538 I 25	Saint-Vallier	Kg von Frankreich	Hzg Albrecht	46

Zählung	Datum	Ort	Absender	Adressat	Regesten-Nummer
1.	1538 X 18	Königsberg	Hzg Albrecht	Diverse	48–52, 56
2.	1538 XII 3	Wien?	Röm Kg	Hzg Albrecht	HBA A1
3.	1538 XII 22	Engl. Hof	Hzg von Suffolk	Hzg Albrecht	57
4.	1538 XII 23	Paris	Kg von Navarra und Aragón	Hzg Albrecht	58
5.	1538 XII 28	Saint-Germain-en-Laye	Kg von Frankreich	Hzg Albrecht	59
6.	1538 XII 30	Greenwich	Kg von England	Hzg Albrecht	60

Abb. 12. Reiserouten von Falknern (1537, 1538)

Falken als Klimaindikatoren

Die Ausfuhrtablette der Jahre 1533 bis 1569 (Abb. 11) erlaubt außerdem den vorsichtigen Rückschluss auf ein früheres Einsetzen des Winters im Vergleich zu den Jahren 1398–1409, denn sie vermerkt acht Termine im ausgehenden Oktober gegenüber nur noch einem Termin im November. Dieser Trend wird durch

⁴⁷ GStA PK, XX. HA, OBA 2556, 3313, 4887, 5030, 6294, 7631, 7723, 7730, 7833, 7896, 9221, 9254, 9459, 9887, 10526, 19637, 28689; OF 2a, pag. 26 f., OF 153a, pag. 122. Vgl. auch MAGER, Wildbahn (wie Anm. 2), S. 273–280.

die Falkenbriefe der Jahre 1533 bis 1569 bestätigt, die praktisch durchgehend auf Termine in der 2. oder 3. Oktoberwoche hinweisen.

Zählung	Datum	Falkenanzahl ⁴⁸	Quelle	Regesten- Nummer
1.	1533	34	FL, 2r	k. A.
2.	1534 X 20	44	FL, 2r	9–12
3.	1535 X 20–22	48	FL, 3r	17–20
4.	1536 XI 4	78	FL, 5rv	Vgl. 27
5.	1537 X 21–22 ⁴⁹	89	FL, 6v, 7r	32, 34 f.
6.	1538 X 18	55	FL, 8r, 9rv	48–52, 56
7.	1539 X 31 / XI 1	56 (51) → 56	FL, 10r, 11r, 12r	64–67
8.	1540 X 26	≈ 28 → 28	FL, 13rv	76–78
9.	1541 X 20	k. A. / 20 → 20	k. A.	95 f.
10.	1542 X 22	66 + 1	FL, 14rv	105–108
11.	1543 X 16	76	FL, 15rv	115–118
12.	1544 X 21	40	FL, 16rv	k. A.
13.	1545	k. A. / k. A. → 0	k. A.	k. A.
14.	1546	36	FL, 17r	k. A.
15.	1547 X 18	46	FL, 18rv	138
16.	1548 X 18 / 19 / 20	44	FL, 19rv, 20r	152–155
17.	1549 X 8, 10 ⁵⁰	43	FL, 20rv	170–172
18.	1550 X 8	74	FL, 21rv	183–186
19.	1551 X 30	70	FL, 22rv	194
20.	1552 X 10	> 74 (52) → 75	FL, 23r, 24r	209–211
21.	1553 X 15	70	FL, 25rv	220 f.
22.	1554 X 15	62	FL, 26rv	228–231
23.	1555 X 18	77	FL, 27rv	236–238
24.	1556 X 12	80 (83) → 83	FL, 28rv, 29rv	246 f.
25.	1557 X 15	53 (60) → 60	FL, 30rv	260–263
26.	1558 X 15	k. A. / > 5 → 6	k. A.	282 f.
27.	1559 X 25 / X 26	> 56 (46) → 57	FL, 31r	297–300
28.	1560 X 14 / X 14	68 (66) → 68	FL, 31v, 32r	320–322
29.	1561 X 10	k. A. / > 30 → 31	k. A.	340–344
30.	1562 X 9	64	FL, 33rv	378

⁴⁸ Die Zahlen wurden nur in den Jahren ohne aus den Falkenlisten bekannten Falkenfang gemäß den Falkenbriefen ergänzt. Die Abreisedaten der Falkner werden kursiv gesetzt, wenn sie aus den Daten der Falkenbriefe des Herzogs abgeleitet wurden. Die Regesten-Nummern richten sich nach: D. HECKMANN, Beziehungen (wie Anm. 1).

⁴⁹ Abreise des Falkners aus Neidenburg.

⁵⁰ Abreise des Falkners aus Puppen bei Johannisburg.

31.	1563 X 5	56 (54) → 56	FL, 34r	405–408
32.	1564 X 3, 4 ⁵¹	k. A. / > 10 → 11	k. A.	427f.
33.	1565 X 3	54	FL, 35r	495
34.	1566 vor XI 2	60	FL, 36r	513f.
35.	1567 X 7	68 (56) (≈ 32) → 68	FL, 37rv	519–521
36.	1568 X 6	k. A. → 0	k. A.	529
37.	1569 X 29	38	FL, 38rv	540 und 545 ⁵²
Σ	1533–1569	1888		
Ω	Pro Jahr	50		

Abb. 13. Falkenausfuhr (1533–1569)

Die Abb. 13 und 14 geben die jährliche Falkenzahl zwischen 1533 und 1569 wieder. Sie zeigen, dass sich seit 1558 die Jahre mit geringem Falkenfang häuften. Abgesehen hiervon, fallen die größten Schwankungen in die Jahre 1535/36, 1537/38, 1543/44 und 1549/50. Die jährliche Ausfuhr zwischen 1557 und 1569 ist zudem etwas niedriger als zwischen 1536 und 1556.

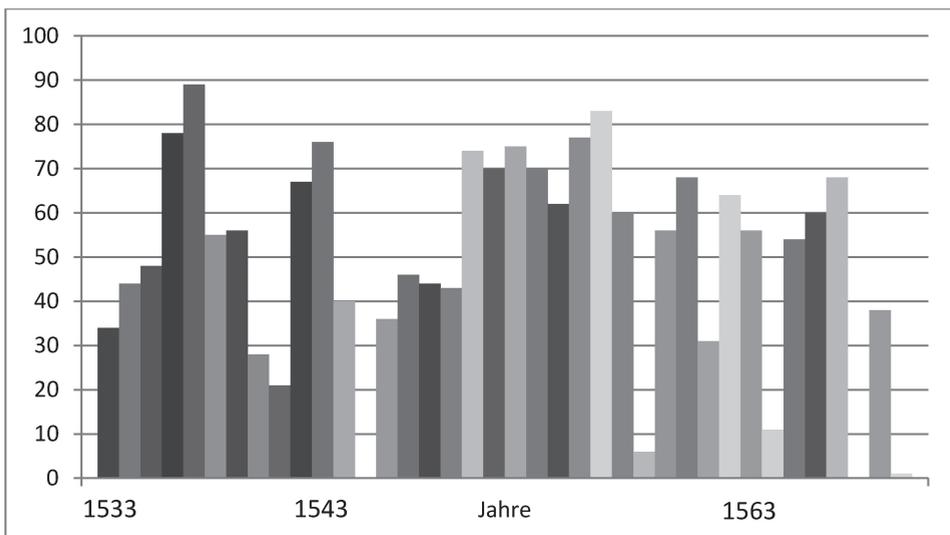


Abb. 14. Graphik der Falkenausfuhr (1533–1569)

⁵¹ Abreise des Falkners aus Neuhausen.

⁵² Brief aus Königsberg ohne Erwähnung von Falken, aber am 28. September 1570 die ausdrückliche Wiederaufnahme von Falkensendungen nach Spanien.

Kehren wir noch einmal an die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert zurück. Das Tresslerbuch der Jahre 1398 bis 1409 erlaubt die Folgerung, dass die Abreise des oder der Falkner mit den gefangenen Tieren in Richtung ranghoher Empfänger mit der Bildung des ersten Dauerfrostes auf den stehenden Gewässern, also mit dem Beginn des jeweiligen Winters, zusammenfiel. Die Termine des jeweiligen Wintereinbruchs werden nachfolgend mit weiteren Wetternachrichten aus zeitgenössischen Quellen verbunden, um ihre meteorologische Plausibilität zu überprüfen (Abb. 15)⁵³.

Jahr	Anzahl der Falken	Abreisetermine der Falkner (+- 3 Tage) ⁵⁴	Sonstige Wetternachrichten
1397/1398	Unbekannt	Unbekannt	k. A.
1398/1399	58	Unbekannt	Im Sommer viel Regen in Preußen
1399/1400	> 157	Anfang November	Ostsee vereist von Dänemark bis Livland
1400/1401	> 195	14. November	k. A.
1401/1402	> 169	25. November	k. A.
1402/1403	108	29. November	k. A.
1403/1404	140	16. November	k. A.
1404/1405	88	31. November	16. Oktober Großer Sturm in Preußen
1405/1406	194	11. Dezember	Feuchter Herbst, später Frost, frühes Tauen, sehr milder Winter
1406/1407	> 97	22. November ⁵⁵	Schnee im April (1406)
1407/1408	> 90	5. Dezember	Langer Winter, Weichselüberschwemmungen im Frühling
1408/1409	> 125	27. Oktober ⁵⁶	k. A.
1409/1410	142	12. Dezember	Dürre im Spätsommer

Abb. 15. Falkenfang, Wetterextreme und Wintereinbruch (1397–1409)

⁵³ Sonstige Wetternachrichten nach: HECKMANN, Weichseldelta (wie Anm. 6), S. 282f. (mit Quellen).

⁵⁴ Abreisetermine der Falkner = Zufrieren der Kurischen Nehrung und anderer Gewässer = Wintereinbruch.

⁵⁵ Gemäß der Notizen, die den Fangquoten unmittelbar vorausgehen. Vgl. Tresslerbuch (wie Anm. 25), S. 206.

⁵⁶ Gemäß der Notizen, die den Fangquoten unmittelbar vorausgehen. Vgl. Tresslerbuch (wie Anm. 25), S. 505.

Zählung	Datum	Falkenanzahl ⁵⁷	Wetternachrichten	Katalog-Nummer ⁵⁸
1.	1533	34	Starkregen und Überschwemmungen an der Weichsel im Spätwinter und im Sommer	408–412
2.	1534 X 20	44	Starkregen und Überschwemmungen an der Weichsel im Frühling und im Sommer, im August Dürre in Schlesien	413–427a
3.	1535 X 20–22	48	Regengüsse und Überschwemmungen im Spätsommer	427b–429
4.	1536 XI 4	78	Kalter Winter im Baltikum, Starkregen in Schlesien im Frühsommer, schöner Herbst, sehr kalter Winter (ab Dezember sechs Wochen Eis) in Schlesien	430–433
5.	1537 X 21–22 ⁵⁹	89	Späte Eisschmelze (V 4) und Hochwasser an Neisse (V 21–25) und Oder (V 31–VI 2), Gewitter mit Starkregen in Schweidnitz (VII 23)	434–445
6.	1538 X 18	55	Kein Wasser in der Weichsel	446
7.	1539 X 31 / XI 1	56 (51)	Hochwasser an der Oder im Januar, September und Dezember	447–453
8.	1540 X 26	≈ 28	Starkes Hochwasser an Oder und Weichsel im Februar, Flüsse trocknen im Sommer aus, Getreidemangel	454–460

Abb. 16. Falkenfang, Wetterextreme und Wintereinbruch (1533–1540)

Der frühe Wintereinbruch 1399, der sich am Falkenfang nach dem Tresslerbuch ablesen lässt, passt gut zur Jahrhundertvereisung der Ostsee. Auch der späte Wintereinbruch 1405 korreliert mit dem nachweisbar milden Winter, der darauf folgte. Der Umfang des Falkenfangs 1404, als zur Fangzeit der Falken ein großer Sturm über Preußen hinwegfegte, ist aber nur auf den ersten Blick vom Wetter abhängig. Die Jahrhundertvereisung der Ostsee im Winter 1399/1400

⁵⁷ Die Zahlen wurden nur in den Jahren ohne aus den Falkenlisten bekannten Falkenfang gemäß den Falkenbriefen ergänzt. Die Abreisedaten der Falkner werden kursiv gesetzt, wenn sie aus den Daten der Falkenbriefe des Herzogs abgeleitet wurden. Die Regestennummern richten sich nach: D. HECKMANN, Beziehungen (wie Anm. 1).

⁵⁸ Ryszard GIRGUŚ / Witold STRUPCZEWSKI, Wyjątki ze źródeł historycznych o nadzwyczajnych zjawiskach hydrologiczno-meteorologicznych na ziemiach polkich w wiekach od X do XVI [Außergewöhnliche hydrologische und meteorologische Phänomene in Polen vom 10. bis zum 16. Jahrhundert], Warszawa 1965. Die Mehrzahl der Hinweise stammt allerdings aus schlesischen Quellen.

⁵⁹ Abreise des Falkners aus Neidenburg.

wirkte sich nämlich nicht auf die Anzahl von mehr als 195 Falken im Herbst des Jahres 1400 aus, im Gegenteil. In den Jahren 1406/1407 bzw. 1407/1408 gab es in Preußen jeweils einen späten Sommer. Wenn diese Verspätung auch für die Halbinsel Kola und die Tundren Sibiriens zuträfe, wäre die Verkürzung der Sommerphase eine gute Erklärung für die reduzierte Falkenzahl (97 bzw. 90 Tiere) im Herbst 1406 bzw. im Herbst 1407. 1405 gab es in Preußen und vielleicht auch in der Arktis bzw. Subarktis einen frühen und damit langen Sommer, der zu der ungewöhnlichen großen Anzahl von 194 gefangenen Falken im Herbst 1405 führte. Der in Mitteleuropa verregnete Sommer des Jahres 1398 erlaubte nur einen Fang von 58 Falken, während die mitteleuropäische Dürre im Spätsommer 1409 den Falken am Polarkreis offenkundig kaum schadete. Diese Tendenzen bestätigt ein exemplarischer Vergleich der Anzahl gefangener Falken der Jahre 1533 bis 1540 mit aus zeitgenössischen Quellen bekannten Wetternachrichten.

Die Verschiebung des Wintereinbruchs in die dritte bzw. zweite Oktoberwoche (Abb. 13 und 16) entsprach dem Beginn der so genannten Kleinen Eiszeit, der seit dem 16. Jahrhundert auch das globale Klima auszeichnete. Hierzu passen auch die übrigen Extremereignisse, die die Quellen schildern: Starkregen und Überschwemmungen im Spätwinter und Frühling, Dürren, heftige Regenfälle und örtliche schwere Gewitter im Sommer, außerdem lange und strenge Winter. Vor allem windige und feuchtkalte Wetterlagen im Sommer, von denen die Halbinsel Kola und die Tundren Sibiriens betroffen waren, dürften sich auf die Zahl der Nachkommen der Falken ausgewirkt haben.

Ein Schlaglicht auf das historische Klima im Norden Europas wirft der Reisebericht des Kapitäns Sir Hugh Willoughby, der im Winter 1553/1554 an der Murmanküste strandete. Der Wintereinbruch erfolgte bereits um den 25. September 1553. Schnee und Eis kosteten ihm und 61 weiteren Männern im Januar 1554 das Leben⁶⁰. Die Falkenzahl von 62 im Jahr 1554 ausgeführten Tieren entspricht in etwa dem Durchschnitt der Jahre 1533 bis 1569 und erlaubt damit den Rückschluss auf ein klimatisches Normaljahr auf der Halbinsel Kola.

Im nächsten Schritt wird die regionale Herkunft der Falken im historischen Preußen betrachtet. Dieses ist auf Grund der Art der benutzten Quellen nur für das frühe 15. Jahrhundert möglich.

⁶⁰ John PINKERTON, *A General Collection of the Best and Most Interesting Voyages and Travels in all Parts of the World*, Bd. 1, Philadelphia 1810, S. 15.

Jahr	Anzahl	Anzahl aus Heils- berg ⁶¹	Anzahl aus Königsberg, Samland, Brandenburg, Balga u. a.	Anzahl aus Grobins (Kur- land)	Anzahl aus Windau (Kur- land)	Anzahl aus Ösel (Estland)	Anzahl sonstiger Falken ⁶²
1398	58		58	k. A.	k. A.	k. A.	
1399	> 157		> 78	30	48	k. A.	> 1 ⁶³
1400	> 195		> 94	45	54	k. A.	2 ⁶⁴
1401	> 169	13	67	26	53	k. A.	> 10 ⁶⁵
1402	108		58	9	18	21	2 ⁶⁶
1403	140	12	48	23	28	22	7 ⁶⁷
1404	88	1	29	24	8	18	8 ⁶⁸
1405	194	6	94	36	20	33	5 ⁶⁹
1406	> 97	> 2	46	14	11	17	7 ⁷⁰
1407	> 90	2	Ca. 32	22	13	17 + 1 MB	3 ⁷¹
1408	> 125	2	64	29	7	18 + Habichte	> 5 ⁷²
1409	> 142	> 16	50	15	> 27	23	> 11 ⁷³
Σ	1563	> 54	> 718	273	> 287	> 170	> 61
Ω	130	5	60	23	24	14	5
Ω in %	100	3,85	46,15	17,69	18,46	10,77	3,85

Abb. 17. Falkenfang in Preußen (1398–1409)

⁶¹ Die Einträge zu 1405 (S. 361) und 1406 (S. 402) zeigen, dass die Falken im Bistum Heilsberg i. d. R. im Spätsommer, also von Mitte August bis Mitte September, gefangen wurden. Die Bezahlung aus der Ordenskasse an den Falkner für den käuflichen Erwerb erfolgte zumeist erst gegen Jahresende.

⁶² Oft aus Gotland, Litauen oder dem Großen Werder.

⁶³ Mehrere aus Litauen.

⁶⁴ Aus Hoendorff (bei Elbing).

⁶⁵ 2 aus Schweden + 2 aus Soldau + ca. 4 aus Gotland + 2 unbekannter Herkunft.

⁶⁶ Von Preußen erworben.

⁶⁷ 5 aus Gotland + 2 unbekannter Herkunft.

⁶⁸ 3 aus Hela + 2 *Gorge* + 3 vom Landkomtur von Einsiedel.

⁶⁹ 2 aus Hela + 2 *Zum Gorken* + 1 Handfalke unbekannter Herkunft.

⁷⁰ 4 aus Gotland + 2 aus Hela + 1 vom Preußenmarkt.

⁷¹ 1 Handfalke aus Litauen + 1 aus Hela + 1 aus Hoendorff (bei Elbing).

⁷² Mehrere aus Litauen + 1 Habicht aus Gotland + (15 aus dem Vorjahr) + 1 Gerfalke + 2 aus Memel + 1 aus Elbing.

⁷³ 2 aus Danzig + 1 aus Osterode + 1 Habicht und Falken aus Litauen + 4 aus Hela + 1 aus Elbing + 1 aus Orlau + 1 aus Gotland.

Abb. 17 zeigt in etwa folgende Verteilung: Knapp die Hälfte der Falken stammte aus dem Bistum Samland, ein weiteres Drittel aus Livland (Grobin, Windau), ein Zehntel aus Estland (Insel Ösel) und nur jeweils etwa vier Hundertstel aus dem Bistum Ermland bzw. den übrigen Gebieten (Insel Hela, Großer Werder und Weichselniederung, Gotland und Litauen). Vergleicht man diese Ergebnisse mit den im Tresslerbuch verzeichneten Fangfristen, so ergibt sich folgender Zusammenhang: Die Falken trafen zuerst Ende August/Anfang September aus dem Bistum Ermland ein, im Oktober/November gefolgt von Tieren aus dem Bistum Samland, aus Kurland und dem restlichen Livland, den Abschluss machten Mitte November bis Mitte Dezember die Falken aus Königsberg. Diese wurden in der Kurischen Nehrung gefangen und dann zur Marienburg gebracht.



Abb. 18. Preußen und das Baltikum⁷⁴

⁷⁴ Bildzitat nach: Militärgeschichtliche Zeitschrift 65 (2006), S. 118.

Die Fangzeiten erlauben vorsichtige Rückschlüsse auf den Vogelzug in Alt-Preußen und dem Baltikum im Herbst. Die Falken erreichten hiernach im Spätsommer zunächst ihre Durchzugsquartiere im Bistum Ermland⁷⁵, vermutlich auch ihre temporären Aufenthaltsgebiete in Litauen. Danach suchten die Zugvögel von Ende Oktober bis Mitte Dezember ihre Durchzugsquartiere im Samland sowie in Kurland und Estland auf. Die Westküste Kurlands, die Insel Ösel und die Kurische Nehrung blieben wahrscheinlich längere Zeit als die Gewässer im Inland bzw. die übrigen Küsten des Baltikums eisfrei und erlaubten den Falken damit eine erfolgreiche Nahrungsaufnahme. Mit dem Einbruch des Winters und dem ersten Dauerfrost flogen die Falken schließlich in ihre Winterquartiere weiter⁷⁶.

Der Umgang des Menschen mit dem Falken

Den Umgang des Menschen mit dem Falken in Preußen beleuchten die Themen Fang, Ernährung, Pflege und Krankheiten sowie Abrichtung, Transport und Kosten der Falken. Nur wenig ist über die mittelalterlichen Fangmethoden von Falken bekannt. Immerhin weiß man, dass preußische Falken bevorzugt in der Sarkauer Heide bei Crantz („Falkenheide“, heute Lesnoje), der Karponer Heide sowie auf den beiden Nehrungen zu erbeuten waren. Bis ins 19. Jahrhundert gebräuchlich war dabei der Einsatz eines Lockvogels mit Klappboggennetz⁷⁷.

Nach Auskunft des um 1400 entstandenen Tresslerbuchs umfasste die Ernährung der Tiere in erster Linie Aas, Hühner und Eier. Zur Versorgung kamen noch Transportkästen, Leinwand zum Schutz sowie Schellen und Schildchen mit dem Wappen des Hochmeisters hinzu⁷⁸. Weitere Angaben macht die in Preußen entstandene und dann nach Wien gelangte Handschrift, die die so genannte „Wiener Falkenheilkunde“ enthält. Das Konvolut aus mehreren Texten hat einen praktischen Anstrich und behandelt im typisch ostmitteldeutschen Dialekt die Behandlung von Pferden, das Pfropfen von Bäumen, die Lagerung

⁷⁵ Hinzu kam eine gewisse Anzahl einheimischer Stand- und Strichvögel, die vor allem im Sommer gefangen wurden.

⁷⁶ Vgl. schon CURT FLOERICKE, Ornithologische Berichte von der Kurischen Nehrung II, in: *Journal für Ornithologie* 44/4 (1896), S. 67–81, bes. S. 81, der feststellt, „dass wenigstens der Herbstzug keineswegs in einem Ruck sich vollzieht, sondern in verhältnismäßig (!) kleinen Tage- und Nachtreisen von Raststation zu Raststation führt, bisweilen mit wochenlangem Aufenthalt an besonders viel versprechenden Punkten.“

⁷⁷ MAGER, *Wildbahn* (wie Anm. 2), S. 274 f.; Ein Ansbacher Beizbüchlein aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, hg. von Kurt LINDNER (Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd. 11), Berlin 1967, S. 217.

⁷⁸ Tresslerbuch (wie Anm. 25), S. 306 f., 393 f., 474, 593.

von Wein sowie die Behandlung von Pferden und Menschen mit geeigneten Kräutern. Es findet sich dort neben den zwei Texten des Elementarunterrichts auch eine Wurmbeschwörung, alles in deutscher Sprache. Die Zusammenstellung und heutige Aufbewahrung erlauben den vorsichtigen Rückschluss auf einen in Preußen ausgebildeten Scholaren der Wiener Universität als Schreiber und Erstbesitzer der Handschrift. Die Falkenheillehre, der in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts weisende Schriftbefund und ein 1477 entstandenes Tetragrammaton auf Maria legen eine Entstehung der Handschrift im Umfeld des Hochmeisters nahe, wahrscheinlich in Königsberg, da nur er das Vorrecht besaß, Falken zu halten⁷⁹.

Der Text gibt Richtlinien zur Abrichtung, Ernährung und Pflege sowie zur Behandlung von Falken im Krankheitsfall. Man solle dem Falken seine Schwingen belassen, den Falkenschuh eng um die eigenen Finger wickeln und die Schlingen um die Flügel nicht zu eng ziehen. Bei der Beiz habe sich der Falke zunächst an den Geruch des Menschen zu gewöhnen. Dann solle man ihn hungrig lassen, um sich ihn schließlich mit Hilfe geeigneten Futters mit dem Men-



Abb. 19: *Falco peregrinus peregrinus*⁸⁰

⁷⁹ MENHARDT, Verzeichnis (wie Anm. 7).

⁸⁰ https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/39/Peregrine_Falcon_from_the_Crossley_ID_Guide_Britain_and_Ireland.jpg?uselang=de (Stand: 8. Juli 2017).

schen vertraut zu machen. Nach seiner Zähmung sei der Falke an einer langen Leine zu führen. Flugübungen sollten immer auf den Menschen zu führen. Auch der richtigen Ernährung sind einige Bemerkungen gewidmet: So fresse der Beizvogel am liebsten Rindfleisch oder Hühner, auf jeden Fall solle das Fleisch vor der Fütterung gereinigt werden. Für jeden Falken sei ein Bad in sauberem Wasser eine Belohnung, doch danach solle er jedoch im Dunkeln gehalten werden.

Auch auf geregelte Verdauung, eine sorgsame Reinigung der Augen und des Gefieders sowie die Unterbringung in sauberer luftiger Umgebung, am besten im Dickicht, wird Wert gelegt. Ein unwilliger Falke sei hingegen mit einem Tuch abzudecken und dann mit Salz, Pfeffer und Ruß zu füttern. Auch eine Tinktur gegen Läuse, deren Rezeptur aus Frauenminze, Haferstrohlauge und Salz besteht, wird aufgeführt. Weiterhin geht es um Themen wie eine verspätete Mauser oder die richtige Begattung. Zudem sei besonders auf den Atem des Tieres zu achten, da er vielerlei Krankheiten anzeigen könne. Wenn sich der Falke entleere, sei er danach gut zu säubern, insbesondere im Krankheitsfall. Schließlich werden noch Hinweise zur Behandlung verschiedener Krankheiten angeführt. Hier sind Waschungen des Hauptes und besondere Futterzusätze die probaten Mittel. Nicht zuletzt geht es auch um das Gefieder, typische Verletzungen und das richtige Gewicht der Tiere⁸¹. Die richtige Aufzucht und Beiz zählten übrigens noch bis ins 20. Jahrhundert zum Standardwissen vieler Jäger und Züchter.

Anhand des Tresslerbuches lassen sich schließlich noch die Preise der Tiere im Rahmen eines fiktiven Warenkorbs abschätzen, da es Waren und Kosten verschiedener Kategorien anführt. So kostete der Erwerb eines Falken abhängig von Angebot und Nachfrage ein bis zwei Mark und lag damit zwischen dem finanziellen Aufwand für die Illumination von zwei Initialen in einer Handschrift und der fälligen Gebühr an einen Lohnschreiber für die Ausstellung einer Handfeste für eine Bauernschaft⁸². Ein Hengst, also ein voll ausgebildetes Reittier für einen Ritter, kostete demgegenüber im Jahre 1400 10½ Mark. Ähnlich teuer war die Handfeste für die Stadt Nordenburg durch den Schreiber des Hochmeisters. Mehr als 35½ Mark erforderte 1403 die Verschiffung von 92 Last und 11 Scheffel Korn von Schwetz nach Danzig, den Pfundzoll inbegriffen. Der Erwerb der Pfandschaft für die Neumark verschlang im Jahre 1402 sogar die beachtliche Summe von 4011½ Mark⁸³.

Die Kosten für den Falkner betrafen Fortbewegung, Länge des Reisewegs, Fahrkosten, Unterkunft, Verpflegung und Entlohnung. Abgerechnet wurde nach der Rückkehr des Falkners, wobei von einem Vorschuss zu Beginn der

⁸¹ Habichtslehre (wie Anm. 7), S. 233–242, 245–276.

⁸² Tresslerbuch (wie Anm. 25), S. 32, 37, 76 f., 155, 163.

⁸³ EBD., S. 85, 163, 271, 430.

Reise auszugehen ist⁸⁴. Immer wieder tauchen Aussagen zu Verpflegung und Unterkunft des Falkners auf. Der jeweilige Falkner wurde von Lohndienern und den Bischöfen des Ordenslandes beim Erwerb, der Pflege und dem Transport der Falken unterstützt. Die Reise dieses Ordensgesandten von der Marienburg zum König von Ungarn war dabei mit 11 Mark im Jahre 1408 fast dreimal so teuer wie der Ritt ins römisch-deutsche Reich (4 Mark)⁸⁵.

Die ökologischen und ökonomischen Kosten der Falknerei im Ordensland und Herzogtum Preußen

Die ökologischen Kosten des Falkenfangs und der Falkenausfuhr der preußischen Landesherrn lassen sich mit der aus dem jeweiligen Wetter folgenden Anzahl an Falken, die zwischen Ende August und Mitte Dezember in Alt-Preußen eintrafen, beziffern. Der Mangel an Tieren und die alljährlichen Termine des Vogelzugs resultierten vor allem wohl aus den Wetterphänomenen auf der Halbinsel Kola im Juni, Juli und August des jeweiligen Jahres. Das fennoskandische Klima dürfte – ähnlich wie heute – im Wechsel mit dem Wettergeschehen in Mitteleuropa gestanden haben. Frosteinbrüche und böige Winde (also Tiefdruckgebiete) im Sommer auf der Halbinsel Kola gingen wahrscheinlich mit häufigen Hochdrucklagen mit Nordwestströmung in Mitteleuropa einher, denn ein regnerischer Sommer in Mitteleuropa korreliert oft mit einer deutlichen Abnahme der Falken im nachfolgenden Herbst.

Von rund drei Jahrhunderten des Falkenfangs im Ordensland und Herzogtum Preußen konnten hier nur zwei Ausschnitte betrachtet werden. Immerhin ließen sie sich mit Angaben aus der zeitgenössischen Fachprosa zur Ernährung, Gesundheitsvorsorge und Abrichtung der Beiztiere verbinden. Dennoch stellt sich die Frage, ob es Rückwirkungen des Falkenfangs auf das ökologische Gleichgewicht an der südöstlichen Ostseeküste gab. Leider fehlen hierfür bislang – anders als im Zeitalter von Vogelberingung, Satellitenbeobachtung und Genom-Analysen – die nötigen Vergleichszahlen aus der übrigen Flora bzw. der Fauna. Möglicherweise lassen sich aber über die Auszählung entsprechender Falkenbriefe, Sedimentuntersuchungen und historische Pollenanalysen weitere Zusammenhänge erkennen⁸⁶.

Der Beginn des Winters, und hier erweisen sich die Falken als Klimaindikatoren, wurde durch den Abflug der Falken im Spätherbst angezeigt. Der Dreh-

⁸⁴ EBD., S. 23.

⁸⁵ EBD., S. 448, 506.

⁸⁶ Ania FILBRANDT-CZAJA, *Studia nad historią szaty roślinnej i krajobrazu Borów Tucholskich* [Studien zur Geschichte der Vegetation und Landschaft der Tucheler Heide], Toruń 2009.

und Angelpunkt dieses Beitrags lautet: Je früher im jeweiligen Jahr der Winter begann, desto früher verließen die Falken Preußen, Litauen und Livland. Der Wintereinbruch verschob sich, schaut man auf die Fangtermine der Falken, vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis zum zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts durchschnittlich um rund vier Wochen nach vorne, und zwar von der dritten Novemberwoche auf die dritte Oktoberwoche. Hintergrund hierfür war offenkundig der Beginn der Kleinen Eiszeit.

Die regionalen Fangtermine zeigen außerdem die Wanderung der Falken im Gefolge ihrer Beutetiere – kleine und mittelgroße Vögel – an, von den Seen und Flüssen im Landesinneren, wo sie im Spätsommer eintrafen, hin zur Ostseeküste, die sie beim Wintereinbruch verließen. Für besonders lange Zeit erlaubte dabei das von den Ausläufern des Golfstroms beeinflusste milde Klima der Kurischen Nehrung (lange Sonnenscheindauer, warmes Wasser) den Falken den Nahrungserwerb. Es lassen sich folglich an den Falken in Preußen grundlegende Erkenntnisse über den historischen Vogelzug vor dem Zeitalter der Beringung gewinnen⁸⁷.

Den Falkenlisten und Falkenbriefen des 16. Jahrhunderts verdanken wir überdies wichtige Erkenntnisse zu den Reisewegen, Ankunfts- und Abreisedaten der Falkner. Das Itinerar eines Falkners führte hiernach zumeist in der letzten Oktoberwoche von Preußen ins römisch-deutsche Reich, ehe dieser über die Niederlande und Flandern nach England reiste und abschließend nach Frankreich übersetzte, um endlich Mitte Januar nach Preußen zurückzukehren. Er benötigte für seine Reise insgesamt etwa 12 bis 13 Wochen. Wie schnell er sich täglich fortbewegte, dürfte ebenfalls zu berechnen sein. Diese Beobachtungen ergänzen die anhand der Falkenlisten getroffenen Feststellungen zum politischen Nutzen der Falknerei für das Ordensland bzw. Herzogtum Preußen.

Die ökonomischen Kosten der politisch-diplomatisch motivierten Falkengeschenke für west- und mitteleuropäische Fürsten betrafen die Fangprämien sowie die Reise-, Aufenthalts- und Verpflegungskosten für den Falkner und seine Tiere. Sie lagen im niedrigen bis mittleren zweistelligen Bereich und lassen sich als Beitrag zur Friedenserhaltung, für zeitnahe Informationen und für die (gelegentliche) Beteiligung am politischen Kräftespiel der eigenen Zeit bewerten. Oder mit anderen Worten: Ein Falke für den französischen König kostete nur ein Fünftel bis ein Viertel so viel wie ein Hengst für die Schlacht.

⁸⁷ Diese Erkenntnisse ließen sich mittels eines mittelfristigen Forschungsprojekts, das einerseits die erhaltenen Falkenbriefe des ausgehenden 14., 15. und 16. Jahrhunderts aufarbeitet und andererseits Falken und ihre Beutetiere im 20. und 21. Jahrhundert mit dem jeweiligen Winterbeginn vergleicht, sicher vertiefen. Geeignete Partner wären Ornithologen, Meteorologen, Archivare und Historiker. Ein der Kurischen Nehrung vorgelagerter Windpark könnte dabei einen guten ökonomischen Anreiz bieten, um den Vogelzug mit elektronischen Mitteln zu verfolgen.

Die Abschriftensammlung von Johannes Voigt (Staatsarchiv Königsberg) in der Russischen Staats- bibliothek in Moskau. Abschließende Bemerkungen¹

Von Alexander Baranov

Im November/Dezember 2010 ergab sich die Möglichkeit, die umfangreiche Abschriftensammlung aus dem Staatsarchiv Königsberg (heute XX. Hauptabteilung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, Berlin²), die in

¹ Dieses Projekt wurde vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der Ostpreußischen Kulturstiftung Ellingen unter ihrem Vorsitzenden Herrn Wolfgang Freyberg, der Historischen Kommission für ost- und westpreußischen Landesforschung unter ihrem Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Arno Mentzel-Reuters und der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens unter ihrem Präsidenten Herrn Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Udo Arnold finanziert. Allen diesen Organisationen und Personen danke ich für die Bereitschaft, meine Untersuchungen in Moskau zu unterstützen. In der Russischen Staatsbibliothek in Moskau sei dem Leiter der Handschriftenabteilung, Herrn Dr. Viktor F. Molčanov, für die Erlaubnis zur Untersuchung der Abschriften aus Königsberg gedankt. Für wertvolle Hilfe danke ich den leitenden Angestellten der Handschriftenabteilung, Frau Dr. Anna E. Rodionova und Frau Dr. Ljubov' A. Ševcova. Frau Dr. Daria Barow-Vassilevitsch danke ich für die fruchtbare Zusammenarbeit im Laufe des Projektes. Herrn Dr. Johannes Götz (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin) danke ich für wichtige Hinweise. Herrn Dr. Sergej Polechov (Institut für russische Geschichte, Russische Akademie der Wissenschaften) danke ich für die ständige Unterstützung und besonders wertvolle Hilfe. Herrn Prof. Dr. Jürgen Sarnowsky und Herrn Dr. Sebastian Kubon (Universität Hamburg) danke ich für die langjährige und erfolgreiche Kooperation. Besonders danke ich hier Frau Prof. Dr. Marie-Luise Heckmann (Universität Potsdam) für die aktive und unermüdliche Begleitung des Projektes.

² Im Folgenden verwendete Abkürzungen: GStA PK – Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin; OBA – GStA PK, XX. Hauptabteilung, Ordensbriefarchiv; OF – GStA PK, XX. Hauptabteilung, Ordensfoliant; CEV – Codex epistolaris Vitoldi Magni Ducis Lithuaniae 1376–1430, hg. v. Antoni PROCHASKA, Krakau 1882 (Monumenta mediæ aevi historica res gestas Poloniae illustrantia. 6); Zur Geschichte des Archivs in Königsberg und zu den Beständen des Deutschen Ordens: Regesta Historico-Diplomatica Ordinis S. Mariae Theutonicorum 1198 – 1525, bearb. v. Erich JOACHIM u. a., hg. v. Walther HUBATSCH, pars I, vol. 1–3, pars II, Index, Göttingen 1948–1973; Kurt FORSTREUTER, Das Preußische Staatsarchiv in Königsberg. Ein geschichtlicher Rückblick mit einer Übersicht über seine Bestände (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. 3), Göttingen 1955; Sven EKDAHL, Die Schlacht bei Tannenberg 1410. Quellenkritische Untersuchungen. Band 1: Einführung und Quellenlage (Berliner Historische Studien. 8), Berlin 1982, S. 77–85; Bernhart JÄHNIG, Militärgeschichtliche Quellen des Staatsarchivs Königsberg im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, in: Alt-

der Russischen Staatsbibliothek in Moskau aufbewahrt wird (RSB, F. 68, Nr. 1–16), zu sichten und einen Teil der Kollektion zu beschreiben. Die ersten Ergebnisse dieser Reise wurden in einem Aufsatz 2011 präsentiert³ und im Rahmen des DFG-Projects „Erschließung und virtuelle Rekonstruktion der älteren Register der Kanzlei des Deutschen Ordens“ (Prof. Dr. Jürgen Sarnowsky, Dr. Sebastian Kubon, Universität Hamburg) 2014 und 2017 eingearbeitet⁴. Dank der Bemühungen von Frau Prof. Dr. Marie-Luise Heckmann und der großzügigen Hilfe von Herrn Prof. Dr. Udo Arnold konnte ich im November 2016 wieder nach Moskau kommen und die Beschreibung der Sammlung beenden. Die abschließenden Bemerkungen zum gesamten Corpus der Abschriften in Moskau werden im folgenden Bericht dargestellt.

Da die äußerliche Merkmale und die Provenienz der Sammlung in meinem Aufsatz 2011 schon ausführlich besprochen wurden⁵, seien hier nur die wich-

preußische Geschlechterkunde NF 30.13 (1982), S. 7–44; Markian PELECH, Der verlorene Ordensfoliant 5 (früher Hochmeister-Registrant II) des Historischen Staatsarchivs Königsberg, mit Regesten (nach Rudolf Philippi und Erich Joachim), in: Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens 1, hg. v. Udo ARNOLD (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 36; zgl. Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens. 1), Marburg 1986, S. 123–180; Jürgen SARNOWSKY, Die Quellen zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preussen, in: Edition deutschsprachiger Quellen aus dem Ostseeraum (14.–16. Jahrhundert), hg. v. Matthias THUMSER/Janusz TANDECKI/Dieter HECKMANN, Toruń 2001, S. 171–199; DERS., Das Historische Staatsarchiv Königsberg und die Erschließung seiner Bestände, in: Das „Virtuelle Archiv des Deutschen Ordens“. Beiträge einer internationalen Tagung im Staatsarchiv Ludwigsburg am 11. und 12. April 2013, hg. v. Maria Magdalena RÜCKERT, Stuttgart 2014, S. 93–195; Preußens erstes Provinzialarchiv. Zur Erinnerung an die Gründung des Staatsarchivs Königsberg vor 200 Jahren, hg. v. Bernhart JÄHNIG/Jürgen KLOOSTERHUIS, Marburg 2006 (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. 20).

³ Alexander BARANOV, Der Dienstnachlass von Johannes Voigt (Staatsarchiv Königsberg) in der Russischen Staatsbibliothek in Moskau, in: Preußenland N. F. 2 (2011), S. 91–113.

⁴ Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens: die Ordensfolianten 2a, 2aa und Zusatzmaterial. Mit einem Nachdruck von Kurt Lukas: Das Registerwesen der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, maschinenschriftl. Phil. Diss. Königsberg 1921, hg. u. bearb. v. Sebastian KUBON/Jürgen SARNOWSKY, Göttingen 2012 (Beihefte zum Preußischen Urkundenbuch. 1); Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens II: die Ordensfolianten 8, 9 und Zusatzmaterial. Mit einem Anhang: Die Abschriften aus den Briefregistern des Folianten APG 300, R/LI, 74, hg. u. bearb. v. Sebastian KUBON/Jürgen SARNOWSKY/Annika SOUHR-KÖNIGHAUS, Göttingen 2014 (Beihefte zum Preußischen Urkundenbuch. 2); Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens III: die Ordensfolianten 5, 6 und Zusatzmaterial, hg. u. bearb. v. Jürgen SARNOWSKY, Göttingen 2017 (Beihefte zum Preeußischen Urkundenbuch. 4).

⁵ BARANOV, Der Dienstnachlass von Johannes Voigt (wie Anm. 3), S. 93–94, 99.

tigsten Angaben gemacht. Die umfangreiche Abschriftensammlung entstand in den Jahren 1822–1830 im Auftrag des Fürsten Adam Czartoryski (1770–1861). Die Kopien der Königsberger Dokumente wurden in dessen Bibliothek in seiner Residenz in Puławy aufbewahrt. Nach dem polnischen Aufstand 1830/31 überführten die russischen Truppen den größten Teil der Abschriftensammlung als Kriegstrophäe nach Sankt Petersburg. In den Jahren 1831–1917 befanden sich die Königsberger Kopien in der Generalstabsbibliothek in Sankt Petersburg. Zwischen 1917 und 1929 wurden sie nach Moskau transportiert. Im Jahr 1929 gelangten sie in die Lenin-Staatsbibliothek und wurden dort bis 1953 in der Sammlung der westeuropäischen Handschriften (F. 183) aufbewahrt. Seit 1953 befinden sie sich in der Sammlung des Generalstabs (F. 68) in der Handschriftenabteilung der ehemaligen Lenin-Staatsbibliothek – der heutigen Russischen Staatsbibliothek.

Die Abschriftensammlung wurde von der bisherigen Forschung nur wenig beachtet. Im Jahr 1839 untersuchte der Historiker Ignacy Onacewicz (1780–1845) rund zweihundert der Königsberger Kopien⁶. Am 11. September 1840 berichtete Carl Eduard Napiersky bei der Sitzung der Gesellschaft für Geschichte und Altertümer der Ostseegouvernements, dass er mehrere von Johannes Voigt (1786–1863)⁷, Historiker und Archivar im Königsberger Staatsarchiv, kollationierte und beglaubigte Abschriften in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek (heute Russische Nationalbibliothek) in Sankt Petersburg gesehen habe. Napiersky bemerkte dabei, dass diese Sammlung im Auftrag des Fürsten Adam Czartoryski entstanden sei, und dass ein anderer Teil der Abschriften in der Generalstabsbibliothek aufbewahrt werde. Aus Zeitgründen konnte Napiersky diese Abschriftensammlung allerdings nicht näher bewerten⁸. In der Folgezeit

⁶ Протоколы заседаний Археографической комиссии [Sitzungsberichte der Archäographischen Kommission], Bd. 1 (1835–1840), Sankt-Petersburg 1885, S. 500, 502–503.

⁷ Erich MASCHKE, Johannes Voigt als Geschichtsschreiber Altpreußens, in: *Altpreußische Forschungen* 5 (1928), S. 93–135.

⁸ Carl Eduard NAPIERSKY, Handschriftliche Sammlungen zur livländischen Geschichte in St. Petersburg, in: *Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurland's* 2 (1842), S. 81–102, hier S. 85–86; Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens (wie Anm. 4), S. 75. Das Schicksal der Königsberger Kopien in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in Sankt Petersburg ist nicht klar. Nach der Auskunft der heutigen Russischen Nationalbibliothek wurde die Sammlung von Czartoryski zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Lenin-Staatsbibliothek in Moskau übergeben; Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens (wie Anm. 4), S. 75, Anm. 228. Jedoch tragen alle 16 Bände der Moskauer Sammlung auf dem vorderen Spiegel ein Exlibris der Bibliothek des Generalstabs mit den genaueren Signaturen jeder Handschrift (Schrank 78, Regal 7, Nummern 10555–10570). Auf diese Weise kann festgestellt werden, dass die ganze Sammlung nach 1831 in der Bibliothek des Generalstabs gelagert war und daher nicht

gerieten die Königsberger Kopien in Vergessenheit. Erst im April 1957 wurden die Bände 1–7 in der Handschriftenabteilung der Lenin-Staatsbibliothek benutzt, wobei der Rest unberücksichtigt blieb. Im Jahr 1968 wurden die Bände 8, 13–14 zum ersten Mal bestellt, und 1976 folgten die Bände 9–12. Die Bände 15–16 wurden erstmals 2010 bzw. 2016 durch den Verfasser durchgesehen. In den Veröffentlichungen von Sarra V. Žitomirskaja, Voldemar N. Baljazin und Jurij D. Rykov wird die Sammlung zwar erwähnt und in allgemeinen Zügen beschrieben, jedoch liefern die Autoren keine inhaltlichen Details⁹. Erst 2005 behandelte der weißrussische Historiker Henadz' M. Sahanovič die Materialien der Bände 1, 3, 11 und 12¹⁰. Eine detaillierte inhaltliche Bewertung der Kopien blieb jedoch aus. Sie ist von daher Thema diesen Beitrags.

Die Abschriftensammlung besteht aus 16 Pappbänden (durchschnittlich 41 × 27 cm) mit Lederrücken und Schnurschließen. Jeder Band hat auf dem vorderen Deckel die Altsignatur der Lenin-Staatsbibliothek (Ин. 1377) und auf dem vorderen Spiegel ein Exlibris der Generalstabsbibliothek. Jede Abschrift besitzt eine Herkunftsangabe, wie *Ex tabulario Regiomontano*, *Ex Archivo secreto Regiomontano*, *Aus dem geheimen Archiv* usw. Nach fast jeder Abschrift steht der eigenhändige Vermerk des Archivars Johannes Voigt: (*concordat cum originali* [bzw.] *cum copia originali*) Voigt. 169 Kopien besitzen ein Kopfregeat auf Polnisch. Nachfolgend geht es um den Inhalt der Bände, wobei einige Angaben meines Aufsatzes von 2011 aufgrund der zweiten Sichtung modifiziert werden.

F. 68, Nr. 358.1: 61 meist undatierte Abschriften vom Anfang des 15. bis ins 17. Jahrhundert (125 Bll.).

F. 68, Nr. 358.2: 210 Regesten auf Polnisch (1263–1492), Abschriften der Akten zum Prozess zwischen dem Königreich Polen und dem Deutschen

in der sowjetischen Zeit mit den anderen Kopien aus Leningrad (Sankt Petersburg) vereinigt werden konnte.

⁹ Сарра В. ЖИТОМИРСКАЯ, Западное Средневековье в рукописях Государственной библиотеки СССР им. В. И. Ленина [Das Abendländische Mittelalter gemäß den Handschriften der V. I. Lenin-Staatsbibliothek der UdSSR], in: *Средние века 10* (1957), S. 285–305, hier S. 295; Вольдемар Н. Балязин, История одной коллекции документов (страничка археографии) [Geschichte einer Urkundensammlung (archäographisches Blatt)], in: *Вестник Московского университета, Серия IX История 3* (1963), S. 34–36; *Рукописные собрания Государственной библиотеки СССР имени В.И. Ленина. Указатель* [Die Handschriftensammlungen der V. I. Lenin-Staatsbibliothek der UdSSR. Verzeichnis], ред. Юрий Д. РЫКОВ, Bd. 1.2 (1917–1947), Moskau 1986, S. 299.

¹⁰ Генадзь М. САГАНОВІЧ, Маскоўская калекцыя дакументаў па гісторыі адносін ВКЛ і Нямецкага ордэна [Die Moskauer Urkundensammlung zur Geschichte der Beziehungen zwischen dem Großfürstentum Litauen und dem Deutschen Orden], in: *Беларускі археаграфічны штогоднік 6* (2005), S. 69–75.

Orden auf dem Konzil von Konstanz (1414–1418) und weitere Angelegenheiten (188 Bll.).

F. 68, Nr. 358.3: 72 Abschriften aus den Jahren 1412–1413 (190 Bll.).

F. 68, Nr. 358.4: 87 Abschriften aus den Jahren 1414–1415 (182 Bll.).

F. 68, Nr. 358.5: 69 Abschriften aus den Jahren 1416–1417 (149 Bll.).

F. 68, Nr. 358.6: 89 Abschriften aus den Jahren 1418–1419 (187 Bll.).

F. 68; Nr. 358.7: 47 Abschriften aus dem Jahr 1420 (142 Bll.).

F. 68, Nr. 358.8: 64 Abschriften aus dem Jahr 1421 (111 Bll.)¹¹.

F. 68, Nr. 358.9: 96 Abschriften aus den Jahren 1422–1424 (202 Bll.). Der neunte Band enthält die Korrespondenz der Hochmeister Michael Kűchmeister (1414–1422) und Paul von Rusdorf (1422–1441) mit dem Großfürsten Alexander-Witold von Litauen, mit dem livländischen Ordensmeister Siegfried Lander von Sponheim (1415–1424), den preußischen Ordensgebietigern und anderen Personen. In den Randbemerkungen Voigts wird zweimal der Registrant 5, also der verschollene OF 11 (1419–1422), erwähnt¹².

F. 68, Nr. 358.10: 84 Abschriften aus den Jahren 1425–1429 (114 Bll.). Der zehnte Band enthält überwiegend die Korrespondenz zwischen dem Hochmeister Paul von Rusdorf und dem Großfürsten Witold von Litauen sowie dem polnischen König W adys aw Jagie o und dem römisch-deutschen König und späteren Kaiser Sigismund von Luxemburg. Als Vorlage wird einmal der Registrant C (OF 14) genannt¹³.

F. 68, Nr. 358.11: 146 Abschriften aus den Jahren 1430–1432 (204 Bll.). Der umfangreiche elfte Band enthält vor allem die interne Ordenskorrespondenz: zahlreiche Briefe zwischen dem Hochmeister und den Ordensgebietigern der Neumark, von Thorn, Schlochau, Osterode, Soldau, Tuchel, Ragnit, Schwetz, Mewe, Balga, Rastenburg usw. Einen beachtlichen Teil des Bandes bildet die Korrespondenz zwischen dem Hochmeister und dem Generalprokurator des Deutschen Ordens in Rom. In einem kleineren Teil der Sammlung wurden die Briefe des Königs Sigismund, des Großfürsten Witold und des polnischen Königs W adys aw Jagie o abgeschrieben.

F. 68, Nr. 358.12: 112 Abschriften aus den Jahren 1433–1434 (162 Bll.). Der zwölfte Band enthält zahlreiche Schreiben der Ordensgebietiger in Preußen und in Livland sowie die Korrespondenz des Hochmeisters Paul von Rusdorf mit verschiedenen Personen in Polen, Litauen und im Reich. Zwischen den Ab-

¹¹ Zu den genaueren Beschreibungen der Bände *F. 68, Nr. 358.1–8*: BARANOV, Der Dienstanachlass von Johannes Voigt (wie Anm. 3), S. 94–98.

¹² RSB, *F. 68, Nr. 358.9*, fol. 3r – OF 11, S. 98 (gedr. CEV, Nr. CMLXXXIV, S. 541); fol. 26r–27r – OF 11, S. 100–102 (gedr. CEV, Nr. CMLXXXVII, S. 542–544). In der Publikation von Prochaska wird der OF 11 irrtümlich als OF 10 bezeichnet.

¹³ RSB, *F. 68, Nr. 10*, fol. 30r–31v.

schriften befinden sich Kopien des Beifriedens des Deutschen Ordens mit den Herzögen von Masovien vom 29. April 1433¹⁴ und des Waffenstillstandes von Jesnitz vom 13. September 1433¹⁵. Mehrere Stücke stammen aus dem ehemaligen Registranten 6 (OF 13).

F. 68, Nr. 358.13: 72 Abschriften aus den Jahren 1435–1439 (138 Bll.). Der dreizehnte Band enthält die Korrespondenz des Hochmeisters Paul von Rusdorf mit Kaiser Sigismund von Luxemburg, dem Großfürsten Sigismund von Litauen (1432–1440), König Władysław III. von Polen (1434–1444), dem livländischen Ordensmeister Heinrich von Böckenförde gen. Schüngel (1435–1437), dem livländischen Landmarschall Gottfried von Rodenberg (1435–1441) und mit anderen Personen. Als Vorlagen werden der Registrant 6 (OF 13) und ein „liber D“ (OBA und OF 5) erwähnt.

F. 68, Nr. 358.14: 88 Abschriften aus den Jahren 1440–1454 (166 Bll.). Der vierzehnte Band enthält die Korrespondenz der Hochmeister Paul von Rusdorf, Konrad von Erlichshausen (1441–1449) und Ludwig von Erlichshausen (1450–1467) mit Königen von Polen, verschiedenen Ordensgebietigern und anderen Personen. Mehrere Texte wurden aus dem Registranten 9 (Lietuvos mokslų akademijos Vrublevskių bibliotekos Rankraščių skyrius, F 15–123) abgeschrieben.

F. 68, Nr. 358.15: 64 Abschriften aus den Jahren 1455–1498 (164 Bll.). Der fünfzehnte Band enthält insgesamt nur wenige Abschriften aus der Regierungsperiode der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen, Heinrich Reuss von Plauen (1469–1470), Heinrich Reffle von Richtenberg (1470–1477), Martin Truchsess von Wetzhausen (1477–1489) und Friedrich von Sachsen (1498–1510), wobei zwischen den Jahren 1483 und 1498 eine Lücke besteht. Die vorletzte Abschrift ist ein Schreiben des livländischen Ordensmeisters Bernd von der Borch (1471–1483) vom Frühling/Sommer 1483 an König Kasimir IV. von Polen (1427–1492)¹⁶. Der Band endet mit einem Brief des römisch-deutschen Königs Maximilian an König Johann I. Albrecht von Polen (1459–1501) vom 26. Dezember 1498¹⁷. Auf diese Weise wird die Periode des Hochmeisters Johann von Tiefen (1489–1497)

¹⁴ RSB, F. 68, Nr. 12, fol. 38r–39r; Regesta Historico-Diplomatica (wie Anm. 2), OBA 6421; Die Staatsverträge des Deutschen Ordens in Preußen im 15. Jahrhundert, Bd. 1, hg. v. Erich WEISE, Marburg 1970, Nr. 174, S. 187–188.

¹⁵ RSB, F. 68, Nr. 12, fol. 40r–43r; Regesta Historico-Diplomatica (wie Anm. 2), OBA 6668; Die Staatsverträge des Deutschen Ordens (wie Anm. 14), Nr. 175, S. 188–189.

¹⁶ RSB, F. 68, Nr. 15, fol. 151r–152r; Regesta Historico-Diplomatica (wie Anm. 2), OBA 17112.

¹⁷ RSB, F. 68, Nr. 15, fol. 153r–154v; Regesta Historico-Diplomatica (wie Anm. 2), OBA 18071.

in dem Band nicht berücksichtigt. Als Vorlage wird einmal der Registrant T (OF 18b) angeführt¹⁸.

F. 68, Nr. 358.16: 107 Abschriften aus den Jahren 1500–1524 (170 Bll.). Der sechzehnte und letzte Band der Abschriftensammlung enthält überwiegend die Korrespondenz zwischen den Königen von Polen und den Hochmeistern des Deutschen Ordens. Der größte Teil der Abschriften gehört zur Regierungsperiode des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg (1511–1525). Als Vorlagen wurden *libri* D (OBA und OF 5) und P (OF 49) benutzt. Der Band endet mit einem Schreiben des Königs Sigismund I. von Polen (1467–1548) an Bischof Georg von Samland (1478–1550) vom 20. April 1524¹⁹.

Insgesamt enthält die Moskauer Sammlung mehr als 1258 Abschriften mit Regesten und Beilagen auf ca. 2600 Bll. Mehrere ähnliche Abschriftensammlungen, die Johannes Voigt kollationiert und beglaubigt hat, entstanden im Laufe seiner Tätigkeit im Staatsarchiv Königsberg. Teilweise können sie heute in verschiedenen Archiven und Bibliotheken identifiziert werden. Eine umfangreiche Übersicht der Königsberger Sekundärüberlieferung in Wilna, Kopenhagen, Riga und anderen Orten wurde von Jürgen Sarnowsky, Sebastian Kubon und Annika Souhr-Könighaus publiziert²⁰. An dieser Stelle seien deshalb nur einige wichtige Beispiele hervorgehoben.

Der litauische Historiker Teodor Narbutt (1784–1864) erhielt zahlreiche Kopien, die ihm Johannes Voigt, Ignacy Onacewicz, Simonas Daukantas (1793–1864) und andere Historiker und Archivare zugeschickt hatten²¹. Die Struktur der Abschriftensammlung von Narbutt änderte sich im Laufe der Zeit und kann anhand seiner Kataloge übersichtlich beschrieben werden. Im Jahr 2010 veröffentlichte Sergej Polechov einen Aufsatz über die „Regesta dokumentorum“, die in der Rara-Abteilung der Staatlichen Öffentlichen Historischen Bibliothek Russlands in Moskau aufbewahrt werden und 893 Regesten verschiedener Urkunden und Akten aus den Jahren 1216–1569 enthalten²². Diese Handschrift

¹⁸ RSB, F. 68, Nr. 15, fol. 148r–150v.

¹⁹ RSB, F. 68, Nr. 16, fol. 161r–161v; Regesta Historico-Diplomatica (wie Anm. 2), OBA 26854.

²⁰ Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens (wie Anm. 4), S. 59–77; Bd. 2, S. 18–27.

²¹ Зігмантас Кяўпа, Зборнікі матэрыялу Літоўскай Метрыкі, падрыхтаваныя Сімонасам Даўкантасам [Die von Simonas Daukantas vorbereiteten Materialien der Litauischen Metrik], in: Metriciana III, Minsk 2004, S. 251–265, hier S. 253–257 (Weißrussische Übersetzung von Zigmantas Kiaupa, Simono Daukanto parengti Lietuvos Metrikos medžiagos rinkiniai, in: Lietuvių atgimimo istorijos studijos, t. 5: Simonas Daukantas, Vilnius 1993, S. 104–117).

²² Сергей В. ПОЛЕХОВ, Рукопись Теодора Нарбута в собрании Исторической библиотеки [Die Handschrift von Teodor Narbutt in der Sammlung der Historischen Biblio-

wird ihrer Merkmale wegen überzeugend Teodor Narbutt zugeschrieben. Außerdem befindet sich in der Handschriftenabteilung der Wroblewski-Bibliothek der Litauischen Akademie der Wissenschaften ein Katalog der Sammlung von Narbutt in seiner Residenz Szawry im Grodnoer Gouvernement (*Lietuvos mokslų akademijos Vrublevskių bibliotekos Rankraščių skyrius, F18 B 185/1*)²³. Die archivalischen Abschriften werden von Narbutt auf folgende Weise eingeteilt: Das Buch A der Abschriften wurde als „zbiór własny“ – „Eigene Sammlung“ betitelt. Die Bücher B, C und D gehörten zum „zbiór królewiecki“ – „Königsberger Sammlung“. Das Buch E wurde als „zbiór ryski“ – „Rigaische Sammlung“ bezeichnet.

Zwischen 1843 und 1851 änderte Narbutt diese Struktur: Er benannte das Buch E mit Kopien aus dem Rigaer Stadtarchiv in Buch I um. Das neue Buch E enthielt Abschriften der Chronik Wigands von Marburg²⁴ und der litauischen Wegeberichte²⁵. In Folge des Aufstandes von 1863–1864 wurde die Narbutt'sche Bibliothek konfisziert und nach Wilna transportiert, wo sie teilweise verloren ging. Mehrere Bücher und Handschriften gelangten in das Wilnaer Museum der Altertümer und danach in die Wilnaer Öffentliche Bibliothek, die am 24. Mai 1867 eröffnet wurde. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges wurden diese Sammlungsgegenstände nach Russland evakuiert, wo sie bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges blieben. Erst in den Jahren 1946–1951 kehrte die Narbutt'sche Sammlung nach Litauen zurück, wo sie zwischen der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften der LSSR (heute Wroblewski-Bibliothek der Litauischen Akademie der Wissenschaften) und dem Zentralen Staatlichen Historischen Archiv der LSSR (heute Staatliches Historisches Archiv Litauens) in Wilna geteilt wurde²⁶.

Im Jahr 1992 hat Sven Ekdahl für die deutsche Forschung zwei Bände der Abschriftensammlung im Staatlichen Historischen Archiv Litauens entdeckt,

theek], in: Библиотека и история. Сборник материалов международной научной конференции 18–19 ноября 2008 года, Москва 2010, S. 109–121.

²³ Ebd., S. 112, Anm. 3.

²⁴ Die Chronik Wigands von Marburg. Originalfragmente, lateinische Übersetzung und sonstige Überreste, hg. v. Theodor HIRSCH, in: *Scriptores rerum Prussicarum* Bd. 2, hg. v. DEMS./Max TOEPPEN/Ernst STREHLKE, Leipzig 1863, S. 429–662; Zwei Fragmente der Reimchronik Wigands von Marburg, hg. v. Theodor HIRSCH, in: *Scriptores rerum Prussicarum* Bd. 4, hg. v. DEMS./Max TOEPPEN/Ernst STREHLKE, Leipzig 1870, S. 1–8; Ein Fragment der Reimchronik Wigands von Marburg, in: *Scriptores rerum Prussicarum* Bd. 6, hg. v. Walter HUBATSCH, bearb. v. Udo ARNOLD mit einer Einleitung v. Erich MASCHKE, Frankfurt am Main 1968, S. 44–49.

²⁵ Die litauischen Wegeberichte, hg. v. Theodor HIRSCH, in: *Scriptores rerum Prussicarum*, Bd. 2 (wie Anm. 24), S. 662–708.

²⁶ ПОЛЕХОВ, Рукопись Теодора Нарбута (wie Anm. 22), S. 119–120.

nämlich die Bücher B und D, die zur „Königsberger Sammlung“ gehörten (Lietuvos valstybės istorijos archyvas, F-1135. Ap. 4. Nr. 24 und 25)²⁷. Diese Folianten hat Narbutt dem „Verein der Freunde der Wissenschaften“ (Towarzystwo Przyjaciół Nauk) in Wilna geschenkt, noch bevor seine Bibliothek konfisziert wurde²⁸. Buch B enthält Abschriften aus den Jahren 1382–1424, Buch D deckt die Jahre 1432–1621 ab. Buch C der „Königsberger Sammlung“, das die Kopien aus den Jahren 1425–1431 enthält, blieb allem Anschein nach im Familienbesitz, weil im Jahr 1883 Stanisław Narbutt (1853–1926), Sohn von Teodor Narbutt, verschiedene Abschriften zur Geschichte Litauens aus den Beständen seines Vaters der Ossolinski-Bibliothek (Ossolineum) in Lemberg (Lviv) geschenkt hatte²⁹. Die Ossolinski-Bibliothek wurde 1940 in die neue Bibliothek eingegliedert, die heute Nationale wissenschaftliche Stefanyk-Bibliothek der Ukraine heißt. Im Jahr 1987 hat Vladas Žukas die Geschenke von Stanisław Narbutt in Lemberg entdeckt und vermeldet, dass es sich um zwei Bände der Abschriften handelt³⁰. Im ersten Band sind die Kopien aus der Litauischen Metrik gesammelt, die Simonas Daukantas für Narbutt erstellt hat. Im zweiten Band befinden sich die Kopien aus Königsberg, die Ignacy Onacewicz angefertigt hat³¹. Diese Handschrift ist mit dem Buch C aus der „Königsberger Sammlung“ von Teodor Narbutt identisch. Das Buch A oder „Eigene Sammlung“ befindet sich ebenfalls in Lemberg. Es enthält 73 Abschriften (298 S.) zur Geschichte des Großfürstentums Litauens (1387–1635)³². Wahrscheinlich hat Stanisław Narbutt diese Handschrift ebenfalls geschenkt. Das Buch I (früher E) mit Kopien aus dem Stadtarchiv Riga liegt heute wahrscheinlich in der Handschriftenabteilung der

²⁷ Sven EKDAHL, Archivalien zur Geschichte Ost- und Westpreußens in Wilna, vornehmlich aus den Beständen des Preußischen Staatsarchivs Königsberg, in: Preußenland 30 (1992), S. 41–55, hier S. 46–47; DERS., Eine von Johannes Voigt veranlaßte Abschriftensammlung von Deutsch-Ordens-Archivalien im Staatlichen Historischen Archiv Litauens, in: Preußische Landesgeschichte. Festschrift für Bernhart Jähning zum 60. Geburtstag, hg. v. Udo ARNOLD/Mario GLAUERT/Jürgen SARNOWSKY (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. 22), Marburg 2001, S. 597–604; Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens (wie Anm. 4), S. 62–67.

²⁸ EKDAHL, Archivalien (wie Anm. 27), S. 46–47.

²⁹ КЯЎПА, Зборнікі матэрыялу Літоўскай Метрыкі (wie Anm. 21), S. 255.

³⁰ Ebd.

³¹ Nationale wissenschaftliche Stefanyk-Bibliothek der Ukraine (Львівська національна наукова бібліотека України ім. В. Стефаника), F. 5. Inv. 1. Nr. 2937/III (Königsberger Sammlung); F. 5. Inv. 1. Nr. 2938/III (Litauische Metrik); КЯЎПА, Зборнікі матэрыялу Літоўскай Метрыкі (wie Anm. 21), S. 255.

³² Nationale wissenschaftliche Stefanyk-Bibliothek der Ukraine, F. 5. Inv. 1. Nr. 3116/III; КЯЎПА, Зборнікі матэрыялу Літоўскай Метрыкі (wie Anm. 21), S. 256; ПОЛЕХОВ, Рукопись Теодора Нарбута (wie Anm. 22), S. 113, Anm. 3.

Wroblewski-Bibliothek in Wilna (Lietuvos mokslų akademijos Vrublevskių bibliotekos Rankraščių skyrius, F18–206)³³. Wo sich das Buch E (Wigand von Marburg und Wegeberichte) befindet, soll noch geklärt werden.

Eine andere Abschriftensammlung stellte Voigt dem polnischen Historiker Edward Raczyński (1786–1845) für sein Werk „Codex diplomaticus Lithuaniae“ zur Verfügung³⁴. Außerdem liegen einige Abschriften aus den Jahren 1259–1398 in der Kórnik-Bibliothek³⁵. In den Jahren 1831–1841 entstand überdies eine umfangreiche Sammlung, die sich inzwischen im Reichsarchiv Kopenhagen befindet (Rigsarkivet København, Håndskriftsamlingen, XVI. Danica, Königsberg, Preussisches Geheimarchiv 1251–1600, 860 13–17)³⁶. Diese fünf Kartons decken die Jahren 1251–1405, 1406–1450, 1450–1523, 1523–1551 und 1551–1600 ab. Die Bearbeiter der „Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens“ entdeckten auch eine zweibändige Abschriftensammlung in London (The National Archives, Kew, PRO 31/8/148–149), die nach 1831 entstand und ca. 300 *Transcripts from the Royal Archives of Prussia at Königsberg* enthält³⁷.

Zu dieser kurzen Übersicht können noch einige Angaben hinzugefügt werden, die mit der Moskauer Sammlung und Russland in Verbindung stehen. Zuerst wird in der Handschriftenabteilung der Bibliothek der Russischen Akademie der Wissenschaften in Sankt Petersburg eine Abschriftensammlung zur Geschichte Samaitens aufbewahrt, die von Simonas Daukantas vorbereitet wurde (Научно-исследовательский отдел рукописей, Библиотека Российской Академии наук, Samm. 33, Nr. 14). Nach den Angaben von Zigmantas Kiaupa bildeten die Königsberger Kopien einen Teil dieser Handschrift. Daukantas erhielt aus Königsberg die abgeschriebenen Wegeberichte des Deutschen Ordens nach Samaiten, die heute aus unklaren Gründen fehlen. Außerdem enthält diese Sammlung fünf Dokumente, die Johannes Voigt vorbereitet und am 25. März 1842 beglaubigt hat³⁸.

Nach dem Hinweis von Johannes Götz (GStA PK, Berlin) liegen in der Bibliothek der Fürsten Czartoryski in Krakau (Kraków) noch zwei Bände der Ab-

³³ ПОЛЕХОВ, Рукопись Теодора Нарбута (wie Anm. 22), S. 121, Anm. 1. Nach Angaben von Marie-Luise Heckmann besteht F18-206 aus vier großen Kisten mit jeweils mehreren einzelnen Faszikeln. Eine genauere Signatur des Buchs I (früher E) soll noch ermittelt werden.

³⁴ Codex diplomaticus Lithuaniae e codicibus manuscriptis, in archivo secreto Regiomontano asservatis, hg. v. Edward RACZYŃSKI, Breslau 1845; heutzutage liegen diese Kopien in der Raczyński-Bibliothek in Posen (Poznań) nicht mehr vor: Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens (wie Anm. 4), S. 74.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd., S. 68.

³⁷ Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens II (wie Anm. 4), S. 26–27.

³⁸ КЯЎПА, Зборнікі матэрыялу Літоўскай Метрыкі (wie Anm. 22), S. 258–259.

schriften aus Königsberg (Biblioteka Książąt Czartoryskich, Rek. 2567–2568). Die nähere inhaltliche Betrachtung der Bände ergab folgenden Befund³⁹: Die Handschrift Nr. 2567 enthält 136 Abschriften aus den Jahren 1263–1497 (682 S.), wobei die überwiegende Mehrheit der Dokumente in den Zeitraum von 1388 bis 1399 gehört. Die Handschrift Nr. 2568 enthält 51 Abschriften aus den Jahren 1332–1412 (278 S.); die meisten betreffen die Periode von 1410 bis 1412.

Als Vorlagen werden die Registranten A, Ia, 3, F sowie die *libri* C und D genannt. Einige Abschriften tragen die Bemerkung *aus dem aeltesten Registr[anten]*. Alle Abschriften besitzen typische Herkunftsangaben von Johannes Voigt: *Ex tabular[io] Regiomont[ano], aus dem geheimen Archiv zu Königsberg, ab originali, vom original, a copia originali, von einer copie, ab origin[ali] membran[eo], ab originali pergam[eneo], a transsumto origin[ali], ab concepto* usw. und werden mit den üblichen Beglaubigungsvermerken (*concordat cum originali* [bzw.] *cum copia originali*) Voigt abgeschlossen. Auf dem Einbandrücken der Handschrift Nr. 2567 befindet sich der polnische Titel *Teki królewieckie*. Alle Abschriften sind sorgfältig durchnummeriert, aber nicht chronologisch geordnet. Fast alle Kopien sind mit Regesten auf Deutsch verbunden, einige tragen auch polnische Regesten. Insgesamt zeigen der Inhalt und die Merkmale der Krakauer Abschriften, dass sie zur Sammlung des Fürsten Adam Czartoryski in Puławy gehörten und höchstwahrscheinlich im Auftrag des Fürsten zwischen 1822 und 1830 entstanden. Chronologisch gesehen, endet die Krakauer Sammlung mit dem Jahr 1412, wobei die Moskauer Abschriften zum Jahr 1412 beginnen (ab Band F. 68, Nr. 358.3; F. 68, Nr. 358.1 enthält hingegen undatierte Stücke und F. 68, Nr. 358.2 besteht aus Regesten und vermischten Prozessakten). Auf diese Weise kann festgestellt werden, dass die 16 Bände in Moskau und die beiden Bände in Krakau vor dem polnischen Aufstand von 1830–1831 eine gemeinsame Sammlung gebildet haben. Die chronologische Lücke zwischen 1388–1399 und 1410–1412 in den Krakauer Abschriften zeigt annähernd an, welche Periode die übrigen Bänden der Abschriftensammlung abgedeckt haben. Die Abschriften wurden vermutlich während des Aufstands vernichtet. Auf die Frage, ob die Krakauer Sammlung einen Ersatz für nach dem Zweiten Weltkrieg verlorene Materialien bietet, soll an anderer Stelle eingegangen werden.

Zusammenfassend sei gesagt: Die Abschriftensammlung von Johannes Voigt in der Russischen Staatsbibliothek in Moskau wurde nach zwei Recherchereisen in ihren Grundzügen beschrieben. Außerdem sind Digitalisate der Kopien aus den seit 1945 verschollenen OF 5, 8–11 für eine weitere Expertise nach Deutsch-

³⁹ An dieser Stelle sei Herrn Přemysl Bar (Österreichische Akademie der Wissenschaften) und Herrn Sergej Polechov für die Erstellung und Übersendung der Fotografien der Krakauer Abschriftensammlung gedankt.

land gebracht worden. Die inhaltliche Analyse der Bände F. 68, Nr. 358.9–16, zeigt, dass der zweite Teil der Abschriftensammlung als Ersatzüberlieferung verlorener Stücke fast keine relevanten Materialien enthält. Für die überwiegende Mehrheit der Abschriften im Band F. 68, Nr. 358.9 (1422–1424), wurden die entsprechenden Vorlagen in OBA gefunden. Zwei Abschriften aus dem verschollenen OF 11 liegen in der Publikation von Antoni Prochaska bereits vor⁴⁰. Ein Einzelstück soll noch genauer untersucht werden. Immerhin können die Moskauer Abschriften für die Bearbeitung beschädigter Texte aus dem GStA PK hilfreich sein. Bislang konnten 61 Kopien als Ersatzüberlieferung für verschollene Materialien identifiziert werden. Fünf Stücke werden im Anhang zu diesem Beitrag veröffentlicht. Auf diese Weise bleiben noch 56 Abschriften, die dem breiten Publikum im Rahmen eines möglichen Urkundenbuches zur Amtszeit des Hochmeisters Michael Kuchmeister zugänglich gemacht werden sollen. Die bisherigen Ergebnisse der Recherchen in Russland zeigen jedenfalls klar, dass weitere Untersuchungen der Bestände der russischen Archive und Bibliotheken vielversprechend erscheinen.

Anhang

Im Anhang werden fünf Moskauer Texte veröffentlicht, die aus den seit 1945 verschollenen Ordensfolianten 8, 9 und 11 abgeschrieben wurden. Der Text Nr. 1 soll einen Beitrag zum Liv-, Est- und Kurländischen Urkundenbuch bringen, da in der Edition von Friedrich Georg von Bunge nur ein Auszug publiziert wurde. Daher wird dieser Text erstmals komplett wiedergegeben. Die Nr. 2–5 ergänzen den Codex epistolaris Vitoldi von Antoni Prochaska und betreffen den Briefwechsel zwischen dem Hochmeister Michael Kuchmeister und dem Großfürsten Witold von Litauen.

Zusätzlich sei angemerkt, dass einige Angaben im Anhang meines Aufsatzes von 2011 modifiziert werden müssen. Nr. 49 vom 2. Februar 1420 wurde bereits von Antoni Prochaska publiziert⁴¹, und durch die Überprüfung der Digitalisate der entsprechenden Moskauer Abschriften konnten noch zwei weitere Texte im Codex epistolaris Vitoldi ausfindig gemacht werden: Nr. 51 von 1420⁴² und Nr. 64 vom 28. April 1421⁴³.

⁴⁰ S. Anm. 12 dieses Beitrages.

⁴¹ CEV, Nr. DCCCLV, S. 461–462 (fälschlich OF 10 zugeordnet).

⁴² CEV, Nr. DCCCXCVIII, S. 495.

⁴³ CEV, Nr. CMXXXVI, S. 514–515 (fälschlich OF 10 zugeordnet).

Nr. 1

1414 September 13. Marienburg.

Hochmeister [Michael Kuchmeister] an den Ordensmeister von Livland [Dietrich Tork]: Verwüstungen in Preußen.

GStA PK, OF 8, S. 106–109 (seit 1945 verschollen); Findbuch 66, S. 14.

RSB, F. 68, Nr. 358.4, 1r–2v.

Regest: Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens II, Nr. 67, S. 113–114; Baranov, Der Dienstnachlass von Johannes Voigt, Nr. 1, S. 103.

Teildruck: Liv, Esth- und Curländisches Urkundenbuch nebst Regesten, Abt. I, Bd. 5, hg. v. Friedrich Georg v. Bunge, Riga 1867, Nr. MCMLXXXIV, Sp. 37–38; Codex Diplomaticus Warmiensis oder Regesten und Urkunden zur Geschichte Ermlands, Bd. III, hg. v. Carl Peter Woelky, Braunsberg u. Leipzig, 1874, Nr. 491, S. 499–500 (nach Liv, Esth- und Curländisches Urkundenbuch).

Abschrift: [1r] *Ex tabulario Regiomont. Ex Registr. Nro. 4.*

Also ist geschreben dem gebitiger tzu Liffland.

Unsern fruntlichen grus etc. Ersamer liber her gebitiger. Alz ir uns habt geschreben von der hulffe, dy ir uns sendet, thu wir euch tzu wissen, das sy in deser gebunge noch nicht sint tzu uns komen, und ir gros getrost woren und wol bedorft hetten und noch bedorffen; und noch deme, alz wir euch vor haben geschreben, so tu wir euch tzu wissen, das der koning von Polan und herczog Witout dis land so gar haben vorheret, das wir euch dy folle do von nicht geschreben [1v] kunnen, wend sy yo by funf adir sechs mylen umlang an irem tzogern haben geheret, und also reyne, das ir der gleich ny gesehn noch gehort hat, by namen an irem inczoge. Ersten das gebitte Osterrode und vort of Nydenburg, do haben sy das hus, das haben sy gewonnen, sunder dy stat hat sich gegeben, vort of Allensteyn, das hus wart ofgegeben, der thumherrn land und vor das bischthum tzw Heilsburg gancz vorheret, vort dy gebite Brandenburg, Balge, das meiste teyl vorheret, Elbing, Cristburg und bischthum czu Resinburg gancz vorheret, und eyns teils Marienburg haben gerurt und sint nu vortan geczogen in das Colmissche lant of Strasburg und nemen das ouch weg; und alz wir sint undirwiset, so wellen sy usczihen obir dy Drewancz und sint noch alle im lande. Was sich hirnehist wirt dirfolgen, das sal euch wol tzu wissen werden. Liber her gebitiger, wie wol wir vaste geste haben, mit den muste wir unsere huser bestellen und bemannen, dy wir bisher yo mit der hulffe Gotes gehalten haben und kunden mit in sulcher grossen macht, dy sie hatten, nicht wedirsteen, so ist sulch grosser unmenslicher schade an morde, roube, brande und andirer unsegelicher missetat gescheen. Dy alles unschemelich [2r] sint tzu gedenken und tzw reden von kirchen, roube, brande, juncfrouwen und frouwen mit iren kindelin, smehunge, beschemunge und dy tzw toeten und vil belesterunge Gotes und der Heiligen und tottunge der prister und monchin, das wir euch tzu desir tzit nicht alls und vil tzw lang weren kunnen dirtzelen, das wir immer nicht mochten geweren ken sulchen mechtige tzwere heerer. Sulde wir

andirs d. h. ser behalden, so ist doch das, des wir uns trosten. Alleyne is geringe ist, das Sameland vorheret ist, und das Grose Werdir, dar off unser leute mit irem vy und habe was geslagen, dy alls sint enthalden, wie wol sy vorheret sint. Und kunnen sunder merkliche hulffe disze leute und land nicht beritten, wend sich untzeivelich grose tuerunge noch sulcher heerunge in deszen landen ist tzuorsehen. Hir umbe, liber her gebitiger, bitten wir euch, alz wir allirflisegiste kunnen und mogen, das ir mit alle den ewern wellet helfen und raten tzu troste deszem lande, und also wellet bestellen, das man us ewern landen keynerley getreyde lasse furen noch verkeuffen, sundir alleyne unsern leuten und deszem lande tzu troste wellet bestellen, tzu verkeuffen und her tzu furen; und wan ir ichtis noch tzu deser tzeit mochtit hir in schicken vor deszem winter, das tett deszem lande wol not, und nemelich of das andir jar, was ir von getreide mogit entperen, das das her gebrocht werde und unsern leuten vorkouft, of das sy wedir [2v] gesehen mogen, und brotkorn haben, und dorby sulchen flys und besorge wellet thun. Das wir mit ewer holffe in deszen noten unser leute enthalden mogen, das sy wedir an tzu der narunge gestellen mogen, dor an ir sundir czwifel von Gote das lon werdet entphaen, und uns und deszen leuten, dy gros bekummert sint, grose dangnamikeit irtzeiget. Ouch wisset, das wir unser trefliche botschaft haben usgerichtet tzu dem Concilio, alz den herren ertzbischoff von Rige [Johann von Wallenrode]⁴⁴, den kompthur von Cristburg [Friedrich von Welden]⁴⁵, hern Johann Abetzier, probiste tzur Frouwenburg⁴⁶, herrn Caspar Schwenpflug, thumherre tzur Frouwenburg [Kaspar Schauenpflug]⁴⁷, dy finden aldo dort den procurator [Peter von Wormditt]⁴⁸, und den gebitiger von Dutschenlanden [Konrad von Egloffstein]⁴⁹. Wy sich nu disze leufte in deszen landen wollen dirgeen wer-

⁴⁴ Bernhart JÄHNIG, Johann von Wallenrode O.T. Erzbischof von Riga, Königlicher Rat, Deutschordensdiplomat und Bischof von Lüttich im Zeitalter des Schismas und des Konstanzer Konzils (um 1370–1419) (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 24), Bonn-Bad Godesberg 1970.

⁴⁵ Oberster Trappier, zugleich Komptur von Christburg und Mewe (1412–1415). Dieter HECKMANN, Amtsträger des Deutschen Ordens (2014): www.hiko-owp.eu/wp-content/uploads/2015/11/Amtsträger_DO_Preußen.pdf (Stand: 24. August 2017).

⁴⁶ Hans KOEPPEN, (Art.) Johannes Abezier, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 10, Berlin 1974, S. 484.

⁴⁷ Domherr von Ermland, Koadjutor des Bischofs von Ösel-Wiek (1418–1420), Bischof von Ösel-Wiek (1420–1423). Bernhart JÄHNIG, (Art.) Kaspar Schauenpflug, in: Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198 bis 1448. Ein biographisches Lexikon, hg. v. Erwin GATZ unter Mitw. v. Clemens BRODKORB, Berlin 2001, S. 497–498.

⁴⁸ Hans KOEPPEN, Peter von Wormditt, Gesandter des Deutschen Ordens am päpstlichen Hof 1403–1419, in: Das Preußenland als Forschungsaufgabe. Eine europäische Region in ihren geschichtlichen Bezügen. Festschrift für Udo Arnold zum 60. Geburtstag, hg. v. Bernhart JÄHNIG/Georg MICHELS (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. 20), Lüneburg 2000, S. 17–36.

⁴⁹ Deutschmeister (1396–1416).

den, das sal euch hirnochmals wol czu wissen werden. Gegeben czw Marienburg in vigilia Exaltationis Crucis, anno XIVo.

(Concord. cum copia orig.)

Voigt.

Nr. 2

1415 August 9. Stuhm.

Hochmeister [Michael Kuchmeister] an Großfürst Witold [von Litauen]: Vorschlag für einen Termin für die Gefangenenauslösung.

GStA PK, OF 8, S. 240 (seit 1945 verschollen); Findbuch 66, S. 28.

RSB, F. 68, Nr. 358.4, 157r–157v.

Regest: Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens II, Nr. 152, S. 154–155; Baranov, Der Dienstinachlass von Johannes Voigt, Nr. 23, S. 107.

Erwähnt: CEV, Nr. DCXLV, S. 328.

Abschrift: [157r] 1415. Registrant Nro. 4.

Herczog Wytawt von der lozunge als vor.

Irlouchter furste und grosmechtiger lieber herre, uns hat geschreben der komptur von Dunenburg [Johann Schwarthof]⁵⁰, wie das ir mittenander geredt habt von eyner lozunge; derselbe von Dunenburg hat uns ouch undirweist, das es an uns steet uff, welchen tag die lozunge gescheen sulle. Hirusbe, lieber herre, weres, das is ewer wille were und weldet eyne lozunge halden, so were unser gutdunken, das man die legete uff die Memel an eyne beqweme stat beyden teylen, und das man die lozunge hilde acht tage vor sente Michels tage [22. September 1415] nu nebestzukomende. Was ewer wille ist, doran bitten wir, uns ane sumen czu schreiben. Weres ouch [158v], das ir haben ewere gefangene, eyngirley anderer gefangene von Polen adir von Dewtschlanden weldet haben, das schreibet uns, und wer die sein, so welle wir gerne euch czu dem tage uff die lozunge senden. Gegeben czum Sthume in vigilia Laurencii im XIII C und XV^{den} Jare.

(Concord. cum copia origin.)

Voigt

Nr. 3

1416 März 29. Königsberg.

Hochmeister [Michael Kuchmeister] an Großfürst Witold [von Litauen]: Antwortet auf dessen Schreiben bezüglich der Gefangenenauslösung.

⁵⁰ 1414–1417. Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens, hg. v. Lutz FENSKE/Klaus MILITZER (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 12), Köln/Weimar/Wien 1993, S. 587–588.

GStA PK, OF 8, S. 289 (seit 1945 verschollen); Findbuch 66, S. 34.

RSB, F. 68, Nr. 358.5, 28r–28v.

Regest: Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens II, Nr. 191, S. 174; CEV, Nr. DCLXII, S. 337–338; Baranov, Der Dienstnachlass von Johannes Voigt, Nr. 33, S. 108. Abschrift: [28r] 1416. *Registrant Nro. 4.*

Herczog Wytawt.

Ir louchter furste und grosmechtiger lieber herre, euwern brieff uns czu disem mole gesandt von der gefangen wegen, habe wir wol vornomen, in deme ir schreibet, das ewer gutduncken sy, das man unsere gefangene hen off sende, als ir ouch mit den euwern thun wellet, weer denne czu lozen ist, daz man den loze, und welche mag⁵¹ nicht mag lozen, das man denne denen moge lengern tag geben. Des wir euch czumole groslich dancken, want wir yo doran befinden, das ir uns an unser begerunge von der gefangen wegen seit czuwillen wurden. Hirumb eyn sulches czu volfuren, so welle wir mit unsern gefangen hinoffen senden den kompthur czur Balge [Ulrich Zenger]⁵² und den kompthur czu Ragnith [Leopold von Reitenbach]⁵³, das die dort [28v] boben sein sollen, uff dem Tobiessen Werder, an der stat, do man wy alders die lozunge hat gehalden, an dem vierczenden tage noch sente Jurgen tage noch Ostirn [7. Mai 1416] nu nebestczukomende. Bittende mit fleissiger begerunge, das ir denselbigen kompthurn Balge und Ragnith wellet schicken und senden ewer frey und sichher geleythe, beyde henoff und weder her, abher mit allen den iren und ouch unsern gefangenen, die sie mit in brengen werden, ungehindert czu czihen. Und mit demselbigen geleyte also wellet bestellen, das sie is czu Ragnith unvorczogelich vinden. Und als ir ouch schreibet, wie das ir selber in eygener persone euch czu der lozunge wellen schicken, also das ir czu Cawen meynet czu sein acht tage noch sente Jorgen tage [1. Mai 1416]: Das ist uns czumole dencklich und hoffen wol, das umbe ewer gegenwertikeyt die dingh durch euch bas denn durch andere gefuget sullen werden. Hirumb so bitte wir euch fleisslich, das ir vordan die acht tage bis off die lozunge euch geruehet czu enthalden, uff daz die unsern, dorby wir ouch thun wellen unsern besten fleis, yo hin off gekomen mogen. Doran ir uns sunderliche begehlichkeit dirczeyget und wellens ouch mit willen vorschoulden. Gegeben czu Koningsberg am sontage Laetare im XIII C und XVI^{den} Jare.

(Concord. cum copia orig.)

Voigt

⁵¹ Bei Prochaska zu *man* emendiert.

⁵² 1412–1422. HECKMANN, Amtsträger (wie Anm. 44).

⁵³ 1414–1416. HECKMANN, Amtsträger (wie Anm. 44).

Nr. 4

1416 Mai 13. Marienburg.

Hochmeister [Michael Kuchmeister] an Großfürst Witold [von Litauen]: Dank für die erfolgreiche Auslösung der Gefangenen.

GStA PK, OF 9, S. 168 (seit 1945 verschollen); Findbuch 66, S. 86.

RSB, F. 68, Nr. 358.5, 30v.

Regest: Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens II, Nr. 94, S. 316; Skarbiec diplomatów papieżskich, cesarskich, królewskich, książęcych, Bd. 2, hg. v. Ignacy Daniłowicz, Wilna 1862, Nr. 1142, S. 38; Index actorum saeculi XV, hg. v. Anatol Lewicki, Krakau 1888, Nr. 895, S. 106; Baranov, Der Dienstinachlass von Johannes Voigt, Nr. 34, S. 108.

Erwähnt: Voigt VII, S. 285, Anm. 1.

Abschrift: [30v] *In der jarczal des herren towsund vierhundert und XVI^{den} umb Ostern, als hern Gregorio das ampth der Cappellaney⁵⁴ wart bevolen, hat man hirnoch geschreben alle brive und sachen, die sich von der czeit aus von Herczog Witawt und seinne lande sich hat irfolget.*

Irluchter furste und grosmechtiger herre, in gebunge deses brifes ist czu uns komen der kompthur von der Balge und hat uns gar eygentlichen irczalt, wie dy lösunge durch euch, die of dese czeith geschen ist, mith so treflichir redelichkeit und gelymplicher gutte volfurt sy, das wir euch des nicht alleyne, sundir der wol-tetigen fruntlichin handelungen an im selbir dirczegit danken allewege yo mit

⁵⁴ Gemeint ist Gregor von Bischofswerder, Kaplan des Hochmeisters. Vgl. zu Amt und Aufgaben Martin ARMGART, Die Handfesten des preußischen Oberlandes bis 1410 und ihre Aussteller. Diplomatische und prosopographische Untersuchungen zur Kanzleigeschichte des Deutschen Ordens in Preußen (Veröffentlichungen aus den Archiven preußischer Kulturbesitz. Beiheft 2), Köln/Weimar/Wien 1995, S. 118–125; Bernhart JÄHNIG, Hochmeisterkaplan und Hochmeisterkanzler – Die Leiter der Hochmeisterkanzlei in Marienburg 1309–1457, in: Kancelarie krzyżackie. Stan badań i perspektywy badawcze, hg. v. Janusz TRUPINDA, Malbork 2002, S. 149–166; Klaus MILITZER, Herren der Schriftlichkeit und Verwaltungsfachleute: Kanzler der Hochmeister, in: Priester im Deutschen Orden. Vorträge der Tagung der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens in Wien 2012, hg. v. Udo ARNOLD (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 77; zgl. Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens. 15), Weimar 2016, S. 1–18. Zu Gregor s. Die Geschichte der Generalprokuratoren an der Kurie, Bd. 2: Peter von Wormditt (1403–1419), bearb. v. Hans KOEPPEN (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung, 13), Göttingen 1960, S. 555, Anm. 9; Wilhelm NÖBEL, Michael Kuchmeister. Hochmeister des Deutschen Ordens 1414–1422 (Quellen und Studien zur Geschichte des des Deutschen Ordens. 5), Bad Godesberg 1969, S. 128; ARMGART, Die Handfesten des preußischen Oberlandes (wie oben), S. 263–265; JÄHNIG, Hochmeisterkaplan und Hochmeisterkanzler (wie oben), S. 157–158; Arno MENTZEL-REUTERS, Arma spiritualia. Bibliotheken, Bücher und Bildung im Deutschen Orden (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen. 47), Wiesbaden 2003, S. 184–185.

flise. Ouch so hat her wol, alz von im selbis gesagith, nicht das im ewwir hirlichkeit hette in befelunge mittegegeben, an uns czu brengen, wie ir kegen im gedechtig weret gewest von vorlengunge deser beifredelichen tagen, dy vor Strasberg afgenommen sint von uns beyden teilen und vorschreiben, adir och von eyne ewwigen frede etc. Und wie ir uns etlichir mase [male?] vaste dorinne beschuldiget, das wir keyns dorczu gethan haben noch thun, alleyne ir dach yo guttes dorinne gemeynet habt etc. Liber here, nu andirweit danken wir ewwir hirlichkeit yo eyns sulchen, das ir kegen uns den ebenumpten ofgenommenen frede mit den ewwern gutlichir und fruntlichir gehalden habt, denne her von deser palenisschen syten kegin uns ist gehalden. Wir vormuten uns och wol mit der befundunge der tat, das uns unsern armen leuten voste wedirdris und unwillens von den polenern geschen syn, und czugeczogen ane unsers hern des koniges czu Polan wissen und willen, und dach noch ewwir undirwisunge, die ir uns durch den kompthur von Danczg [Heinrich Holt]⁵⁵ gobit czuworsteen. So haben wir mit dem egeantanten unserm heren konige eynen semelichen tag nu vorramet, das alz nu bis Montag nehistkomende unsre beider rethe eynen fruntlichen tag czu Gnywkaw undirennander sullen halden, czuworsuchen, app was schelungen bey desen beyfredetagen czwischen beyden teilen entstanden weren, das dy mochten werden hingelegit und wie die beslissunge des tagis beleitet wirt; czwyfeln wir nicht, is werde euch wol czu wissen, sundir of das ir ummer dirkennenet, das dy schult nicht an uns ist an eyngerley vorlengerunge deser fredetage, adir eines semelichen, dy sich zihen czu libe und eyntracht. So wirt uns dach mit ewwern schriften gegeben czuworsteen ewwir meynunge, dornach wir uns yo gerne wellen richten. Weris ouch ewwir hirlichkeit behegelichen, das wir ymands der unsern czu euch umb eyn sulichs sullen senden, so geruchet uns eyne beqweme stat und eyne kurcze czeit vorkundigen, wir wellen gerne dy unsern czu euch senden, dy mit euch muntliche handelunge davon werden haben, off das ir unser unschult deste clerlichir mogit dirkennen. Gegeben czu Marienburg am mittewoch noch Jubilate im XVI^{den} jare.

Nr. 5

1420 Mai 30. Elbing.

Hochmeisters Michael Kuchmeister bekundet, dass er den Großfürsten Witold von Litauen mitsamt Gefolge durch die Ordenslande Preußen und Livland in einer bestimmten Frist sicher geleiten wolle.

GStA PK, OF 11, S. 27 (seit 1945 verschollen); Findbuch 66, S. 181.
RSB, F. 68, Nr. 358.7, 128r–128v.

⁵⁵ 1413–1416. HECKMANN, Amtsträger (wie Anm. 44).

Regest: Baranov, Der Diensthacklass von Johannes Voigt, Nr. 50, S. 111.
 Erwähnt: CEV, Nr. DCCCLXXV, S. 479 (fälschlich OF 10 zugeordnet).
 Abschrift: [128r] 1420. *Ex tabulario Regiomont. Ex Registr. Nro. 5.*

Herczog Wytoudes geleite.

*Wir, broder Mychel Kochmeister, homeister Deutsches ordens, thun kundt und bekennen offenbar allen, den desze schriffte vorkomen, das wir von unser unse-
 rer ganczen ordens landen luten und undirsossen so wol in Prussen als in Lyff-
 landt von eyne mit dem irluchten forsten und grosmechtigen herrn, herrn
 Alexandro andirs Witoudt, grossfursten czu Littawen und Rewwsen etc., synen
 landen, luten und undirsossen vom andern teile uffgenommen und vorliebet haben
 eynen fruntlichen und fredelichen tag von gebunge desses briffes bis uff sente
 Michaelis tag [29. September 1420] neestkomende mete inbeslossen. Also, das
 wyr bynnen der czeit mit seiner grosmechtigkeit an unsir frawen tage Nativitatis
 Marie [8. September 1420] hirnehest volgende sullen und wellen mit gotes hulffe
 beylang dem huwsze Welun an der stadt ader gegenotten, wo das wirt beqweme
 seyn, in eygenen personen czusampnekomen, do czu halden alle sachen, die
 von beiden teilen aldo vorgebin werden. Umb des willen wir geben und vorleyen
 dem egenanten irluchten forsten, herrn Alexandro etc., und alle den seynen
 geistlichen und wertlichen und allen andern, welcherleie wirdikeit ader wesens
 die seyn, die derselbe furste und herre, herczog [128v] Alexander etc., czu deme
 tage mit sich brenget, eyn volkomens cristenlichens worhaftiges sicher geleite, czu
 dem ebumpten tage und stete czu komen czu lande adir czu wassir, do selbist
 uff dem lande bey dem flisse ader in deme werder ader werdern der Memmel in
 die lenge und breite, wie in das wirt behegelych seyn, czu wesen geczelt asczurich-
 ten, allde czu sumen und mit uns und den unsern die teydinge anczufaben, zcw
 handeln und czu beslissen noch dem, als die sachen denn sich awswaisen und ir-
 laufen werden. Und von dannen, is werde bericht ader nicht, wedir in die lant
 czu Littawen ader Samayten czu zcihende ane hindernis und beschedegunge
 synes selbens und auch syner lande lute und undirsossen, personen, habe und
 guter. Alle die obengeschrebene artikel und eynen iclichen besundir bey sich ge-
 louben wir, Bruder Mychel Kochmeister, homeister obenbenumpt, vor uns, un-
 sere gebietiger und unsern ganczen orden und alle unsir undirsossen so wol in
 Prussen als in Lifflandt bey gutten truwen ane geferde deszer briefes. Deme czu
 ganczer sicherheit unsir ingesegil ist angehangen und gegeben zcum Elbinge am
 donrstage noch den pfingest heiligen tagen im XIII^{den} und XX^{ten} jore.*

(Concord. cum copia orig.)

Voigt.

Der Weg zum evangelischen Königsberger Dom¹

Von Bernhart Jähmig

Das Preußenland ist erst verspätet seit dem 13. Jahrhundert für den christlichen Glauben erschlossen worden. Dem sollte seit 1230/31 die Unterwerfung der zwischen unterer Weichsel und unterer Memel siedelnden Prußen durch den Deutschen Orden dienen. Da dieser Orden kein Missionsorden, sondern ein geistlicher Ritterorden war, bediente er sich zur eigentlichen Missionierung zunächst des Einsatzes der Dominikaner, nach einigen Jahrzehnten auch der Franziskaner². Zur Verbreitung und Vertiefung des christlichen Glaubens unter den Prußen holte der Deutsche Orden christliche Siedler aus den Altsiedelgebieten des Reichs, die in unterschiedlicher Dichte als Nachbarn der noch heidnischen Prußen angesetzt wurden. Das erfolgte im Zuge des allgemein europäischen Landesausbaus, der im Ordensland bis etwa 1400 anhielt³. Zunächst wurde 1215, als die Prußenmission noch allein in der Hand von Zisterziensern war⁴, von der römischen Kirche ein Bistum für alle prußischen Stämme eingerichtet, ehe 1243 das ganze Land für die Prußen und für die zuziehenden Neusiedler in vier Bistümer unterteilt wurde⁵. Das nördlichste und zuletzt erschlossene dieser Bistümer

- ¹ Entstanden als Kurzbeitrag ohne Einzelnachweise nur mit Verweis auf ein kumulatives Literaturverzeichnis für den Katalogband der Potsdamer Ausstellung: Reformation und Freiheit. Luther und die Folgen für Preußen und Brandenburg, hg. v. Ruth SLENCZKA, Petersberg 2017, S. 95–98.
- ² Vgl. Werner ROTH, Die Dominikaner und Franziskaner im Deutsch-Ordensland Preußen bis zum Jahre 1466, Phil. Diss. Königsberg 1918; Rafał KUBICKI, Die Rolle der Bettelorden im Ordensland Preußen, in: *Cura animarum. Seelsorge im Deutschordensland Preußen*, hg. v. Stefan SAMERSKI, Köln u. a. 2013, S. 74–91. Zum Erfolg der Missionierung vgl. unten Anm. 78 u. 84.
- ³ Vgl. u. a. Heide WUNDER, Siedlung und Bevölkerung im Ordensstaat, Herzogtum und Königreich Preußen (13.–18. Jahrhundert), in: *Ostdeutsche Geschichts- und Kulturlandschaften*, 2: Ost- und Westpreußen, hg. v. Hans ROTHE, Köln/Wien 1987, S. 67–98, besonders S. 67–84; Klaus CONRAD, Der Deutsche Orden und sein Landesausbau in Preußen, in: *Deutscher Orden 1190–1990*, hg. v. Udo ARNOLD, Lüneburg 1997, S. 83–106.
- ⁴ Vgl. Bernhart JÄHNIG, Zisterzienser und Ritterorden zwischen geistlicher und weltlicher Macht in Livland und Preußen zu Beginn der Missionszeit, zuerst 1990, neu in: DERS., *Vorträge und Forschungen zur Geschichte des Preußenlandes und des Deutschen Ordens im Mittelalter*, Münster 2011, S. 1–15, hier S. 6–9.
- ⁵ Preußisches Urkundenbuch 1/1, Königsberg 1882, Nr. 143; vgl. Max TOEPPEN, *Historisch-comparative Geographie von Preußen*, Gotha 1858, S. 114–117; Andrzej RADZIWIŃSKI, *Die Kirche im Deutschordensstaat in Preußen (1243–1525) (Prussia sacra 4)*, Toruń 2014, S. 15–38.

wurde für das Samland und dessen östliche Nachbarlandschaften errichtet und bekam seinen Mittelpunkt in Königsberg, das als Burg und städtische Siedlung 1255 gegründet wurde⁶.

Erst nachdem die Unterwerfung der Prußen 1283 beendet war, konnten zuletzt die Domkapitel für Pomesanien und Samland gegründet werden, darunter das für das Samland 1285 nur vorläufig und dann endgültig 1294⁷. Während der Bischof Ende des 13. Jahrhunderts seinen Sitz im neu gegründeten Fischhausen (zuerst Schönewik) nahm – um 1268 die Burg, 1299 die Stadt⁸ –, ging das Domkapitel aus Platzgründen 1302 in die Altstadt Königsberg, an deren Südostecke zunächst eine erste Kathedrale errichtet wurde. Nachdem auf der Pregelinsel Kneiphof 1327 eine zweite Königsberger Neustadt gegründet worden war, bekam das Domkapitel auf deren Ostseite seinen endgültigen Platz. Hier wurde eine neue samländische Kathedrale, auch Dom genannt, in den Jahren von etwa 1330 bis 1380 errichtet⁹. Diese wurde die größte der vier preußischen Kathedralen, wohl auch weil der Deutsche Orden an Planung und Ausführung mitgewirkt hat, so daß der an deren Anfängen stark beteiligte Hochmeister Luther

- ⁶ Vgl. Fritz GAUSE, *Die Geschichte Stadt Königsberg in Preußen (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 10)* 1, Köln/Wien 1965, ³1996; *750 Jahre Königsberg. Beiträge zur Geschichte einer Residenzstadt auf Zeit*, hg. v. Bernhart JÄHNIG (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 23), Marburg 2008.
- ⁷ Vgl. Bernhart JÄHNIG, *Die Verfassung der Domkapitel der Kirchenprovinz Riga*, in: *Kirchengeschichtliche Probleme des Preußenlandes aus Mittelalter und früher Neuzeit*, hg. v. DEMS., Marburg 2001, S. 53–72, hier S. 69; Radosław BISKUP, *Das Domkapitel von Samland (1285–1525)* (Prussia sacra 2), Toruń 2007, S. 50–70.
- ⁸ Vgl. Marc JARZEBOWSKI, *Die Residenzen der preußischen Bischöfe bis 1525* (Prussia sacra 3), Toruń 2007, S. 140–154; Bernhart JÄHNIG, *Beziehungen der Bischofsstadt Fischhausen zur bischöflichen Residenz*, in: *Zapiski Historyczne* 82 (2017), S. 41–50 (227–236).
- ⁹ Vor allem die Grabdenkmäler seit dem 15. Jahrhundert benennt und beschreibt Caspar STEIN, *Das Alte Königsberg (1644)*, übers. v. Arnold CHARISIUS, Königsberg 1911, Neuaufl. Hamburg 1998, S. 32–41. Zur Geschichte des Bauwerks und seiner Ausstattung vgl. ferner Ernst August HAGEN, *Beschreibung der Domkirche zu Königsberg und der in ihr enthaltenen Kunstwerke* (A. R. GEBSER/E. A. HAGEN, *Der Dom zu Königsberg in Preußen* 2), Königsberg 1833; August Rudolph GEBSER, *Geschichte der Domkirche zu Königsberg und des Bisthums Samland* (A. R. GEBSER/E. A. HAGEN, *Der Dom zu Königsberg in Preußen* 1), Königsberg 1835; Adolf BOETTICHER, *Die Bau- und Kunstdenkmäler in Königsberg* (DERS., *Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen* 7), Königsberg 1897, S. 299–349; Hermann EHRENBERG, *Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen*, Bd. 1–2, Berlin/Leipzig 1899; Richard DETHLEFSEN, *Die Domkirche in Königsberg i. Pr. nach ihrer jüngsten Wiederherstellung*, Berlin 1912; Christopher HERRMANN, *Mittelalterliche Architektur im Preußenland*, Olsztyn/Petersberg 2007, Sp. 517c–521b; DERS., *Die Anfänge des Königsberger Dombaus*, in: *750 Jahre* (wie Anm. 6), S. 327–352.

Herzog von Braunschweig als einziger Hochmeister hier seine letzte Ruhestätte suchte und bekam (1335)¹⁰, bevor die Kapelle St. Anna in der Marienburg als Hochmeistergrablege fertiggestellt war. Samland gehörte zu den Bistümern, deren Domkapitel dem Deutschen Orden inkorporiert waren und dessen Bischöfe daher zumeist diesem Orden angehörten.

Trotz der verspäteten Christianisierung des Deutschordenslandes gab es hier ähnlich wie im Reich im 15. Jahrhundert eine Kritik am Leben der Amtskirche und der Orden. Damit steht im Zusammenhang, daß ältere aristokratisch bestimmte Frömmigkeitsformen – beim Deutschen Orden von den Statuten des 13. Jahrhunderts bis zu den Chronisten in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts greifbar – danach einen Niedergang durch wachsende Volksfrömmigkeit erlebten¹¹. „Lex et sacramentum im Mittelalter“ war 1966 Thema einer interdisziplinären Mediävistenkonferenz in Köln¹². Doch wurde das Bild der vorreformatorischen Kirche als Gesetzesreligion nicht nur durch dieses für die mittelalterliche Theologie verbindliche Begriffspaar, sondern auch durch Ausformungen der Volksfrömmigkeit aller Schichten des Kirchenvolks bestimmt. Das war verbunden mit einer zunehmenden Unzufriedenheit mit den kirchlichen Einrichtungen und ihrem Personal, zu denen auch der Deutsche Orden im Reich und in Preußen gehörte.

Ausgelöst hat das wie in vielen Kirchen auch im Königsberger Dom etwa die Ausstattung mit zahlreichen Nebenaltären, hier bis 1524. Im Ordensland waren Formen der Volksfrömmigkeit wie Heiltumsverehrungen (Reliquienkult), Prozessionen und Pilgerreisen verbreitet wie im Altsiedelgebiet, für das im Blick auf Begleiterscheinungen des Pilgerwesens festgestellt worden ist: „Das Neben-

¹⁰ Zu Luthers Motiven, als einziger Hochmeister fürstlicher Abstammung einen besonderen Begräbnisort bekommen zu wollen, vgl. Simon HELMS, Luther von Braunschweig (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 67), Marburg 2009, S. 167f.

¹¹ Otto GÜNTHER, Eine Predigt vom preußischen Provinzialkonzil in Elbing 1427 und die „Ermahnung des Carthäusers“, in: Zeitschrift des Westpreuß. Geschichtsvereins 59 (1919), S. 69–111 zieht z. B. noch keine Vergleiche zu den Verhältnissen im Reich. Zum Ordensleben im ganzen vgl. beispielsweise Kaspar ELM, Verfall und Erneuerung des Ordenswesens im Spätmittelalter, in: Untersuchungen zu Kloster und Stift (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 68; Studien zur Germania sacra 14), Göttingen 1980, S. 188–238; ferner die meisten Beiträge in: Reformbemühungen und Observanzbestrebungen im spätmittelalterlichen Ordenswesen, hg. v. Kaspar ELM (Berliner Historische Studien 14; Ordensstudien 6), Berlin 1989. Den Wandel der Spiritualität beim Deutschen Orden untersucht im abendländischen Vergleich Stefan KWIATKOWSKI, „Devotio antiqua“, ihr Niedergang und die geistigen Ursachen der religiösen Krise des Deutschen Ordens im Spätmittelalter, in: Deutscher Orden 1190–1990 (wie Anm. 3), S. 107–130.

¹² Tagungsband: Lex et sacramentum, hg. v. Paul WILPERT † (Miscellanea mediaevalia 6), Berlin 1969.

einander von Frömmigkeit und heidnischem Aberglauben ist für das Spätmittelalter kennzeichnend¹³, also nicht nur in Preußen mit den Resten seiner unten zu nennenden prußischen Glaubensvorstellungen. Damit gab es vergleichbare Voraussetzungen dafür, daß sich auch in Preußen die Reformation verhältnismäßig schnell durchsetzen ließ. „Man hat immer wieder nach den Ursachen der Reformation gefragt und die kirchlichen Zustände des Jahrhunderts vor der Reformation durchforscht. Aber die Wirrnisse und die Verderbnisse der spätmittelalterlichen Kirche waren nicht die Ursachen der Reformation, sondern die Bedingungen dafür, daß Luthers Anliegen in die Breite wirkte. Die Reformation hat eine einzige Ursache: die religiöse Not des Mönches Martin Luther, eine Not, die geschichtliche Folgen hatte, weil ihr eine allgemeine Not antwortete.“¹⁴ Auch im preußischen Deutschordensland hat es eine Reformbereitschaft gegeben, „es wartete, sucht man die einigende Formel, der Widerstand des Schlichten gegen das verschnörkelte Wesen des späten Mittelalters“, ehe der Landesherr und die beiden evangelischen Bischöfe die Reformation ‚von oben‘ eingeführt und durchgesetzt haben¹⁵. Diese betraf nicht nur den Deutschen Orden, sondern

¹³ Harry KÜHNEL, *Alltag im Spätmittelalter*, Graz u. a. ²1985 im Kapitel „Frömmigkeit ohne Grenzen?“, S. 92–113, 366a–367c, hier S. 105a; zu den Voraussetzungen zur Reformation überregional vgl. neben anderen Gerhard RITTER, *Luther. Gestalt und Tat*, München ⁵1949, S. 12–18; das Kapitel „Kirche und Frömmigkeit“ bei Hartmut BOOCKMANN, *Stauferzeit und spätes Mittelalter. Deutschland 1125–1517*, Berlin 1987, S. 375–402, 413 f.; vgl. zu Preußen neben anderen Stefan KWIATKOWSKI, *Klimat religijny w diecezji pomezjańskiej [...] (Das religiöse Klima in der Diözese Pomesanien [...])* (*Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu* 84/1), Toruń 1990. – Neuere Historiker der Frömmigkeit haben gezeigt, daß gerade in der Zeit um 1500, also in der Zeit, in der Martin Luther und die anderen Reformatoren der ersten Generation aufgewachsen sind, Deutschland besonders fromm war; vgl. Enno BÜNZ/Hartmut KÜHNE, *Frömmigkeit um 1500 – Einführende Überlegungen zur Ausstellung*, in: *Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland*, hg. v. Hartmut KÜHNE/Enno BÜNZ/Thomas T. MÜLLER, Petersberg 2013, S. 15–27. Die schöne Ausstellung, die in Mühlhausen, Leipzig und Magdeburg gezeigt wurde, läßt nicht erkennen, warum es angesichts der beigebrachten Argumente und Belege überhaupt zur Reformation hat kommen können.

¹⁴ Hermann HEIMPEL, *Vier Kapitel aus der deutschen Geschichte*, Göttingen 1962, S. 49; ähnlich lautend DERS., *Luthers weltgeschichtliche Bedeutung*, in: DERS., *Der Mensch in seiner Gegenwart*, Göttingen ²1957, S. 136–161, hier S. 139. Bereits vorher hatte er formuliert: Es „wird letzten Endes immer unbeantwortet bleiben, weil das religiöse Genie, weil Luther das über den Haufen geworfen hat, was man die Ursachen der Reformation nennt und besser ihre Voraussetzungen nennen sollte“. Hermann HEIMPEL, *Das Wesen des deutschen Spätmittelalters*, in: DERS., *Der Mensch (wie eben)*, S. 109–135, hier S. 134.

¹⁵ HEIMPEL, *Luthers weltgeschichtliche Bedeutung (wie Anm. 14)*, S. 143. – Grundlegend hinsichtlich der Quellenerschließung: *Urkundenbuch zur Reformationgeschichte des Herzogthums Preußen*, hg. v. Paul TSCHACKERT (Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven 43–45), Bd. 1–3, Leipzig 1890; vgl. neuerdings Bernhart JÄHNIG, *Die An-*

das Ansehen aller kirchlichen Einrichtungen beim Kirchenvolk. Zu den „Voraussetzungen“ gehörte im Samland das schlechte Ansehen des Domkapitels, von dem ein Chronist im Blick auf Ereignisse des Jahres 1517/18 kommentierend feststellte, daß *die frommen geistlichen herrn [...] selbes hurerei genug trieben*¹⁶. Immerhin wird von einem anderweitig nicht bekannten Domherrn, Georg Schmidt, berichtet, daß er lutherisch gepredigt habe¹⁷, ehe aus Wittenberg reformatorische Theologen geschickt wurden¹⁸. Was die ersten preußischen Studenten, die seit 1517 in Wittenberg studiert haben¹⁹, an Anregungen mitgebracht haben könnten, ist nicht überliefert.

Bevor sich die Reformation im Ordensland durchsetzen konnte, hatte dieses einen verwüstenden Krieg zu erleiden. Vorher, im Jahre 1511 war Albrecht von Brandenburg-Ansbach²⁰ in den Deutschen Orden aufgenommen und in sein Amt als dessen Hochmeister gewählt worden. Wie seine Vorgänger seit dem Zweiten Thorner Frieden (1466) versuchte er die Leistung eines Treueides gegenüber dem König von Polen²¹ zu vermeiden. Im sogenannten Reiterkrieg 1519/21 hatte er keinen durchschlagenden militärischen Erfolg, so daß er nach einem Waffenstillstand vier Jahre Zeit bekam, um eine politische Lösung des Problems zu finden. Zu diesem Zweck verließ der Hochmeister für fast vier Jahre das Land, um im Reich um Hilfe zu werben. Die Regentschaft im Ordensland übergab er seinem älteren Freund Georg von Polentz aus sächsisch-meißnischem Adel, der zusammen mit ihm in den Orden eingetreten war²². Dieser war 1519

fänge der evangelischen Landeskirche im Herzogtum Preußen zur Zeit Herzog Albrechts, in: *Preußen und Livland im Zeichen der Reformation*, hg. v. Arno MENTZEL-REUTERS/Klaus NEITMANN (Tagungsberichte [wie Anm. 6] 28), Osnabrück 2014, S. 15–56.

¹⁶ Johannes FREIBERG, *Preussische Chronik*, hg. v. Friedrich A. MECKELBURG, Königsberg 1848, S. 15.

¹⁷ Nach Johann Belers *Chronik/Memorialbuch* bei GEBSER, *Geschichte* (wie Anm. 9), S. 264f., 267; R. BISKUP, *Domkapitel* (wie Anm. 7), S. 527f.

¹⁸ Zu den „drei Evangelisten“ Preußens, nämlich Johannes Brismann (Briesmann), Paul Speratus und Johannes Poliander, so bezeichnet von Tschackert, *Urkundenbuch* (wie Anm. 15) 1, S. 123, vgl. unten verschiedentlich.

¹⁹ Vgl. Hermann FREYTAG, *Die Preussen auf der Universität Wittenberg und die nicht-preussischen Schüler Wittenbergs in Preussen*, Leipzig 1903, S. 29–32.

²⁰ Vgl. Walther HUBATSCH, *Albrecht von Brandenburg-Ansbach. Deutschordens-Hochmeister und Herzog in Preußen 1490–1568* (Studien zur Geschichte Preußens 7), Heidelberg 1960, Ndr. Köln/Berlin 1965.

²¹ Vgl. aus den Bestimmungen des Zweiten Thorner Friedens: *Die Staatsverträge des Deutschen Ordens in Preußen im 15. Jahrhundert*, bearb. v. Erich WEISE, Bd. 2, Marburg 1955, Nr. 403 § 6 S. 273–276.

²² Vgl. GEBSER, *Geschichte* (wie Anm. 9), S. 241–263 u. ö.; Paul Tschackert, *Georg von Polentz, Bischof von Samland*, in: *Kirchengeschichtliche Studien für Hermann Reuter*, Leipzig 1888, S. 145–194.

kurz vor Beginn des Krieges auf Betreiben des Hochmeisters vom Domkapitel zum Bischof von Samland gewählt worden. Bemerkenswert ist, daß Georg vorher einige kleinere Ämter unterhalb des Ranges eines Komturs in der Landesverwaltung des Ordens wahrgenommen hatte. Daß jemand mit dieser Laufbahn Bischof werden konnte, zeigt, daß der Deutsche Orden als geistlicher Ritterorden selbst Teil der mittelalterlichen, vom Adel bestimmten Kirche war. Da Georg von Polentz zu diesem Zeitpunkt für Rom konfessionell noch unverdächtig war, erhielt er die päpstliche Bestätigung. Hier zeigte sich zum letzten Mal in Preußen das Erscheinungsbild der mittelalterlichen Kirche, die eine Adelskirche war und deren Bischöfe wie hier studierte Juristen waren²³. Daher konnte unter Mitwirkung der Nachbarbischöfe am 29. Juli 1519 seine feierliche Inthronisation im Königsberger Dom durchgeführt werden. Das war im Dom die letzte große Veranstaltung der alten Kirche. Schon vorher während der Fastenzeit („Freitag vor Mitfasten“) desselben Jahres fand als letzte „papistische Procession“ eine solche statt, die unter Mitwirkung der Bischöfe von Pomesanien und Samland, Hiob von Dobeneck und Georg von Polentz, sowie Hochmeister Albrechts, seines Bruders Wilhelm und des Memeler Komturs Erich von Braunschweig vom Dom zu den Pfarrkirchen der Altstadt und des Steindamm, dann zum Schloß, weiter zur Löbenichter Pfarrkirche, zum Nonnenkloster und schließlich zum Dom zurückführte²⁴.

Da der spätere Hochmeister schon in jüngeren Jahren für eine geistliche Laufbahn vorgesehen war und daher an den Hof des Erzbischofs von Köln gegeben wurde²⁵, kam seine spätere Wandlung vom ‚Kriegshelden‘ zum ‚Theologen‘²⁶

²³ Das wird für die vorreformatorische Zeit als kennzeichnend bezeichnet von HEIMPEL, Das Wesen (wie Anm. 14), S. 134 u. ö. Wissenschaftsgeschichtlich ein ‚Klassiker‘ für diese Fragestellung ist das Buch von Aloys SCHULTE, Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter, Stuttgart ²1922, Darmstadt ³1958.

²⁴ Ohne Quellenangabe und ohne Hinweis auf einen Anlaß bei Caspar HENNENBERGER, Erclerung der preußischen größern Landtaffel, Königsberg 1595, S. 212 f.; GEBSER, Geschichte (wie Anm. 9), S. 252–256; GAUSE, Geschichte (wie Anm. 6) 1, S. 211.

²⁵ Vgl. HUBATSCH, Albrecht (wie Anm. 20), S. 20–25.

²⁶ Vgl. PAUL TSCHACKERT, Herzog Albrecht von Preußen als reformatorische Persönlichkeit (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 45), Halle 1894; seine persönliche Frömmigkeit als Beter zeigt folgende Edition ausgewählter Gebete: Vertrau Gott allein. Gebete Herzog Albrechts von Preußen, hg. v. Erich ROTH, Würzburg 1956; ein eigenes Schlußkapitel „Herzog Albrecht als Theologe“ gibt es bei Jörg Rainer FLIGGE, Herzog Albrecht von Preußen und der Osiandrismus 1522–1568, Phil. Diss. Bonn 1972, S. 526–586. – Udo ARNOLD, Vom Ordensstaat zum Herzogtum. Religiöse Überlegungen oder politisches Kalkül des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg-Ansbach?, in: Zapiski (wie Anm. 8), S. 21–40 (207–226) sieht Albrecht erneut als *homo politicus*, der aus rein taktischen Erwägungen des Machterhalts die Reformation eingeführt habe.

nicht aus so ‚heiterem Himmel‘, wie manche Historiker meinen, die Schwierigkeiten haben, einem Fürsten echte geistige oder geistliche Interessen zuzutrauen. Im Frühjahr und Sommer 1522 reiste Albrecht zu politischen Gesprächen zunächst nach Prag und Linz, ehe er im Herbst nach Nürnberg wegen des dort tagenden Reichstags kam. Neben dem nun einsetzenden Weg des Hochmeisters zum evangelischen Glauben führte er weiterhin politische Verhandlungen. Diese waren notwendig, um die Bemühungen um die Einführung der Reformation im Ordensland zu schützen. Dazu war es nötig, die reformatorischen Maßnahmen, so lange wie möglich, vor den unten nach Anm. 36 zu nennenden Vertretern der alten Kirche zu verbergen. Da die parallel geführten politischen Verhandlungen allgemein bekannt sind, werden sie hier nicht dargestellt.

Der Nürnberger Reichstag sollte vor allem über das Wormser Edikt vom 8. Mai 1521 gegen Martin Luthers Lehren verhandeln²⁷. Wann Hochmeister Albrecht zum ersten Mal von Luther gehört haben könnte, ist nicht sicher zu entscheiden. Es gibt zwar von Luthers Osterpredigt 1520 eine Abschrift im Ordensarchiv; es ist aber nicht sicher, wann diese Abschrift gefertigt wurde. Sicher ist dahingegen, daß die Nachricht über Luthers Vorladung nach Worms im April 1521 nach Königsberg geschickt wurde und auch angekommen ist²⁸. In Nürnberg hat Albrecht bald den schon von Luther beeinflussten, erst 24jährigen Pfarrer Andreas Osiander²⁹ in der Nürnberger Hauptkirche St. Lorenz predigen gehört, der während dieser Jahre an der Einführung der Reformation in Nürnberg beteiligt war. 1524 wurde Albrecht erneut von einer Predigt Osianders stark beeindruckt, so daß er ihn sogar zu Tische einlud³⁰. Nach späterer Aussage hat schon zu dieser frühen Zeit Osiander bei Albrecht eine Art ‚Bekehrungserlebnis‘ ausgelöst, denn er schreibt 1540, er sei durch ihn *zu göttlicher, rechter und wahrer Erkenntnis gekommen*³¹. Luthers schon vorher entstandene Erkenntnis, „dass die Heilsangebote der Kirche in die falsche Richtung weisen: Nicht das

²⁷ Vgl. u. a. TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 15.

²⁸ Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, XX. HA Hist. StA Königsberg, OBA 23532, 24770.

²⁹ Vgl. Emanuel HIRSCH, Die Theologie des Andreas Osiander und ihre geschichtlichen Voraussetzungen, zuerst 1919, neu mit Einführung von Gottfried SEEBASS (Emanuel HIRSCH, Gesammelte Werke 4), Waltrop 2003; Gottfried SEEBASS, Das reformatorische Werk des Andreas Osiander (Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns 44), Nürnberg 1967; zur ersten persönlichen Bekanntschaft mit Osiander vgl. auch FLIGGE, Herzog Albrecht (wie Anm. 26), S. 16 ff.

³⁰ Vgl. FLIGGE, Herzog Albrecht (wie Anm. 26), S. 16.

³¹ So in einem Schreiben an Osiander vom 30. April 1540. Hist. StA Königsberg, Ostpr. Fol 28, S. 655; vgl. TSCHACKERT, Herzog Albrecht (wie Anm. 26), S. 14. – Das folgende Zitat in: Luther! 95 Schätze – 95 Personen. Begleitbuch zur nationalen Sonderausstellung. Augusteum, Lutherstadt Wittenberg 2017, S. 66.

Tun des Menschen kann ihn gerecht machen, sondern allein der Glaube an Gott, der ihn durch Christus gerecht macht“, wird in Osianders ‚evangelischen‘ Predigten zur Sprache gekommen sein und könnte auf Hochmeister Albrecht ‚bekehrend‘ gewirkt haben, auch wenn das im einzelnen nicht überliefert ist. Osianders Polemiken werden sich unter anderem gegen die Form der Messe, Gebrauch der Sakramente, Heiligenverehrung, Werkgerechtigkeit, das Leben in Ordensgemeinschaften und gegen die Stellung des Papstes gerichtet haben, letzteren bezeichnete er in der Sprache seiner Zeit als ‚Antichrist‘. Das führte offenbar nicht nur dazu, daß Albrecht sich zeitlebens gegenüber Osiander als seinem ‚Vater in Christo‘ verpflichtet angesehen hat, sondern daß er nunmehr vermehrt seine ganze künftige Politik an seinen veränderten, für ihn neuen theologischen Erkenntnissen ausrichtete, denn er begann, sich zunehmend der Reformation zuzuwenden. Angesichts der im ganzen wenigen Begegnungen und Gesprächsmöglichkeiten, die der Hochmeister in diesen Jahren (1522–1524) mit Luther und Osiander hat haben können, wird es ihm kaum möglich gewesen sein, in der Rechtsfertigungslehre Osianders Abweichungen gegenüber Luther zu bemerken³². Albrechts ‚evangelische Gesinnung‘ berührte vor allem und zunächst seine Stellung im Deutschen Orden, dessen Hochmeister er war, denn „nun konnte er sich der Erkenntnis nicht entziehen, daß die evangelische Stellung zu den Ordensgelübden und zur Priesterehe an die Grundlagen des ganzen Ordensstaates rühren mußte“³³. Es ist also im einzelnen nicht bekannt, worüber Osiander 1522 gepredigt haben könnte, was Hochmeister Albrecht so folgenreich beeindruckt hat. Da Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ schon vorher, nämlich 1520, erschienen war und bald in zahlreichen neuen Auflagen auch an anderen Orten verbreitet wurde, wird Osiander Luthers Sprechen von der Freiheit etwa nach Paulus’ Brief an die Galater (cap. 5 v. 1) bekannt gewesen sein. Albrecht wird die Befreiung von den dogmatischen Zwängen der Papstkirche nicht nur geistlich empfunden haben, sondern sah auch die Möglichkeit einer Befreiung von den Forderungen seines Ordens und damit eine Lösung seines politischen Problems auf sich zukommen. Doch zunächst waren aus politischer Rücksicht für das weitere Vorgehen Vorsicht und Behutsamkeit geboten.

Bei Albrecht entstand eine ‚evangelische Gesinnung‘, die auch sein Gefolge nicht unbeeindruckt ließ. Wenigstens von dem Deutschordensritterbruder Fried-

³² Vgl. Gunter ZIMMERMANN, Die Thesen Osianders zur Disputation „de justificatione“, in: *Kerygma und Dogma* 33 (1987), S. 224–244, hier S. 224f.

³³ Erich ROTH, Einleitung, in: *Vertrau Gott allein* (wie Anm. 26), S. 7. Zu Luthers ‚Freiheitsschrift‘ vgl. unten bei Anm. 51. Luthers Freiheitsforderungen sind Thema der oben in Anm. 1 zitierten Potsdamer Ausstellung.

rich von Heydeck³⁴ ist schon früh bekannt, daß er zunächst in den Jahren des Waffenstillstands (1521–1525) sowohl für die Sache der Reformation als auch für die mögliche Gründung eines Erbfürstentums im Lande unter den Ordensbrüdern und den Ständen erfolgreich geworben hat. Später verursachte er durch seine Unterstützung der schwärmerischen Schwenckfeldianer eine gewisse konfessionelle Unruhe in Preußen³⁵. Als weiterer Ordensritter wurde im März 1524 Michael von Drahe vom samländischen Bischof dem Hochmeister als jemand gemeldet, der die Seite gewechselt habe, der *ex Saulo factus est Paulus*³⁶. Doch zunächst mußte Albrecht in den Jahren des Waffenstillstands aus diplomatischen Gründen seinen Gesinnungswandel noch verbergen, denn Papst, Kaiser, einige Verwandte (nämlich Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und Kardinal Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg) und auch die Krone Polen waren die Mächte der alten Kirche, die Albrecht, seinem Orden und seinem Land schaden konnten, wenn ihnen zu früh bekannt geworden wäre, daß er sein Seelenheil nicht mehr bei dieser sah.

Offenbar ist noch im Spätherbst 1522, als Luther die Wartburg schon längst verlassen hatte, zu diesem die Nachricht gelangt, daß Albrecht widersprochen habe, als ein päpstlicher Legat reformatorische Schriften verbrennen lassen wollte. Luther schloß daraus, daß sich hier ein Fürst seiner reformatorischen Einstellung näherte und daher als ein geistlicher Verbündeter einzuschätzen war³⁷. Bevor eine erste Berührung der beiden zustande kam, hatte der Hochmeister Gelegenheit, im Reichsregiment seinen gleichnamigen Vetter zu vertreten, der als Erzbischof von Mainz erster Kurfürst war³⁸. In den Akten des

³⁴ Vgl. Theophil BESCH, Friedrich von Heydeck, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und Säkularisation Preußens, in: *Altpreußische Monatsschrift* 34 (1897), S. 473–535.

³⁵ Vgl. Walther HUBATSCH, *Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens* 1, Göttingen 1968, S. 67–74; Robert STUPPERICH, Dr. Paul Speratus, der „streitbare“ Bischof von Marienwerder, in: *750 Jahre Kulm und Marienwerder* (Beiträge zur Geschichte Westpreußens 8), Münster 1983, S. 159–183, hier S. 170–178.

³⁶ TSCHACKERT, *Urkundenbuch* (wie Anm. 15) 2, Nr. 196.

³⁷ Vgl. TSCHACKERT, *Urkundenbuch* (wie Anm. 15) 1, S. 22, Bd. 2, Nr. 85.

³⁸ Dieser war hinsichtlich seines Sachverständes in der Kunst ein Renaissancemensch. Glaubensmäßig war er jedoch ein strikter Anhänger der alten Kirche, der bereits 1518 durch eine Anzeige beim Papst den Ketzerprozeß gegen Luther nach der Veröffentlichung der ‚95 Thesen‘ ausgelöst hat, ohne sich an diesem aktiv zu beteiligen. Ob sich die beiden gleichnamigen und gleichaltrigen Vettern darüber ausgetauscht haben, ist nicht überliefert. Der Kardinal hatte offenbar keine Bedenken, beim Nürnberger Reichstag 1522 dem Hochmeister die anzuführende Vertretung zu überlassen. Zum Kardinal vgl. neben vor allem kunsthistorischen Werken und Katalogen Friedrich JÜRGENSMEIER, Albrecht, Markgraf von Brandenburg (1490–1545), in: *Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648*, hg. v. Erwin GATZ, Berlin 1996, S. 13–16.

Reichstags ist überliefert, daß hinsichtlich der zu genehmigenden Predigtweise der Hochmeister die Verpflichtung auf die vier altkirchlichen Kirchenväter wie Hieronymus gestrichen und sich stattdessen für ‚bewährte‘ Schriften und ‚christliche‘ Ausleger ausgesprochen hat. Bei weiteren Verhandlungen ist er eingetreten für Priester, die geheiratet hatten, und für Mönche und Nonnen, die aus ihren Klöstern ausgetreten waren³⁹. Im Juni 1523 war es dann so weit, daß Albrecht einen offenbar besonders vertrauenswürdigen Rat, Magister Johannes Oeden aus Heilbronn, mit einer schriftlichen Instruktion nach Wittenberg schickte. Der zu diesem Zeitpunkt wichtigste Punkt war, daß Albrecht neben absoluter Vertraulichkeit eine Beratung hinsichtlich einer Reform des Deutschen Ordens erbat, wozu er eine Abschrift „des Ordensbuchs“, der Statuten, überbringen ließ⁴⁰.

Diesen Schritt hatte schon Albrechts Ratgeber Dietrich von Schönberg⁴¹ erstmalig wohl Anfang September 1521 angeregt, also während der Monate, in denen Luther auf der Wartburg von seinem Landesherrn aus Gründen seiner Sicherheit aus dem Verkehr gezogen war und der Hochmeister noch in Preußen war. Bei einem Treffen in Lochstedt wurde in einer langen Liste mehr stichwortähnlich festgehalten, welche diplomatischen Aufträge Schönberg wahrnehmen sollte. Bei der Nennung des Kurfürsten von Sachsen heißt es nur knapp: *reformatio libri per doctorem Luther*. Mit dem „liber“ ist das Ordensbuch gemeint, also die Ordensstatuten⁴². Schönberg empfahl dies, obwohl er kein Freund der

³⁹ Vgl. TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 22f., Bd. 2, Nr. 118.

⁴⁰ Die Statuten des Deutschen Ordens waren unter Hochmeister Konrad von Erlichshausen 1442 revidiert worden, für jeden der drei Ordenszweige in Preußen (Marienburg), Deutschland (Horneck) und Livland (Riga) wurde je ein gleichlautendes Exemplar gefertigt. Vgl. Udo ARNOLD, Reformansätze im Deutschen Orden während des Spätmittelalters, zuerst 1989, neu in: DERS., Deutscher Orden und Preußenland, Marburg 2005, S. 225–235, hier S. 231–234, der die Fassung der Statuten von 1442 als eine fast wörtliche Übernahme der Fassung aus der Mitte des 13. Jahrhunderts erweist. Der neue Beitrag von Udo ARNOLD, Reformen und Erneuerungen im Deutschen Orden vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, in: Ordines militares 21, Toruń 2016, S. 155–170, setzt erst 1525 ein. Von dem 1442 für den Hochmeister bestimmten Exemplar, einem Folianten (Hist. StA Königsberg, OF 60; Druck: Die Statuten des Deutschen Ordens ..., hg. v. Ernst HENNIG, Königsberg 1806), hat es Abschriften für den alltäglichen Gebrauch gegeben. Ein solches Exemplar hat offenbar der Hochmeister mit auf die Reise genommen, um es ggf. dem Reformator zur Begutachtung zuzuleiten. Zur Entsendung von Johann Oeden vgl. TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 23f., Credenzschreiben und Instruktion des Hochmeisters nachgewiesen ebd., Bd. 2, Nr. 113f.

⁴¹ Über Dietrich von Schönberg als Ratgeber von Hochmeister Albrecht vgl. Kurt FORSTREUTER, Vom Ordensstaat zum Fürstentum, Kitzingen [1951], S. 60–99.

⁴² Vgl. Hist. StA Königsberg, OBA 25056, 25292 Bl. 1rv, 16v, 17v, 25324; vgl. FORSTREUTER, Vom Ordensstaat (wie Anm. 41), S. 75.

Reformation war, auch niemals zur Auflösung des Ordens geraten und für geistliche Fragen kaum ein Verständnis hatte. Im Januar 1522 hat er in einem langen Schreiben dem Herzog berichtet, was er in den letzten Monaten an diplomatischen Aufträgen unternommen habe. Darunter war auch die kurz formulierte Nachricht: *Doctor Martin halben hab ich mit den Churfürsten rede gehabt, was mir aber in dem fall fur antwort gefallen werden, e. f. g. in ziffern auch vernemen.* Die gegen Ende dieses Berichts chiffrierten Ausführungen zeigen, daß deren Inhalt auch gegenüber möglichen Mitlesern in der hochmeisterlichen Kanzlei verheimlicht werden sollte, daß nämlich der Hochmeister wegen einer Begutachtung des Ordensbuchs den Kontakt mit Luther suchte. Bis zu diesem Zeitpunkt schien im Ordensland alles darauf hinzuweisen, daß dieses noch ‚gut katholisch‘ war⁴³.

Der mit dem König von Polen 1521 geschlossene Waffenstillstand war nicht Ursache, daß der Hochmeister eine Reform seines Ordens hätte ins Auge fassen sollen, denn eine solche war schon seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert, insbesondere seit der Denkschrift von Michael Sculteti, dem Kanzler des Hochmeisters Hans von Tiefen, erneut Thema der ordensinternen Auseinandersetzungen geworden. Abgesehen von den Problemen, die schon 1442 nicht gelöst werden konnten, mußten die seit dem 15. Jahrhundert auch im Deutschen Orden eingetretenen Verweltlichungstendenzen bei einem Ordensoberhaupt zu zusätzlicher Unzufriedenheit führen, das für geistliche Anliegen aufgeschlossen war. Die seit dem Zweiten Thorner Frieden zugenommene Verweltlichung beim Deutschen Orden in Preußen hat sich besonders darin gezeigt, daß die örtlichen Amtsträger, also Komture, Vögte oder Pfleger, zunehmend diese Ämter wie persönliche Pfründen angesehen haben. Das hat dazu geführt, daß nach den Verwüstungen des Dreizehnjährigen Krieges weniger die Ordensleitung, mehr die örtlichen Inhaber dieser Pfründen einen wirtschaftlichen Aufschwung erreichen konnten⁴⁴. Es ist nicht bekannt, was Albrecht zum Zeitpunkt, als im April 1521 der Waffenstillstand geschlossen wurde, von den Kirchenreformbemühungen Luthers im ganzen schon gehört hatte. Wenigstens dessen grundsätzliche Kritik am Ordensleben wird ihm durch Schönberg vermittelt worden sein. Daher hat Albrecht es für wünschenswert gehalten, sich von Luther zu diesem Anliegen beraten zu lassen. Der Umstand, gerade mit ihm das Gespräch zu suchen, ist eigentlich nur vorstellbar, wenn Albrecht darüber hinaus bereit

⁴³ Vgl. TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 15–17.

⁴⁴ Zur wirtschaftlichen Entwicklung vgl. besonders Lothar DRALLE, Der Staat des Deutschen Ordens in Preußen nach dem II. Thorner Frieden (Frankfurter Historische Abhandlungen 9), Wiesbaden 1975, S. 7–53. Zur Verweltlichung im ganzen Bernhart JÄHNIG, Albrecht von Brandenburg-Ansbach und die Säkularisation des Deutschen Ordens in Preußen, in: DERS., Vorträge (wie Anm. 4), S. 90–99.

war, auch über weitergehende reformatorische Anliegen zu sprechen, was gleich anzusprechen sein wird. Denn Luther war bereits zu diesem Zeitpunkt eine allgemein bekannte Persönlichkeit, nach der Veröffentlichung der ‚95 Thesen‘ am 31. Oktober 1517 hatte er nämlich 1518 in Augsburg ein Verhör durch den Kardinal Cajetan überstanden⁴⁵, hatte sich 1519 in der Leipziger Disputation mit Johannes Eck publizistisch erfolgreich behauptet, hat am 10. Dezember 1520 ein Druckexemplar der päpstlichen Bannandrohungsbulle nebst einigen anderen Schriften verbrannt und hat schließlich am 17./18. April 1521 den lebensgefährlichen Auftritt auf dem Wormser Reichstag vor Kaiser Karl V. überlebt, wobei er anschließend wegen der über ihn verhängten Reichsacht von seinem Landesherrn, Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen, auf die Wartburg bei Eisenach in Sicherheit gebracht wurde. Dort hat er es wegen der auch in Wittenberg drohenden Bilderstürmer nicht länger als bis zum 1. März 1522 ausgehalten.

Die Gelegenheit einer Reise von Berlin nach Nürnberg Ende November 1523 nutzte Albrecht, um nun auch das persönliche Gespräch mit dem Reformator zu suchen. Angesichts der zu dieser Zeit im Reich bestehenden politischen Lage erfolgte der Besuch eines Fürsten aus reichsfürstlichem Hause bei den Wittenberger Reformatoren zum ersten Mal. Daher sollte dieses Ereignis immer noch heimlich geschehen. Die Geheimhaltung ist nicht allzu lange gewahrt worden, denn schon am 2. Januar 1524 hat der streng ‚altgläubige‘ sächsische Herzog Georg sich mit einem längeren Brief bei Albrechts Bruder Kasimir, der die fränkischen Lande mitregierte, beschwert, daß der Hochmeister zu längeren Verhandlungen Luther besucht habe, wobei insbesondere die Auflösung des Deut-

⁴⁵ Für die Anfänge der Reformation sind bedeutsam die zumeist der ‚Weimaranä‘ (wie Anm. 49) entnommenen Quellen in: *Luthers Acta Augustana 1518* Deutsch, ausgew. u. eingel. v. Klaus-Peter SCHMID, Augsburg 1982. – Zu 1519: Nur weil Johannes Eck als besserer Kenner der kanonistischen Winkelzüge der Papstkirche den stets ‚altgläubig‘ gebliebenen, in Leipzig gastgebenden sächsischen Herzog Georg, einen Vetter von Luthers Landesherrn, dem sächsischen Kurfürsten Friedrich, und einige konservativ katholisch bleibende Fakultäten auf seiner Seite hatte, von einer Niederlage Luthers zu sprechen – so teilweise Heinz SCHILLING, *Martin Luther. Rebelle in einer Zeit des Umbruchs*, München 2013, S. 186–190 –, geht etwas zu weit. Nachhaltiger war Luthers Erfolg bei der teilnehmenden Öffentlichkeit wie bei Johannes Brismann, der später als Reformator in Königsberg eine große Rolle spielte; denn dieser hat beispielsweise infolge der Disputation die Front von Eck zu Luther gewechselt (Tschackert [wie Anm. 15] 1, S. 42; ebd., 3, Nr. 2420). Eck wird auch im Vorteil gesehen von Heiko A. OBERMAN, *Luther. Mensch zwischen Gott und Teufel*, Berlin 1982, der als Niederländer einen bemerkenswerten Blick nach Westen hat, jedoch hinsichtlich Luthers Wirkung nach Osten blind ist. – Zu 1520 vgl. Herbert IMMENKÖTTER, *Der römische Prozeß*, in: *Martin Luther und die Reformation in Deutschland*, hg. v. Gerhard BOTT, Frankfurt am Main 1983, S. 180–184; SCHILLING, *Martin Luther* (wie oben), S. 200 f.

schen Ordens Thema gewesen sei, was verhindert werden müsse, da dadurch die Aufgabe des Ordens als ‚Spital des deutschen Adels‘ gefährdet würde, letzteres auch ein Zeichen der allgemeinen Verweltlichung geistlicher Einrichtungen zu dieser Zeit. Eine Abschrift dieses Briefes ist in Albrechts Kanzlei gelangt⁴⁶. Bei diesem Besuch oder danach auf schriftlichem Wege hat der Hochmeister eine Reihe grundsätzlicher Fragen zur Stellung und geistlichen Machtvollkommenheit des Papstes gestellt. Die verneinenden Antworten hat Luther durch den kursächsischen Geheimsekretär und Hofprediger Georg Spalatin während des Nürnberger Reichstags zuleiten lassen⁴⁷. Ein zweites Mal ist Albrecht am 12. Mai 1524 in Wittenberg gewesen⁴⁸.

An dem ersten Gespräch haben sich Philipp Melancthon und der als Glaubensflüchtling gerade zu dieser Zeit in Wittenberg anwesende Paul Speratus beteiligt. In diesem Gespräch ging es zunächst um die Reform des Deutschen Ordens. Zu dieser hat Luther etwas später seine Meinung in der berühmten Flugschrift „An die Herren deutsch Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit greifen, Ermahnung“ öffentlich dargelegt; diese ist im Dezember 1523 erstmals im Druck erschienen⁴⁹. Bereits mündlich hatte Luther dem Hochmeister geraten, die Ordensherrschaft in ein weltliches Fürstentum zu wandeln und folglich selbst zu heiraten, worauf der Hochmeister nur gelächelt habe⁵⁰. Darüber hinaus wird der Hochmeister die für ihn günstige Gelegenheit genutzt haben, um dem Reformator grundsätzliche, über die Reform seines Ordens hinausgehende Fragen zu stellen. Luther könnte im Sinne seiner 1520 veröffentlichten und an Papst Leo X. versandten Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ mit den an deren Anfang stehenden beiden grundsätzlichen Sätzen, die oft zitiert werden, geantwortet haben: *Eyn Christen mensch ist eyn freyer herr / über alle ding / vnd niemandt vnterthan. Eyn Christen*

⁴⁶ TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 2, Nr. 166.

⁴⁷ Vgl. TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 26. – Als möglichen Beginn der Bekanntschaft Albrechts mit Spalatin nennt Irmgard Höss, Georg Spalatin 1484–1545, Weimar 21989, S. 412 Anm. 75, einen Besuch des Hochmeisters bei Kurfürst Friedrich d. Weisen am 4. Oktober 1522.

⁴⁸ Vgl. Albrechts Itinerar für 1522–1525 bei TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 2, Nr. 55.

⁴⁹ Druck: D. Martin LUTHERS Werke. Kritische Gesamtausgabe [Weimarer Ausgabe = WA], Abt. 1, Bd. 12, Weimar 1891, Ndr. 1966, S. 228–244. Dieser Text war zunächst auf März 1523 datiert worden, so zuletzt noch bei HUBATSCH/GUNDERMANN (Luther und die Reformation im Herzogtum Preußen. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1983, Nr. 30). Auf Dezember 1523 hat sich schon TSCHACKERT, Herzog Albrecht (wie Anm. 26), S. 98 f. Anm. 14, selbst verbessert nach den Erkenntnissen, die bei der Edition für die ‚Weimara‘ kurz vorher gewonnen wurden.

⁵⁰ TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 25.

*Mensch ist eyn dienstpar knecht aller vnd yderman vnterthan*⁵¹. Der erste Satz meint den mündigen Christen, der ohne Vermittlung der Papstkirche in unmittelbarer Beziehung zu Gott steht. „Die Freiheit, die der Christ durch den Glauben hat“ – das meint der zweite Satz – „ist gerade Freiheit zur Dienstbarkeit der Liebe“ (G. EBELING). Das berührte den Hochmeister sowohl in seiner Beziehung zu den von ihm als Landesherrn zu regierenden Untertanen, als auch in einer künftigen ehelichen Liebe, denn eine solche war für den Gründer eines Erbfürstentums anzustreben. Luther selbst – er war sieben Jahre älter als Albrecht – war zu diesem Zeitpunkt noch unverheiratet und hatte noch keine Heiratspläne, obwohl er Katharina von Bora im Hause von Lucas Cranach schon kennengelernt hatte. An deren Flucht Ostern 1523 mit anderen adeligen Nonnen aus dem Kloster Marienthron/Nimbschen bei Grimma hat er sich wenigstens nachträglich beteiligt, indem er kurz nach deren Ankunft in Wittenberg die Fluchthilfe durch den Klosterlieferanten Leonhard Koppe aus Torgau in einem ‚offenen Brief‘ begrüßte und an der weiteren Versorgung der ehemaligen Nonnen mitwirkte, von denen Katharina von Bora als letzte übrigblieb. Sie und Luther haben schließlich im Juni 1525 geheiratet⁵².

Die Jahre des Waffenstillstands waren nicht nur wegen der Abwesenheit des Hochmeisters eine für Preußen unruhige Zeit. Neben verschiedenen politischen Problemen wurden auch Einflüsse der Reformation spürbar, die der samländische Bischof Georg von Polentz steuerte, dessen Wirken durch briefliche Absprachen mit dem abwesenden Hochmeister erfolgte. Albrecht hat vermutlich im Juni 1523 durch Johannes Oeden, bevor er selbst erstmalig am 29. November 1523 mit Luther persönlich zusammengekommen ist, diesen gebeten, ihm für sein preußisches Territorium geeignete Prediger zu vermitteln, denn innerhalb Preußens waren zu dieser Zeit solche noch nicht zu bekommen. Hinsichtlich des Beginns der Reformation in Königsberg schreibt daher Balthasar Gans, rückblickend auf das Frühjahr 1524 im Auftrag des nunmehrigen Herzogs, unter anderem: *In der Pfarr- [gemeint ist die der Altstadt] und Domkirche predigt man göttliche Wahrheit; auf dem Schloß, Klöstern und anderen Kirchen predigt man menschliche Lügen, und durfte doch niemand dawider reden, ging beides also im Schwang, angesehen, daß der rechte Erbe [gemeint der damalige Hochmeister und jetzige Herzog] nicht im Lande war*⁵³. Das macht deutlich, welche Schwierigkeiten die reformatorische Bewegung anfangs hatte. Wenn die Kapelle

⁵¹ LUTHERS Werke in Auswahl, hg. v. Otto CLEMEN, 2, Berlin ⁵1959, S. 1–27, hier S. 11; vgl. Gerhard EBELING, Luther. Einführung in sein Denken, Tübingen 1964, S. 241 f.

⁵² Vgl. Martin TREU, Katharina von Bora, [Wittenberg] 1995, ⁹2013; SCHILLING, Martin Luther (wie Anm. 45), S. 318–334.

⁵³ Zitiert bei FREIBERG, Chronik (wie Anm. 16), S. 164 Anm. 15.

des Schlosses als Ort katholischen Gottesdienstes genannt wird, zeigt das, daß Speratus als Hofprediger Albrechts noch nicht angekommen war.

Daraufhin ist Luthers Freund, der ehemalige Franziskanermönch D. Johannes Brismann⁵⁴, möglicherweise in Begleitung des Münzmeisters Albrecht Will⁵⁵, nach Königsberg gereist und am 14. September 1523 angekommen. Dieser hatte den Eindruck, daß er infolge seiner ‚Berufung‘ durch den Hochmeister vom samländischen Bischof besonders freundlich empfangen wurde. Für diesen wurde er auf Dauer die große theologische Stütze. Am 27. September 1523 hielt Brismann seine erste Predigt im Dom, deren Text nicht überliefert ist. Deren Datum nennt er selbst in seiner Abschiedspredigt, als er 1527 für vier Jahre nach Riga ging⁵⁶. Jene Predigt gilt traditioneller Weise als die erste evangelische Predigt in Preußen und wird daher oft als eigentlicher Beginn der Reformation im Ordensland Preußen angesehen. Dieses Ansehen muß Brismann nicht mit zwei aus dem Lande kommenden Persönlichkeiten teilen, denn der schon genannte Domherr Georg Schmidt⁵⁷ verschwindet bald aus der Überlieferung, und Brismanns Amtsbruder Urban Sommer sagte erst später rückblickend in seinem kirchen- und familiengeschichtlichen Manuskript, daß er als Diakon (Zweiter Pfarrer) seit 1523 im Dom evangelisch gepredigt habe⁵⁸. Neben einem Gelehrten wie Brismann konnte er nur eine Nebenrolle spielen. Brismann hat bald nach seiner ersten Predigt auch die erste grundlegende Glaubenslehre für das Ordensland Preußen mit dem Titel „Flosculi de homine interiore et exteriori, fide et operibus“ verfaßt, die sehr stark an Luthers einschlägigem Text „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ orientiert war⁵⁹.

⁵⁴ Vgl. GEBSER, Geschichte (wie Anm. 9), S. 264–270; TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 23 f., 41–48, 175–179; Robert STUPPERICH, Johann Briesmanns reformatorische Anfänge, in: Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte 34 (1939), S. 3–21; Heinz ENDERMANN, Johannes Briesmann – ein Reformator aus Cottbus (Niederlausitzer Studien 22), Cottbus 1988, S. 78–86.

⁵⁵ Balthasar Gans bei FREIBERG, Chronik (wie Anm. 16), S. 163 Anm. 15.

⁵⁶ Zitiert bei TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 24 Anm. 3. Das Datum nennt auch das Manuskript von Urban Sommer, zitiert von COLBE (wie Anm. 58).

⁵⁷ Wie Anm. 16. Vermutlich ist er bald gestorben, so daß er bei der weiteren Versorgung der Domherren nicht mehr genannt wird.

⁵⁸ Zitiert bei Georg COLBE, Episcopo-Presbyterologia Prussico-Regiomontana, Königsberg 1657, S. 39 u. 50; danach TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 2, Nr. 141 S. 37.

⁵⁹ Paul TSCHACKERT, Johannes Briesmanns Flosculi, Gotha 1887. B.s Text ist nur bekannt, weil der damalige ermländische Domherr Tiedemann Giese diesen zusammen mit einer Gegenschrift abgedruckt hat (1525). Moderner Druck mit deutscher Übersetzung: Die Reformation im Ordensland Preußen 1523/24, hg.v. Robert STUPPERICH, Ulm 1966, S. 36–53. – Wenige Monate nach Brismann kam auf Empfehlung Luthers auch Johannes Amandus als Prediger nach Königsberg, wo er zunächst als Nachmittagsprediger an der Altstadt Kirche eingesetzt wurde. Da er sich jedoch bald zum demagogischen Hetz-

Ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Weg zum evangelischen Dom in Königsberg war, daß zu Weihnachten 1523 Bischof Georg von Polentz selbst die Predigt gehalten hat. Diese wurde gleich zu Beginn des folgenden Jahres in Königsberg gedruckt. Es folgten dann sehr rasch an vielen Orten Nachdrucke⁶⁰. Damit war die evangelische Gesinnung des samländischen Bischofs allgemein bekannt. Auch Luther war sehr begeistert und hat Georg von Polentz ein 1525 erscheinendes Buch gewidmet mit der oft zitierten Feststellung: „Und siehe das Wunder, in voller Fahrt und mit prallen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen, wohin es nicht gerufen oder erbeten worden ist, während es in Ober- und Niederdeutschland, wohin es kam, mit ganzer Wut und Boshaftigkeit geschmäht, zurückgewiesen und vertrieben wird.“⁶¹ In dieselbe Richtung ging bald danach des Bischofs bekanntes, am 28. Januar 1524 erlassenes ‚Reformationsmandat‘⁶², in dem unter anderem der Gebrauch der Volkssprachen bei gottesdienstlichen Handlungen für Deutsch angeordnet, für Litauisch⁶³, Preußisch⁶⁴ und Polnisch⁶⁵ angekündigt wurde. Dieses Programm berührte nicht die Gottesdienste im

prediger entwickelte, der die unteren Volksschichten ansprach, wurde er im Herbst 1524 vom samländischen Bischof des Landes verwiesen; vgl. TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 48f., 95–99.

⁶⁰ Moderne Edition: HUBATSCH, Geschichte (wie Anm. 35) 3, S. 1–9.

⁶¹ Lateinischer Urtext: *Et vide mirabilia, ad Prussiam pleno cursu plenisque velis currit evangelion, quo non vocabatur, ubi nec querebatur, in Germania vero superiore et inferiore, quo ultro venit et accessit, omni furore et infamia blasphematur, repellitur, fugatur.* LUTHER, WA, Abt. 1, Bd. 14, Weimar 1895, Ndr. 1966, S. 499.

⁶² Moderner Druck mit deutscher Übersetzung: STUPPERICH, Reformation (wie Anm. 57), S. 108–111.

⁶³ Zunächst hat die Kirchenleitung begonnen, sich mit Tolken (Übersetzern) zu behelfen, ehe aus dem Großfürstentum Litauen vertriebene Prediger als Pfarrer eingesetzt wurden. 1536 ist als erster Johann Tortilowitsch aus Schillen (Schameiten) bekannt, der schließlich mit seinen Sprachkenntnissen in Engelstein bei Angerburg als Pfarrer tätig wurde. TSCHACKERT (wie Anm. 15) 2, Nr. 1029; vgl. HUBATSCH, Geschichte (wie Anm. 35) 1, S. 88ff.; Ingė LUKŠAITĖ, Die Reformation im Großfürstentum Litauen und in Preußisch-Litauen (1520er Jahre bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts), Leipzig 2017, S. 221–225.

⁶⁴ Auch für die eingesessene preußische Bevölkerung wurden zunächst Tolken eingesetzt, ehe 1545 Luthers Kleiner Katechismus („Enchiridion“) gleich zweimal übersetzt und gedruckt wurde. Wegen deren mangelhafter Qualität wurde eine neue Übersetzung von Pfarrer Abel Will 1554 zu bearbeiten begonnen. Vgl. Kurt FORSTREUTER, Abel Will, ein ostpreußischer Übersetzer, zuerst 1965, neu in: DERS., Wirkungen des Preußenlandes. Vierzig Beiträge, Köln/Berlin 1981, S. 296–299; LUKŠAITĖ, Die Reformation (wie Anm. 63), S. 246.

⁶⁵ Der später „Masuren“ genannten Süden des Herzogtums wurde vorwiegend von polnischsprachigen Einwanderern besiedelt, für die ebenfalls zunächst Tolken benötigt wurden. Doch schon Anfang 1531 erschien von Luthers Kleinem Katechismus eine polnische Übersetzung. Da Liborius Schadilka den Herzog auf dessen mangelnde Qualität hin-

Königsberger Dom. In diesem hat er mit der Pfingstpredigt am 15. Mai 1524 die Durchsetzung der reformatorischen Sache fortgesetzt, auch indem er über die gewonnene Freiheit predigte⁶⁶.

Zum Evangelischwerden des Doms gehörte auch, daß am 16. Februar 1524 die nicht mehr benötigten Altäre und Heiligenbilder, von den Knaben abgerissen wurden, wobei ihnen die alten geholfen haben; die Handwerker nahmen die ihnen gehörenden Altartafeln wieder an sich⁶⁷. Die an vielen Orten erfolgte Beteiligung der Bürger ist mit der Feststellung „Die Bilderstürmer waren die Bilderstifter“⁶⁸ knapp und treffend charakterisiert worden. Offenbar nicht unmittelbar betroffen waren die Wandmalereien im Königsberger Dom. Der den Priestern vorbehaltene Chor des Domes war mit Bildern zum Spiegel des menschlichen Heils („Speculum humanae salvationis“) um 1337 ausgemalt worden⁶⁹. Das Langhaus war der den Laien zugängliche Teil des Domes, in dem vorwiegend in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die adeligen Teilnehmer an den Preußenreisen gegen die Litauer zur Erinnerung an ihre Mitwirkung ihre Wappen an die Wände malen ließen. Diese wurden später durch aufhängbare Holzschilde ergänzt. Da es sich sowohl beim Heilsspiegel als auch bei den adeligen Wappen um Zeugnisse der mittelalterlichen Kirche gehandelt hat, sind diese wohl noch während der Reformationszeit unter Kalk unsichtbar gemacht worden. Sie wurden vollständig erst im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts unter Denkmalpfleger Richard Dethlefsen freigelegt. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurden sie endgültig zerstört. Teilweise erhaltenes Bildmaterial erlaubt mühsame Rekonstruktionsarbeiten⁷⁰.

Einen wirklich heftigen Bildersturm hat in den folgenden Ostertagen das erst seit 1521 in der Teilstadt Löbenicht bestehende Franziskanerkloster erlitten, zu

wies, wurde er von Bischof Speratus veranlaßt, eine bessere Übersetzung zu liefern, die 1533 erschienen ist. Vgl. HUBATSCH, Geschichte (wie Anm. 35) 1, S. 90f.

⁶⁶ „Von da an dürfen wir Königsberg als eine evangelische Stadt bezeichnen“, schreibt TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 87; vgl. zum Druck dieser Predigt Bd. 2, Nr. 214.

⁶⁷ Nach Caspar Schütz HENNINGBERGER, Erclerung (wie Anm. 24), S. 213 (Speratus kann nicht dazu geraten haben, weil er erst später nach Preußen gekommen ist); vgl. TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 81 ff.; DETHLEFSEN, Domkirche (wie Anm. 9), S. 32.

⁶⁸ HEIMPEL, Das Wesen (wie Anm. 14), S. 134.

⁶⁹ Vgl. Walter SEYDEL, Mittelalterliche Wandmalereien im Chor des Domes zu Königsberg Pr., Königsberg 1930.

⁷⁰ „Der Königsberger Dom ist eine einzige Ruhmeshalle des europäischen Adels gewesen“, Werner PARAVICINI, Die Preußenreisen des europäischen Adels (Beihefte der Francia 17) 1, Sigmaringen 1989, S. 339–344, Zitat S. 342; vgl. ferner DERS., Verlorene Denkmäler europäischer Ritterschaft: Die heraldischen Malereien des 14. Jahrhunderts im Dom zu Königsberg, in: Homburger Gespräche 12, Kiel 1990, S. 67–167.

der die unteren Volksschichten durch den Prediger Amandus aufgestachelt wurden. Dagegen hat das gehobene Bürgertum der Altstadt und des Kneiphofs seinen Widerwillen gegen die Papstkirche in der Fastenzeit 1524 durch ein Fastnachtsspiel ausgedrückt, in dem Luther den Papst bekämpfte, was die Franziskaner vergeblich zu verhindern suchten⁷¹. Ein Königsberger Chronist, der sich wohl bevorzugt auf das Kloster bezieht, weil er vom Pöbel als Täufern spricht, berichtet, daß Altäre, Kirchensilber und anderes zunächst von vielen Menschen privat genommen, dann auf Betreiben der Bürgerschaft teilweise im Rathaus hinterlegt und dann vor allem Kirchensilber schließlich auf Betreiben der „Gemeine“ (Vertretung der Unterschichten) aufs Schloß gebracht sein soll wie vieles an Kirchensilber aus dem ganzen Land⁷².

Aus Wittenberg kamen zur Verstärkung für Brismann im August 1524 D. Paul Speratus, den der Hochmeister bei Luther kennengelernt und als Hofprediger angeworben hatte⁷³, und 1525 M. Johannes Poliander als Prediger an die Altstädter Pfarrkirche St. Nikolai⁷⁴, nachdem Albrecht inzwischen als Herzog auf der Rückreise von Krakau nach Preußen am 18. April 1525 von Brieg aus den kursächsischen Geheimsekretär und Hofprediger Georg Spalatin um einen evangelischen Prediger für das neue Herzogtum gebeten hatte. Anders als diese beiden hatte Brismann zunächst noch keine kirchenamtliche Stellung, weil in diesen Jahren der Dom noch Bischofskirche war. Daher ließ er sich 1527 nach Riga berufen, um dort eine evangelische Kirche aufbauen zu helfen⁷⁵. Nachdem 1528 der Königsberger Dom der Stadt Kneiphof als Pfarrkirche übertragen worden war⁷⁶, wurde der allseits sehr angesehene Brismann 1531 als erster evangelischer Pfarrer auf Dauer dorthin zurückberufen. Damit begann die Geschichte einer

⁷¹ Aus der Chronik von Balthasar Gans angeführt in der Edition FREIBERG, Chronik (wie Anm. 16), S. 163 f. Anm. 15; vgl. ferner mit Angabe von Quellen TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 81–83.

⁷² FREIBERG, Chronik (wie Anm. 16), S. 165.

⁷³ TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 2, Nr. 230; vgl. im ganzen Paul TSCHACKERT, Paul Speratus von Rötlen, evangelischer Bischof von Pomesanien in Marienwerder (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 33), Halle 1891; STUPPERICH, Dr. Paul Speratus (wie Anm. 35).

⁷⁴ Vgl. TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 22, 123–127, 269–277, Bd. 2, Nr. 346; Christian KROLLMANN, Johannes Poliander und sein Freundeskreis, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen 16 (1941), S. 20–27.

⁷⁵ Vgl. Ralph RUTHENBERG, Die Beziehungen Luthers und der anderen Wittenberger Reformatoren zu Livland, in: Baltische Kirchengeschichte, hg. v. Reinhard WITTRAM, Göttingen 1956, S. 56–76.

⁷⁶ GEBSER, Geschichte (wie Anm. 9), S. 305–307. Wohl interimistisch wurde die Pfarrstelle am Dom von Jakob Mülner (Müller) versehen; ebd., S. 307 f.

evangelischen Gemeinde im Königsberger Dom, der damit endgültig evangelisch geworden war.

Nachdem der bisherige Hochmeister mit den Krakauer Verträgen vom 8./10. April 1525 den Deutschen Orden in Preußen aufgelöst hatte, wurde er als Lehnsmann des Königs von Polen Herzog in Preußen⁷⁷. Seine hinsichtlich Glaube und Theologie sowie Kirche und Deutschem Orden gewonnene Freiheit konnte Albrecht nur behaupten, weil er sich in weltlicher Hinsicht dem König von Polen unterwarf, denn im Reich war das nicht zu bekommen. Obwohl es gegen die Einführung der Reformation in Preußen starke Widerstände in Polen gab, hat König Sigismund der Alte das Vorgehen seines Neffen Albrecht gebilligt. Aus diplomatischen Gründen konnte er das nicht offen gewähren, sondern sprach von einer politischen Notwendigkeit wegen des erhofften Friedens. Es hat bisher niemand gefragt, ob der König nicht ein gewisses Verständnis für die Bemühungen seines Neffen um den rechten Glauben gehabt hat, obwohl er selbst offenbar nie unsicher geworden ist. Die Bekenntnisfrage war nicht Gegenstand der Verträge mit dem ‚altgläubigen‘ König von Polen, sondern wurde vom neuen Herzog als Begründer eines Erbfürstentums in eigener Verantwortung durchgesetzt, nachdem er und vor allem die beiden inzwischen evangelischen Bischöfe⁷⁸ das Land darauf vorbereitet hatten. Dazu gehörte, daß der Königsberger Dom, die Stadt Königsberg und das bisherige Ordensland weitgehend evangelisch geworden waren. Das war nach den Krakauer Verträgen politisch umzusetzen, nachdem der nunmehrige Herzog in sein neues Herzogtum zurückgekehrt war. Auch wenn die Einführung der Reformation und die Umwandlung der Herrschaft verhältnismäßig geräuschlos durchgeführt werden konnten, hat es dennoch sowohl bei den Ständen, in der Geistlichkeit und als auch unter den Ordensbrüdern Widerstand gegeben⁷⁹. Die Auseinandersetzungen infolge der Bilderstürmerei wurden schon erwähnt. Noch vor Albrechts Rückkehr hatten die bevorstehenden offiziellen Veränderungen es ermöglicht, daß zahlreiche

⁷⁷ Die Staatsverträge des Herzogtums Preußen 1, bearb. v. Stephan u. Heidrun DOLEZEL (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz 4), Köln/Berlin 1971, Nr. 1–4. Zur politischen Lage vgl. aus der unendlichen Literatur aus alter und neuer Zeit die knappen Ausführungen von ERNST OPGENOORTH, Die Lande Preußen in ihren Beziehungen untereinander und mit anderen Mächten, in: Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens, 2/1, hg. v. DEMS., Lüneburg 1994, S. 13–22, hier S. 15.

⁷⁸ Vgl. künftig Bernhart JÄHNIG, Die evangelisch-lutherischen Bistümer des Herzogtums Preußen (1522–1587), in: Vom ein- zum mehrkonfessionellen Landesstaat, hg. v. Klaus NEITMANN.

⁷⁹ Dazu vgl. Helmut FREIWALD, Markgraf Albrecht von Ansbach-Kulmbach und seine landständische Politik als Deutschordens-Hochmeister und Herzog in Preußen während der Entscheidungsjahre 1521–1528 (Die Plassenburg 15), Kulmbach 1961, besonders S. 85–121.

Priester, Mönche, Nonnen und auch Deutschordensbrüder geheiratet hatten⁸⁰. Zum Huldigungslandtag Ende Mai 1525 erschienen in Gegenwart von Vertretern des polnischen Lehnsherrn die beiden evangelischen Bischöfe, die Stände und die gegenüber dem 15. Jahrhundert stark geschrumpfte Zahl von bisherigen Deutschordensbrüdern⁸¹. Nach dem ausführlichen Bericht eines der Betroffenen wollten zunächst sieben Ordensbrüder die Huldigung verweigern und damit das Ende des Ordens in Preußen nicht anerkennen⁸². Sie wurden von den polnischen Delegierten so heftig unter Druck gesetzt, daß sie nachgegeben haben. Sie sind zwar alle im Land geblieben, doch von zweien könnte man sagen, daß sie in eine Art innere Emigration gegangen sind.

Von diesen wiederum hat einer, nämlich Adrian von Waiblingen, der vormalige Pfleger von Lochstedt und Inhaber anderer kleiner Ämter, eine bemerkenswerte Doppelrolle gespielt⁸³. Zum einen gab er sich beim Herzog als zuverlässiger Mitarbeiter aus, so daß er 1526 bei der ersten Kirchenvisitation neben dem nunmehr herzoglichen Hofprediger Paul Speratus als Visitor eingesetzt wurde; als jedoch 1528 eine zweite Visitation angesetzt wurde, wurde er nicht mehr herangezogen, möglicherweise weil er nicht mehr der neuen evangelischen Kirche helfen wollte oder nicht mehr als zuverlässig genug angesehen wurde. Zum anderen hat er jahrelang am Herzog vorbei mit dem Orden im Reich konspiriert. Doch wie früher Hochmeister Albrecht hat auch er vergeblich auf militärische Hilfe aus dem Reich gehofft, denn der Orden im Reich hat jahrzehntelang darum geworben, in Preußen die alten Verhältnisse wiederherstellen zu lassen. Stattdessen nahm das evangelisch gewordene Herzogtum seine nicht leichte Entwicklung auf. Zur mangelhaften missionarischen Durchdringung des Landes, die die preußischen Reformatoren vorgefunden haben, gehörten auch Reste des prußischen Götterglaubens, den 1530 die beiden evangelischen Bischöfe auf einer Synode vorgestellt haben. Das berührte nicht den evangelisch gewordenen Königsberger Dom, denn Vorkommnisse, die von den Kirchenordnungen unter Strafe gestellt wurden, sind im ländlich-kleinstädtischen Bereich aus dem 16./17. Jahrhundert überliefert⁸⁴.

⁸⁰ Vgl. TSCHACKERT, Urkundenbuch (wie Anm. 15) 1, S. 116 f.

⁸¹ Akten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, hg. v. Max TÖPPEN, Bd. 5, Leipzig 1886, Nr. 295–298.

⁸² Vgl. Bernhart JÄHNIG, Flucht vor der Reformation. Zum Schicksal der 1525 nicht beim Deutschen Orden in Preußen verbliebenen Ordensbrüder, in: Glaubensflüchtlinge, hg. v. Joachim BAHLCKE, Berlin/Münster 2008, S. 61–69.

⁸³ Vgl. Marian BISKUP, Über die Relationen der Gebrüder von Waiblingen an den Administrator des Hochmeisteramtes Walter von Cronberg (1529–1531), in: Preußische Landesgeschichte. Festschrift für Bernhart Jähnig, Marburg 2001, S. 27–38.

⁸⁴ Vgl. Hans BERTULEIT, Das Religionswesen der alten Preußen mit litauisch-lettischen Parallelen, in: Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia 25 (1924), S. 5–113, hier

Der Königsberger Dom war im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts Grablege der Hochmeister des Deutschen Ordens gewesen⁸⁵. Auch in evangelischer Zeit wurden im Dom Angehörige des Fürstenhauses bestattet. Dem oben genannten Rat Luthers folgend hat Herzog Albrecht bald geheiratet, nämlich im Juni 1526 die dänische Königstochter Dorothea⁸⁶. Obwohl die Braut 14 Jahre jünger war als Herzog Albrecht, ist sie nach einer Ehe von über 20 Jahren weit vor ihm gestorben, nämlich im April 1547. Sie wurde in der Fürstengruft unter dem Chor beigesetzt⁸⁷. Zur Auftragserteilung für ein Epitaph wurde der in dänischen und preußischen Diensten stehende Künstler Jakob Binck⁸⁸ zu Cornelis Floris de Vriendt⁸⁹ nach Antwerpen geschickt. Als Vorbild für die Büste der Herzogin im oberen Teil des Epitaphs hat Binck vermutlich eine Totenmaske mitgenommen. Darüber hinaus konnte er zur Ausführung des Epitaphs Auskünfte geben, weil er die Herzogin persönlich gekannt hat. Die Versendung des Kunstwerks aus

S. 31 f.; Bernhart JÄHNIG, Magie im alten Ordensland. Zum Nachleben vorchristlicher Vorstellungen im Herzogtum Preußen, in: Thomas WÜNSCH (Hg.), Religion und Magie in Ostmitteleuropa, Berlin/Münster 2006, S. 159–174. – Die fehlende missionarische Durchdringung lag nicht am fehlenden Personal beim Deutschen Orden – so Jürgen SARNOWSKY in seinem zusammenfassenden Diskussionsbeitrag in: Protokoll Nr. 416 des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte, [Konstanz 2016], S. 79 –, weil die Arbeit der Priesterbrüder des Deutschen Ordens „in erster Linie der geistlichen Eigenversorgung des Ordens gewidmet sein sollte“ und auch war. Udo ARNOLD, Vorwort, in: Priester im Deutschen Orden, hg. v. DEMS., Weimar 2016, S. VII–XIV, hier S. X. Nach modernem Verständnis ist die mittelalterliche Kirche im ganzen mit ihrer Betonung von Liturgie und Sakrament hinsichtlich ihrer missionarischen Erfolge an der Oberfläche geblieben. Das änderte sich erst, als die reformatorische Kirche bei der Suche nach einer Antwort auf die Frage Martin Luthers, wie bekomme ich ein gnädigen Gott, mit Predigt und Seelsorge eine Vertiefung des Glaubenslebens anstrebte.

⁸⁵ Ludwig von Erlichshausen (1467) bis Hans von Tiefen (1497): HAGEN, Beschreibung (wie Anm. 9), S. 271; BOETTICHER, Königsberg (wie Anm. 9), S. 326.

⁸⁶ Vgl. Iselin GUNDERMANN, Herzogin Dorothea von Preußen 1504–1547 (Studien zur Geschichte Preußens 8), Köln/Berlin 1965. Die Geschichte von Dorotheas Epitaph wird in dem Buch nicht behandelt, die Verfasserin hatte jedoch später eine Kopie der Büste auf ihrem Schreibtisch stehen.

⁸⁷ HAGEN, Beschreibung (wie Anm. 9), S. 173–179 (ausführliche Beschreibung des Epitaphs von Dorothea, angeblich von Jakob Binck 1549 gefertigt), 258 f. (Epitaph von Dorothea), 267 f. (Särge von Albrecht und Dorothea).

⁸⁸ Ausführliche Erörterung bei EHRENBERG, Die Kunst (wie Anm. 9), S. 34–67; ferner DETHLEFSEN, Domkirche (wie Anm. 9), S. 64.

⁸⁹ Cornelis Floris de Vriendt war ein bedeutender Künstler der flämischen Renaissance. Vgl. Robert HEDICKE, Cornelis Floris und die Florisdekoration 1–2, Berlin 1913, hier Bd. 1, S. 134; neuere Bemerkungen u. a. Peter BLOCH/Klaus HERDING, Plastik, in: Die Kunst des 16. Jahrhunderts, hg. v. Georg KAUFMANN (Propyläen Kunstgeschichte), Neudruck Berlin 1990, S. 281 u. ö.

Antwerpen nach Königsberg hat sich bis 1552 verzögert, zur Aufstellung an der Nordwand des Chores im Königsberger Dom ist Binck erst wieder im Jahr 1553 in Königsberg erschienen⁹⁰.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts, in den Jahren 1541–1551, ist die Mehrzahl der für die Durchsetzung der Reformation in Königsberg und im Herzogtum Preußen wichtigen Persönlichkeiten gestorben, nämlich Johannes Poliander, Herzogin Dorothea, Johannes Brismann, Georg von Polentz und Paul Speratus. In diese Jahre fiel auch der Tod von Martin Luther, der von Herzog Albrecht außerordentlich betrauert wurde, nachdem er ihn noch kurz vorher im Dezember 1545 in Wittenberg besucht hatte⁹¹. Erst rund zwei Jahrzehnte später, am 20. März 1568, sind Herzog Albrecht und seine zweite Ehefrau, Anna Maria geb. von Braunschweig-Calenberg⁹², die Mutter des herzoglichen Thronfolgers Albrecht Friedrich, am selben Tag, wenn auch an verschiedenen Orten, gestorben. Wiederum wurde Cornelis Floris beauftragt, die Grabdenkmäler zu schaffen, nämlich für den Herzog das große Denkmal im Osten des Domchores und für die Herzogin das Epitaph an der Südwand, Dorothea gegenüber⁹³. Das ist auch ausgeführt worden und bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs erhalten geblieben. Auch der evangelisch gewordene Dom blieb als Bauwerk selbstverständlich in der Tradition seiner vorreformatorischen Geschichte. Seine frühere Funktion als Grablege für Bischöfe und zuletzt der Hochmeister fand ihre Fortsetzung in der Grablege für die fürstliche Familie und andere führende Persönlichkeiten. Deren Epitaphien schmückten seit dem 16. Jahrhundert die Kirche, von deren mittelalterlicher Ausstattung außer dem Chorgestühl kaum etwas übrig geblieben war⁹⁴, auch nichts von den mittelalterlichen Bemalungen. Diese wurde durch neuere Gegenstände für den Gebrauch im evangelischen Gottesdienst ersetzt⁹⁵.

⁹⁰ Vgl. EHRENBERG, *Die Kunst* (wie Anm. 9), S. 57–67; ferner DETHLEFSEN, *Domkirche* (wie Anm. 9), S. 60–62.

⁹¹ Schon vorher hatte er einmal an Luther geschrieben, daß er ihm *Bischof, Papst und Vater* sei; in seinem Kondulenzschreiben an den sächsischen Kurfürsten bezeichnet er den Reformator unter anderem als *unsern Vater in Christo*. TSCHACKERT, *Urkundenbuch* (wie Anm. 15) 1, S. 375 f.; Bd. 2, Nr. 1214; Bd. 3, Nr. 1851.

⁹² Vgl. Inge MAGER, *Das Ehestandsbüchlein der Herzogin Elisabeth von Calenberg für Herzogin Anna Maria in Preußen*, in: *Kirchengeschichtliche Probleme* (wie Anm. 7), S. 199–216.

⁹³ EHRENBERG, *Die Kunst* (wie Anm. 9), S. 64 f. zusammenfassende Würdigung, daß Floris alle drei herzoglichen Denkmäler geschaffen hat.

⁹⁴ Vgl. DETHLEFSEN, *Domkirche* (wie Anm. 9), S. 32–35.

⁹⁵ Diese werden in unterschiedlicher Weise und Intensität in den Werken von HAGEN, BOETTICHER und DETHLEFSEN (alle wie Anm. 9) beschrieben.

Der Dom von Königsberg wie auch der von Marienwerder sind früh und wirkungsvoll evangelisch geworden, weil noch vor 1525 die beiden Bischöfe evangelisch geworden und darin von der Schutzherrschaft des Landesherrn unterstützt wurden. Der Unterschied wird deutlich, wenn wir beispielsweise auf die drei brandenburgischen Bischöfe in Brandenburg, Havelberg und Lebus schauen, wo auf Grund der jeweiligen besonderen örtlichen Verhältnisse alles weiter verzögert wurde, auch weil Kurfürst Joachim II. nach 1539 den lutherischen Ritus nur sehr behutsam eingeführt hat. Auch der Magdeburger Dom wurde erst evangelisch, nachdem Kardinal Erzbischof Albrecht 1541 zum Verzicht auf das Erzstift gedrängt wurde. Das zeigt die außergewöhnlichen Umstände für die Einführung der Reformation in Preußen, was neuere Reformationshistoriker wie Thomas Kaufmann und Heinz Schilling kaum berücksichtigen⁹⁶.

⁹⁶ Vgl. JÄHNIG, *Die Anfänge* (wie Anm. 15), S. 17.

Das Grab von Nicolaus Copernicus im Dom zu Frauenburg gefunden und die sterblichen Überreste identifiziert? Wissenschaftliche Forschungen oder Fälschungen?

Von Henryk Rietz

Bester Bernhard! Deine Ehren [hat] mich nun gebeten, auch mein Urteil [über das Werk] kundzutun. Das hätte ich bestimmt umso lieber getan, je ehrlicher und wahrheitsgemäß es auch von mir hätte empfohlen werden können, über das hinaus, nur den bemühten Versuch dieses Mannes zu loben, gemäß dem Hinweis des Aristoteles: Man soll nicht nur denen, die wohl gesprochen haben, in philosophischen Dingen Dank sagen, sondern auch denen, die nicht richtig geredet haben, da doch Feststellen von Abwegigem oft denen keinen kleinen Beitrag leistet, die dem rechten Weg folgen wollen. [...] Da mir nun aber wohl klar ist, daß jemanden zu beißen und zu peinigen etwas anderes ist, als einen Irrenden durch Zucht wieder auf den rechten Weg zu rufen, [...] so finde ich keinen Grund, warum ich Deinem Begehrt nicht nachkommen müßte. [...] Um nun also nicht den Eindruck zu erwecken, ich tadelte hier leichtfertig einen Mann, so will ich versuchen, möglichst klar aufzuzeigen, worin er sich [...] geirrt hat [...] und warum seine Lehre nicht paßt, womit vielleicht auch zum bestimmten Begreifen dieses Sachverhalts ein nicht unwesentlicher Beitrag geliefert wäre.

Aus dem Brief des Nicolaus Copernicus an Bernhard Wapowski
(*Epistola Copernici contra Wernerum*), Frauenburg, den 3. Juni 1524

Die Veröffentlichung¹ folgender Überlegungen wurde gewissermaßen notwendig, weil eine von Prof. Dr. Jerzy Gąssowski geleitete Forschergruppe vom

¹ Folgende Abkürzungen und Siglen finden Verwendung: AAWO = Archiwum Archidiecezji Warmińskiej w Olsztynie; AK = Archiwum Kapitulne; KHNT = Kwartalnik Historii Nauki i Techniki; KMW = Komunikaty Mazursko-Warmińskie; PSB = Polski słownik biograficzny, red. Władysław KONOPCZYŃSKI/Emanuel ROSTWOROWSKI, Bd. 1–48, Kraków-Wrocław 1935–2013; Regesta Copernicana = Marian BISKUP, Regesta Copernicana, Wrocław 1973; SBKW = Słownik biograficzny kapituły warmińskiej, Olsztyn 1996; Sprawozdanie = Eugeniusz BARWIŃSKI/Ludwik BIRKENMAJER/Jan ŁOŚ, Sprawozdanie z poszukiwań w Szwecji dokonanych z ramienia Akademii Umiejętności, Kraków 1914; SW = Studia Warmińskie; ZGAE = Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands; ZH = Zapiski Historyczne. – Die erste Veröffentlichung der folgenden Überlegungen erfolgte in polnischer Sprache: Teresa BORAWSKA przy współudziale Henryka RIETZA, Mikołaj Kopernik i jego świat. Środowisko – Przyjaciele – Echa wielkiego odkrycia [Nicolaus Copernicus und seine Welt. Umwelt – Freunde –

Institut für Anthropologie und Archäologie der Humanistischen Aleksander-Gieysztor-Akademie in Pułtusk zweifelhafte Untersuchungsergebnisse in den wissenschaftlichen Kreislauf eingeleitet hat.

Gleichsam am Beginn der Suche nach dem Grab des Copernicus im Frühjahr 2004 steht eine Überzeugungstat: Der Dompropst zu Frauenburg/Frombork, Bischof Dr. Jacek Jezierski, machte Prof. Gąssowski mit der Hypothese des Allensteiner Historikers Dr. Jerzy Sikorski vertraut, den Bestattungsort des Astronomen am Altar des heiligen Wenzel (später Heilig-Kreuz) als gesichert zu betrachten. Das danach ins Leben gerufene Forschungsprogramm Gąssowskis sah vor, in der Nähe des Altars die Gebeine von Personen mit erhaltenem Gesichtsschädel, die ungefähr mit 70 Jahren gestorben waren, auszugraben. Anschließend sollte nach erfolgter Untersuchung des Anthropologen Prof. Dr. Karol Piasecki von der Stettiner Universität der Spezialist des Zentrallabors für Kriminalistik des Hauptpräsidiums der Polizei in Warschau, Dariusz Zajdel, das Aussehen des Schädels rekonstruieren. Prof. Gąssowski nahm an, dass eine Identifizierung möglich sei, da einige realistische Bildnisse von Copernicus erhalten geblieben sind.

Im Verlauf der Ausgrabungen wurden am 24. August 2005 aus dem Grab Nr. 13/05 Knochen und ein beschädigter Schädel geborgen, die als die Gebeine des Astronomen galten. Die angefertigte Gesichtsrekonstruktion zeigte angeblich eine Ähnlichkeit mit seinem Portrait. Man ließ also feierlich bereits am 3. November 2005 vor dem Hauptaltar des Domes zu Frauenburg die copernicanische Grabauffindung verkünden. Um die Entdeckung zu bestätigen, bestimmten Prof. Dr. Wiesław Bogdanowicz und Dr. Marta Gajewska vom Museum und Institut für Zoologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau sowie Dr. Wojciech Branicki und Dr. Tomasz Kupiec aus dem Labor für Gerichtsgenetik des Institutes für Gerichtsexpertisen in Krakau den mitochondrialen DNA-Code (mt-DNA) der geborgenen Gebeine. Er sollte zu einem Vergleich mit dem genetischen Code der mütterlichen Linie der Verwandten des Copernicus, in erster Linie mit dem Code des im Dom bestatteten Bischofs Lukas Watzenrode, herangezogen werden. Doch die Suche nach der Bischofskrypta misslang. Ebenso wenig hatte der Versuch der Forschergruppe von Prof. Dr. Krzysztof Mikulski, Verwandte des Astronomen zu finden, Erfolg.

Das Problem wurde allerdings nach Gąssowski gelöst und der Erfolg in Uppsala besiegelt. Auf Anregung von Prof. Dr. Göran Henriksson von der Fakultät für Physik und Astronomie der Universität Uppsala versuchte man nämlich zuerst, den DNA-Code des Copernicus aus einer Kopie seines Briefes an Bernhard Wapowski zu gewinnen. Später wurden angeblich Haare von Copernicus in

Echo auf seine große Entdeckung], Toruń 2014, S. 409–453. Die Übersetzung ins Deutsche besorgte der Verfasser. Für den deutschen Leser wurde sie leicht überarbeitet.

dem Buch von Johann Stöffler entdeckt, das der Astronom viele Jahre lang benutzt hatte. Mitte August 2008 machte Prof. Dr. Marie Allen, Leiterin des Rudbeck-Labors der Fakultät für Genetik und Pathologie der Universität Uppsala, bekannt, dass zwei der gefundenen Haare einen DNA-Code hatten, der mit dem, der zuvor aus den Copernicus zugeschriebenen Gebeinen gewonnen worden war, identisch sei. Im Juli 2009 erschien in der amerikanischen Zeitschrift „Proceedings of the National Academy of Science“ ein den oben genannten Untersuchungen gewidmeter Artikel. Die Ergebnisse wurden – so Gąssowski – von Prof. Dr. Owen Gingerich, einem herausragenden Copernicuskenner, bestätigt. Nach Meinung von Jerzy Gąssowski und seinen Mitarbeitern wurde damit das wesentliche Ziel der Forschung erreicht².

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen wurden von einigen Historikern der Nicolaus-Copernicus-Universität Thorn (Toruń), allen voran von dem an den Arbeiten der Gruppe um Gąssowski teilnehmenden Prof. Dr. Krzysztof Mikulski akzeptiert. Mit der ganzen Autorität seiner Position – er hatte von 2003 bis 2012 die Funktion des Vorsitzenden der Polnischen Historischen Gesellschaft inne – informierte er damals die Öffentlichkeit über seine *über 90prozentige* Überzeugung, dass die Gebeine von Copernicus entdeckt worden seien. Auf die skeptischen Bedenken der Anthropologen, die das Alter des Verstorbenen auf Grund der Abnutzung des Gebisses auf kaum 50 Jahre bezifferten, antwortete Mikulski, dass der *Astronom ganz einfach gesunde [gepflegte] Zähne gehabt haben muss*. Auch die Anzahl der Copernicus-Haare wurde von ihm um ein Vielfaches vermehrt, *gefunden in einer wichtigen Handschrift aus Uppsala, die der Astronom sicher benutzt hat. Dieses Handbuch soll die Grundlage seiner astronomischen Kenntnisse gewesen sein*. Hier ist zu fragen, ob Prof. Mikulski je in Uppsala gewesen ist und ob er die Haare selbst gesehen und kritisch analysiert hat? Die in seiner Äußerung *diese Beweise reichen* angebotenen Belege reichen bei weitem nicht aus, zumal das angeblich von Copernicus benutzte Manuskript der Forschung unbekannt ist³.

² Jerzy GĄSSOWSKI, Badania w archikatedrze fromborskiej w celu odnalezienia i identyfikacji grobu Mikołaja Kopernika [Forschungen im Frauenburger Dom zur Auffindung und Identifizierung des Copernicusgrabes], in: Warmińska Kapituła Katedralna. Dzieje i wybitni przedstawiciele [Das ermländische Domkapitel. Geschichte und herausragende Vertreter], red. Andrzej Kopiczko/Jacek Jezierski/Zdisław Żywica, Olsztyn 2010, S. 19–26, hier S. 20–23, 25–26; DERS., Badania nad odkryciem i identyfikacją grobu Kopernika. Osiągnięcia i porażki [Forschungen zur Freilegung und Identifizierung des Grabs von Copernicus. Errungenschaften und Misserfolge], in: Grób Mikołaja Kopernika. Odkrycie i identyfikacja. Nicolaus' Copernicus's Tomb. Discovery and Identify, red. Jerzy GĄSSOWSKI, Pułtusk 2010, S. 11–25, hier S. 12–13, 19–20.

³ Die am Forschungsprojekt beteiligten Personen sind aufgelistet in: Badania nad identyfikacją grobu Kopernika. The search for identity of Copernicus tomb, red. Jerzy GĄS-

In ähnlicher Weise hat Prof. Dr. Janusz Małek von der Nicolaus-Copernicus-Universität Thorn (Toruń) und Mitglied der Polska Akademia Umiejętności festgestellt, dass die Auffindung des Grabes von Copernicus und die Identifizierung seiner Gebeine ein sensationelles wissenschaftliches Ereignis bedeute⁴. Wir fragen allerdings, ob Janusz Małek die Copernicus-Haare, die als Grundlage für die Identifizierung seiner Gebeine gedient haben, selber gesehen hat und auf Grund welcher wissenschaftlichen Kriterien er ihre Echtheit bestätigen kann. Die Ergebnisse der Haaranalyse sind jedoch für die Anerkennung der Entdeckung und für weitere ergänzende Forschungen Voraussetzungen.

Die nicht belegten Ergebnisse der Forschergruppe um Gąssowski wurden sogar durch die zur Rektorenkonferenz der polnischen Universitäten geladenen Mitglieder anerkannt, die sich zu besonderen Feierlichkeiten am 19. Februar 2010 in der Kathedrale der heiligen Johannes des Täuflers und Johannes des Evangelisten aufhielten und sich von den dunklen Tönen der Glocke Tuba Dei zu Thorn verzaubern ließen. Hinzuzufügen ist, dass die ganze Angelegenheit an die sprichwörtlich „große Glocke“ gehängt wurde, und zwar durch Presseinterviews, öffentliche Bekanntmachung der Ergebnisse, Filmpräsentationen sowie durch kirchliche und weltliche Bestattungsfeierlichkeiten unter Teilnahme kirchlicher Würdenträger, Vertreter der Behörden, Universitäts- und Hochschulprofessoren, Lehrer, Studenten und Schüler sowie weiteren Publikums⁵.

Der Leser, der die aus der Vergangenheit bekannten Tatsachen penibel analysieren würde, könnte sich über eine solche Form der Bekanntgabe unsicherer Ergebnisse nur wundern; und die Art und Weise, wie auf Kritik reagiert wurde, würde nur die Zweifel vertiefen und die Fundiertheit dieser wissenschaftlichen Forschungen in Frage stellen. Ernsthafte Einwände wurden bereits am 14. März 2007 bei der Präsentation der Forschungsergebnisse von Gąssowski zuerst durch Lidia Smentek und dann durch Tomasz Kozłowski erhoben⁶. Ein durch und

sowski, Pułtusk 2008, S. 236–239; die Aussage von Krzysztof MIKULSKI, Te dowody wystarczą [Diese Beweise reichen], vom 2. Februar 2010 in „Express Bydgoski“, aktualisiert am 16. 12. 2013 (<http://express.bydgoski.pl/161109,Te-dowody-wystarcza.html>).

⁴ Janusz MAŁEK, Słowo wstępne [Vorwort], in: Karol GÓRSKI, Mikołaj Kopernik. Środowisko społeczne i samotność [Nicolaus Copernicus. Gesellschaftliches Umfeld und Einsamkeit], Toruń 2012, S. 20.

⁵ Siehe die reich illustrierte Beschreibung jener echt barocken „pompa funebris“ von Thorn/Toruń nach Allenstein/Olsztyn und durch Guttstadt/Dobre Miasto und Heilsberg/Lidzbark Warmiński nach Frauenburg/Frombork von Jerzy SIKORSKI, Pochówek szczątków Mikołaja Kopernika, in: Kalendarz Olsztyna, 13/2011 (gedr. Olsztyn 2010), S. 160–176. Vgl. auch Józef GAWŁOWICZ, Adrian POZARZYCKI, Światłocienie Kopernika, Szczecin 2013, S. 53–71.

⁶ Lidia SMENTEK, Kopernik w labiryncie świata [Copernicus im Labyrinth der Welt], in: Urania. Postępy Astronomii 3/2010, S. 107–111; Tomasz KOZŁOWSKI, Przedwczesny

durch negatives Urteil publizierte Michał Kokowski, indem er der Forschergruppe viele Fehler und Verstöße vorwarf⁷. Eine vernichtende Kritik, die die veröffentlichten Ergebnisse völlig in Frage stellte, kam von Arkadiusz Sołtysiak und Tomasz Kozłowski⁸. Die Nachlese der Forschungsarbeiten unter der Leitung Gąssowski wurde im Februar 2010 von den Teilnehmern einer Konferenz in Krakau einer gründlichen und allseitigen Analyse unterzogen⁹. Gąssowski und Piasecki wiesen jedoch die geäußerten Einwände zurück, indem sie ihnen die sachliche Begründung absprachen.

Vor dem Hintergrund des Umstandes, dass die Thesen und Ausführungen von J. Sikorski die Grundlagen der Suchaktion bildeten, werden die damit verbundenen Fragen der folgenden historischen Fachprüfung unterzogen: Die Person von Copernicus und seine Tätigkeit haben seit vielen Generationen eine große Schar von Lesern interessiert. So sind neben wissenschaftlichen Arbeiten eine stattliche Anzahl von populären Veröffentlichungen und Aussagen entstanden, in denen die Verfasser außer Wahrheiten auch Halbwahrheiten, manchmal sogar Unwahrheiten über das Leben des Copernicus dargestellt und ein Bild seiner Persönlichkeit oder seines Vorgehens nach eigener Fantasie skizziert haben. Diese Art von Literatur darf jedoch nicht Grundlage für wissenschaftliche Forschungen bilden, da sie keine angemessene Quellengrundlage haben, die eine Überprüfung der subjektiv und selektiv veröffentlichten Inhalte ermöglichen würde. Die wissenschaftliche Nutzung solcher Abhandlungen – das Buch von Sikorski über das Privatleben von Nicolaus Copernicus gehört dazu¹⁰ – ist nicht zulässig. Ein ähnlich buntes Allerlei wissenschaftlicher und populärer Veröffentlichungen weisen auch Teile der Arbeiten von Prof. Dr. Michał Kokowski aus, vor allem dort, wo historische Fragen berührt sind. In den folgenden Ausführungen wird deswegen nur auf Arbeiten Bezug genommen, de-

pożrzeb [Verfrühte Beisetzung], *Głos Uczelni*, (Toruń) Marzec 2009, später vertieft in: DERS., *Refleksje antropologa nad identyfikacją szczątków kostnych znalezionych w katedrze we Fromborku jako należących do Mikołaja Kopernika. Próba krytycznej oceny* [Antropologische Überlegungen bei der Identifizierung von Gebeinen im Frauenburger Dom], in: *Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika. Dialog ekspertów*. Kraków, 22–23 II 2010, red. Michał Kokowski, Kraków 2012, S. 53–71.

⁷ Michał Kokowski, *Poszukiwania grobu Kopernika – Refleksje advocati diaboli* [Suche nach dem Copernicusgrab – Gedankengänge des advocatus diaboli] Teil 1–2, *KHNT* 52 (2007), Nr. 1, S. 121–151.

⁸ Arkadiusz Sołtysiak/Tomasz Kozłowski, *Komentarz do identyfikacji cranium 13/05 z Fromborka jako kości Mikołaja Kopernika* [Kommentar zur Frauenburger Schädelidentifizierung 13/05 als Gebein von Nicolaus Copernicus], in: *Archeologia Polski* 54 (2009), Heft 2, S. 281–290.

⁹ *Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika* (wie Anm. 6), *passim*.

¹⁰ Jerzy Sikorski, *Prywatne życie Mikołaja Kopernika* [Nicolaus Copernicus privat], Olsztyn 2011.

ren Inhalte auf relevante Art und Weise mit den veröffentlichten Suchergebnissen nach den mutmaßlichen Gebeinen des Nicolaus Copernicus verbunden sind.

Das Kanonikat – der Altar – das Grab

Der tägliche Gottesdienst im Dom zu Frauenburg wurde von Anfang an im Presbyterium am Hauptaltar gefeiert. Im Kirchenchor gab es das Chorgestühl, das für die Kanoniker vorgesehen war, sowie Bänke, die von Vikaren besetzt wurden, welche die Kanoniker beim *officium divinum* vertraten und unterstützten. Plätze gab es auch für andere Personen, die am gemeinsamen Gottesdienst teilnehmen durften. Die Altäre im Hauptschiff entstanden später. Sie wurden von frommen Gläubigen oder von den Kanonikern selbst gestiftet. Die dabei entstandenen zahlreichen Vikariate, ursprünglich gut ausgestattet, wurden infolge einer schlechter werdenden wirtschaftlichen Lage auf eine Zahl reduziert, die der der Kanoniker entsprach. Gemäß den Statuten sorgte jeder Domherr für einen der sechzehn Altäre, der ihm nach seiner Amtsübernahme zugeteilt wurde. Keiner der Kanoniker hatte das Recht, einen Altar frei zu wählen. Er übernahm ihn entweder von seinem Vorgänger, oder er bekam ihn durch Option einer vorher frei gewordenen Stelle. Eine solche Lage entstand im Falle des Aufstiegs eines Domherrn in der Hierarchie der Kanoniker, der so den Altar der ihm zugewiesenen Prälatur übernahm. Seine freigewordene Altarstelle übernahm dann gewohnheitsgemäß derjenige, der die längste Amtsdauer aufwies.

Zur Zeit des Copernicus besetzten die Prälaten vier dem Hauptaltar am Nächsten platzierte Altäre: der Propst und der Kustos an der Nordseite (Evangeliumsseite), der Dekan und der Kantor an der Südseite (Lesungsseite). Die Gründe dafür, warum Kanoniker sich um andere Altäre bemühten als jene, die ihnen ursprünglich übertragen worden waren, sind nicht alle bekannt. Die Hierarchie und die Nähe zum Presbyterium und zu den Prälaten spielten dabei sicherlich eine wichtige Rolle. Möglicherweise gab es auch bedeutende pekuniäre Argumente, die im Zusammenhang mit einer bestimmten Vikarie über die Attraktivität eines Altars entschieden haben. Nicht zu vergessen ist dabei, dass manchmal auch die besondere Ehrung des erwählten Heiligen oder des Heiligen Kreuzes ein wichtiges Motiv für ein solches Vorgehen sein konnte.

Der Besitz eines Altars führte oft dazu, dass die meisten Kanoniker im Einklang mit dem geäußerten Wunsch in seiner Nähe den Ort für die ewige Ruhe fanden. Der überwiegenden Meinung der sich damit beschäftigenden Historiker folgend, festigte sich mit der Zeit das Prinzip, dass der Altar eines Kanonikers den Ort seiner Bestattung vorbestimmte. Leopold Prowe trug maßgeblich dazu bei, mit den im Archiv erhaltenen Verzeichnissen von sechzehn Kanonikaten die gleiche Anzahl der Altäre zu verbinden, um damit den Altar des Copernicus

herauszufinden. Es fehlte Prowe zwar an eindeutigen Belegen, aber dennoch hat er den auf der vierzehnten Liste genannten Nicolaus Copernicus mit dem Altar des hl. Bartholomäus wegen der Nähe zum ehemaligen Epitaph des Astronomen in Zusammenhang gebracht¹¹. In ähnlicher Weise forschte Hans Schmauch. Er wies jedoch den Altar des heiligen Wenzel (Heilig-Kreuz) Copernicus zu, ohne aber dies mit dem Ort seiner Bestattung in Verbindung zu bringen. Zu seinen Schlüssen gelangte Schmauch dank der wiedergefundenen Liste über die den Kanonikern zugeteilten Altäre zum Jahre 1480. Copernicus habe den Wenzelsaltar übernehmen können, weil er das Kanonikat nach Johann Zanau übernommen und bis zum seinem Lebensende behalten habe. Schmauch war sogar der Ansicht, dass seine Schlussfolgerung deshalb ihre Bestätigung fand, weil die Nachfolger von Copernicus in der vierzehnten Liste ebenfalls im Besitz dieses Altars belegt sind¹². Entschiedenem Widerspruch erntete Schmauch von Eugen Brachvogel, der diesem vorwarf, das damals geltende Prinzip der Altaroption übergangen zu haben¹³. Die Argumentation Brachvogels scheint Schmauch überzeugt zu haben, weil er in seinen späteren Forschungen nicht mehr darauf zurückgekommen ist.

Jerzy Sikorski folgte jedoch der Spur dieser unsicheren und auf tönernen Füßen stehenden Hypothese. Er nahm an, dass die um 1532 von Alexander Sculteti niedergeschriebenen Verzeichnisse der Kanoniker dem tatsächlichen Stand entsprachen. Dies ermöglichte es ihm, die aufeinander folgenden Kanoniker aus einer der sechzehn Listen mit jeweils einem konkreten Altar in Verbindung zu bringen und so jeden Domherrn an einem bestimmten Altar zu platzieren. In gleicher Weise nahm er an, dass der auf diese Art und Weise zugewiesene Altar eines Kanonikers zugleich auch den Ort seiner Bestattung kennzeichnet. Die Kombination der Liste mit den Namen der Altarbesitzer im Frauenburger Dom mit den entsprechenden Bestattungen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert sollte somit genügend Hinweise für die These liefern, dass Nicolaus Copernicus nicht nur den Altar des heiligen Wenzel (Heilig-Kreuz) besaß, sondern auch dort beigesetzt wurde¹⁴.

¹¹ Leopold PROWE, Über den Sterbeort und die Grabstätte des Copernicus, Thorn 1870, S. 28–30.

¹² Hans SCHMAUCH, Der Altar des Nicolaus Copernicus in der Frauenburger Domkirche, in: ZGAE 27 (1941), S. 424–430, hier S. 426–429.

¹³ Eugen BRACHVOGEL, Des Copernicus Dienst im Dom zu Frauenburg, in: ZGAE 27 (1942), S. 568–591, hier S. 585–586.

¹⁴ Jerzy SIKORSKI, Kanonikat-ołtarz-grób. Obsada kanonikatów a przydział ołtarzy oraz kwestia pochówków w katedrze fromborskiej w XV–XVIII wieku [Kanonikat – Altar – Grablege. Domherrenstelle und Altarzuteilung sowie Bestattungen im Frauenburger Dom im 15.–18. Jh.], KMW 2 (248) (2006), S. 157–216, hier S. 157–215; DERS., Grób Mikołaja Kopernika w katedrze biskupów warmińskich we Fromborku na tle praktyki

Die fehlenden Auskünfte über den Besitzstand der Altäre ergänzte Sikorski dadurch, dass er den Statuten folgte, wonach Kanonikate und Altäre zusammengehörten. Sein Ziel war, *auf den tatsächlichen (auf die Faktizität der Quellen gestützten) oder nur mutmaßlichen, doch aus bestehenden Regeln resultierenden Bestattungsort einer konkreten Person hinzuweisen. [...] Die Aufstellung sollte außerdem das Funktionieren der Regel veranschaulichen, dass mit der Nachfolge im Kanonikat die Nachfolge im Altarbesitz und die dortige Beisetzung verbunden war*¹⁵. Doch manchmal, so räumt Sikorski ein, *lässt sich der Inhaber des Altars nicht einmal hypothetisch auf eine von jenen sechzehn Listen beziehen, die festgelegte Folge im Altarbesitz wird also nicht mit der Festlegung einer Folge des Kanonikats auf eins zu eins begleitet*¹⁶. Trotzdem ist Sikorski der Meinung, dass *auf diese Art und Weise eine Nachprüfung dieser Ketten während einer langen Zeitfolge vom 15. Jh. bis zum 18. Jh. möglich ist, und eine gegenseitige Überprüfung der Besetzung aller Altäre – zu jeder, beliebig gewählten Zeit – schlichtweg das Vorkommen irgendeiner Anomalie, die sich nicht bemerken und deuten ließe, ausschließt. [...] Unter diesen Ketten gibt es auch die vierzehnte, die mit dem Kanonikat des Nicolaus Copernicus, mit seinem Altar und damit verknüpft ist, was vom Altar untrennbar mit seiner Bestattung im Zusammenhang steht*¹⁷. Sikorski erklärt, letzten Endes fest überzeugt zu sein, dass *ein einziger, völlig glaubwürdiger Faktor belegt, dass an diesem Ort der von ihm besessene Altar ist, der vierte in der rechten Reihe. Er gehörte Copernicus vom Anfang bis zum Ende, von seinem Eintritt in das Domkapitel bis zu seinem Tod. Den Andeutungen Brachvogels zum Trotz, der sich zum Schluss in seinen eigenen Mutmaßungen verlor, tauschte Copernicus nie seinen Altar für irgendeinen anderen um. Überzeugende Argumente zu diesem Thema legte Hans Schmauch, ein Berufshistoriker, kein Hobbyhistoriker wie Brachvogel, dar. Gegen einen eventuellen Tausch des Altars von Copernicus sprechen auch die vorgestellten [...] Besit-*

grzebalnej kapituły w XV–XVIII wieku [Das Grab von Nikolaus Copernicus in der ermländischen Bischofskirche zu Frauenburg als Beispiel für die Bestattungspraxis des Kapitels im 15.–18. Jh.], in: Poszukiwanie grobu Mikołaja Kopernika [Die Auffindung des Grabes von Nicolaus Copernicus] (Castrum Dominae Nostrae Litterae Annales, vol. 2), red. Jerzy Gaśkowski, Pułtusk 2005, S. 81–173; DERS., Lokalizacja miejsca pochówku Mikołaja Kopernika [Die Verortung der Bestattungsstelle von Nicolaus Copernicus], in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 2), S. 53–66; DERS., Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika – mity i rzeczywistość, in: Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika (wie Anm. 6), S. 15–24.

¹⁵ SIKORSKI, Kanonikat-ołtarz-grob (wie Anm. 14), S. 180; DERS., Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 110.

¹⁶ SIKORSKI, Kanonikat-ołtarz-grob (wie Anm. 14), S. 180; DERS., Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 111.

¹⁷ SIKORSKI, Kanonikat-ołtarz-grób (wie Anm. 14), S. 166 f.; DERS., Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 103

*zerketten aller sechzehn Altäre. Die gegenseitig auf einander abgestimmten Glieder dieser Ketten können darüber keinerlei Zweifel aufkommen lassen*¹⁸.

Die fleißig zusammengestellte Liste der Kanoniker und der von ihnen vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts besessenen Altäre weckt jedoch neben der Anerkennung für die geleistete Mühe auch viele Zweifel; denn es besteht die große Gefahr, dass das Entfernen auch nur eines Gliedes aus der Kette der Zusammenhänge das ganze, so kunstvoll konstruierte Bauwerk zum Einsturz bringen könnte. Wir verfügen ja nur über rudimentäre und oft unsichere Quellenangaben, und so wird die Wahrscheinlichkeit eines fehlerhaften Vorgehens in der Denkweise möglich, die sich mit ihrer ganzen Klarheit bei der Rekonstruktion der Besetzungsfolge der sechzehn Altäre in einem bestimmten Jahr offenbaren kann. Für die weiteren Überlegungen wird die Analyse auf die Amtszeit von Nicolaus Copernicus als Domherr begrenzt.

Die ersten Zweifel stellen sich bereits bei einer Zusammenstellung der Altarbesetzung aus dem Jahre 1480 und der Interpretation der Reihenfolge ein. Die damals angewandte Anordnung der Altäre der Prälaten, nämlich für den Propst, den Kustos und den Kantor auf der Nordseite und für den Dekan auf der Südseite, wurde mit der Platzreservierung für einen Scholaster oder auch für einen Archidiakon begründet. Die Vorstellung Sikorskis, dass es sich in diesem Falle um eine besondere Hervorhebung des Dekans gehandelt habe¹⁹, entbehrt also der Grundlage. Die festgelegte Reihenfolge der ersten vier Altäre der Prälaten mit Propst und Kustos auf der Nordseite und Dekan und Kantor auf der Südseite wurde durch das entsprechende Statut von Bischof Nikolaus von Tüngen erst um 1487 geregelt. Schon Brachvogel machte darauf aufmerksam²⁰. Dies widerlegt die Konstruktion Sikorskis, der den Kantor am dritten Altar an der Nordseite bis 1515 beließ. Tatsächlich aber besetzte der Kantor von 1487 bis 1515 den zweiten Altar an der Südseite. In den Jahren danach war dieser ein Altar der Kanoniker. Mit der Berufung Johann Timmermanns zum Kantor im Jahre 1527 stand er jedoch wiederum diesem Amtsträger zu.

Das rudimentär erhaltene Quellenmaterial erlaubt keine Aussage über die Zuteilung der Altäre nach 1480 infolge möglicher Optionen. Änderungen in der Besetzung ergaben sich 1491 durch die Übernahme der Kantorei durch Mathias Launau, dann Anfang 1498 durch die Benennung von Johann Sculteti, der jedoch nach einem verlorenen Prozess im Jahre 1500 von Georg Delau ersetzt wurde. Darüber hinaus kam es 1499 zu einem Wechsel des Kustos und des De-

¹⁸ SIKORSKI, Kanonikat-ołtarz-grob (wie Anm. 14), S. 168 f.; DERS., Grob Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 109.

¹⁹ SIKORSKI, Tajemnica grobu (wie Anm. 14), S. 19.

²⁰ BRACHVOGEL, Des Copernicus Dienst (wie Anm. 13), S. 585.

kans, was weitere Altaroptionen hervorrief. Beträchtliche Zweifel erregt in diesem Zusammenhang die Mutmaßung Sikorskis, es habe nach dem Rücktritt Johann Scultetis vom Amt des Kantors und der damit verbundenen Zuweisung an den sechsten Altar in der südlichen Reihe, den bisher Albert Bischof innegehabt hatte, einen Altartausch gegeben. Eine andere Reihenfolge bei der Besetzung der Altäre ergab sich 1502 durch die Ernennung eines Archidiakons, was übrigens von den Kanonikern in den vom neugewählten Bischof Lucas Watzenrode vorgestellten *articuli iurati* gefordert wurde²¹. Die feierliche Einführung Scultetis in den Domchor durch Albert Bischof – unter den damaligen Domherren in Frauenburg wies er übrigens die kürzeste Amtsdauer auf – geschah am 31. Dezember 1502. Im Chorgestühl nahm der Archidiakon den Platz nach dem Kustos und im Kapitel nach dem des Kantors ein. Der Archidiakon stand somit am unteren Ende in der Hierarchie der Prälaten. Dies bedeutet, dass der Archidiakon den ihm gebührenden dritten Altar an der Evangelienseite, den Paulusaltar, erhielt. Dieser Umstand widerspricht völlig den Mutmaßungen Sikorskis, der Doktor der Theologie, Prälat und Archidiakon J. Sculteti sei am sechsten Altar an der rechten Seite, dem Johannesaltar, platziert worden. Zudem behauptet Sikorski, es habe keinen Tausch der Altäre stattgefunden²².

Im Licht der oben genannten Änderungen lässt sich die Frage, welche Altäre den einzelnen Kanonikern zugeteilt waren, kaum beantworten. Außerdem muss berücksichtigt werden, dass bei einem Tausch der Grad der empfangenen Weihe, die zu einem höheren Platz in der Hierarchie der Domherren berechtigte, eine Rolle gespielt hatte. Hinzu kommt, dass wir keine Nachricht darüber haben, dass Johann Zanau den ihm 1480 zugeteilten Altar des heiligen Wenzel tatsächlich bis zum Lebensende behalten hat. Gegen die Behauptung Sikorskis, Nicolaus Copernicus habe schon 1495, also nach dem Tod Zanaus, seine Präbende zusammen mit dem im Statut vorgesehenen Altar erhalten, wurde schon früher eingewandt, dass Copernicus erst 1497 in den Genuss der Pfründe kam²³. Hier

²¹ JAN OBLĄK, Kapitulacje wyborcze biskupów warmińskich [Die Wahlkapitulationen der ermländischen Bischöfe], in: SW 12 (1975), S. 5–26, hier S. 12–13. Nach 1286 sind Archidiakone sowohl im Ermland als auch in den anderen preußischen Bistümern gänzlich unbekannt, Radosław BISKUP, Bistümer im Deutschordensstaat in Preußen (bis 1525), in: Cura animarum, Seelsorge im Deutschordensland Preußen, hg. von Stefan SAMERSKI, Köln, Weimar, Wien 2013, S. 68. Der ermländische Domherr Johannes Sculteti († 1526) ist zu den Jahren 1502–1512 allerdings als Archidiakon überliefert, s. Teresa BORAWSKA, Sculteti Jan, in: SBKW, S. 221 f.

²² SIKORSKI, Kanonikat-oltarz-grób (wie Anm. 14), S. 209 und S. 214; DERS., Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 151, 155 und 158.

²³ KAROL GÓRSKI, Objęcie kanonii we Fromborku przez Mikołaja Kopernika [Die Übernahme seines Kanonikats in Frauenburg durch Nicolaus Copernicus], in: ZH 38 (1973), H. 3, S. 35–44.

gilt es noch zu betonen, dass Copernicus damals einer der jüngsten Kanoniker war, keine Priesterweihe besaß und sich obendrein zum Studium in Italien befand. Von daher ist es nicht leicht abzuschätzen, ob oder inwieweit er seinen älteren Mitbrüdern den Vortritt lassen musste.

Das von Sikorski aufgestellte Schema der Altarbesetzung wird außerdem widerlegt, weil spätere Optionen stattgefunden haben (in den Jahren 1513, 1516, 1522, 1523, 1538 und zweimal 1539). Diese hat Brachvogel bereits zusammengestellt. Im Archiv ermittelte Brachvogel übrigens die Optionen, dass nach der Übernahme des Dekanats durch Leonhard Niederhof Alexander Sculteti den damit freigewordenen Altar am 6. März 1532 besetzt hat und sein bisheriger Altar am 14. März in die Obhut von Achatius von der Trenck gewechselt ist²⁴. Leider sind uns weder die allgemein zur Option freistehenden Altäre bekannt, noch wissen wir, wer das Recht an dem Trenckschen Altar erworben hat. Das oben genannte Beispiel eines Altartausches wurde in den Aufstellungen Sikorskis gänzlich ausgelassen. Er hat auch keine weiteren Archivforschungen unternommen, obwohl bereits deutliche Hinweise Brachvogels vorlagen. So ließ Sikorski beispielsweise eine Notiz des Kanzlers Alexander Sculteti zum 4. September 1534 unberücksichtigt, dass Mauritius Ferber Junior den Altar des heiligen Bartholomäus innehatte²⁵. Zum 6. September 1538 ist überdies festgehalten, dass der neuerwählte Kustos Felix Reich seinen dem heiligen Paulus geweihten Altar Trenck übergeben hatte. Und der freigesetzte Altar Trencks ging an den neuen Kulmer Bischof Tiedemann Giese²⁶.

Die genannten Beispiele widersprechen in großen Teilen der von Sikorski dargebotenen Liste über der Reihenfolge der Besetzung von Altären durch die Domherren und widerlegen diese sogar insgesamt. Die Sikorskische Liste hat in der Tat nichts mit der tatsächlichen Besetzung der Altäre in der Copernicuszeit zu tun. Wir sehen uns somit gezwungen, sie im Ganzen abzulehnen. Insoweit ist die von Mutmaßungen und Spekulationen gespeiste Behauptung Sikorskis, Copernicus habe den Altar des heiligen Wenzel (Heilig-Kreuz) innegehabt und sei auch dort bestattet, nicht berechtigt.

Paradoxerweise und der Einschätzung Sikorskis zum Trotz könnte Brachvogel, der intuitiv auf die Möglichkeit verwies, Copernicus habe den Altar des heiligen Johannes besessen, Recht haben. Vielleicht schrieb Bischof Martin Kromer deswegen irrtümlich den Vornamen Johannes statt Nicolaus. Außerdem erfolgten gegen Ende des Lebens des Astronomen sichtbare Veränderungen

²⁴ BRACHVOGEL, *Des Copernicus Dienst* (wie Anm. 13), S. 586; vgl. damit AAWO, AK, Acta cap. 2–2a, Bl. 3–3 v.

²⁵ AAWO, AK, Acta cap. 2–2a, Bl. 5 v.

²⁶ Ebenda, Bl. 172 v.

in der Rangordnung des Kapitels und somit bestimmt auch in der Reihenfolge der besetzten Altäre. Ein ungefähres Bild der neuen Lage spiegelt die Liste der Kanoniker bei der Bischofswahl von Johannes Dantiscus vom 20. Januar 1537 wieder, wo nicht nur die Prälaten, sondern auch A. Sculteti, F. Reich und sogar der erst kurz vorher in das Kapitel aufgenommene Paul Snopek vor dem Astronomen rangierten, weil sie höhere Weihen als Copernicus besaßen.

Die Forschungen über den Altar des Verfassers von *De revolutionibus* bleiben also weiterhin im Bereich von Mutmaßungen. Deshalb ist es sicher besser, diese Frage bis zum Auffinden von Quellenmaterial, das definitiv bestätigen kann, welcher konkrete Altar im Besitz von Copernicus war, offen zu lassen.

Todesdatum des Copernicus und der Ort seiner ewigen Ruhe

Jahrhunderte lang wurde der 24. Mai 1543 als das Todesdatum von Nicolaus Copernicus angesehen. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts fand Leopold Prowe im Archiv zu Frauenburg eine handschriftliche Notiz von Georg Donner, aus der hervorging, dass das Kanonikat von Copernicus von seinem Koadjutor Johannes Loitz am 21. Mai 1543 übernommen worden ist. Auf dieser Grundlage sprach sich Prowe 1853 anlässlich der Enthüllung des Copernicusdenkmals in Thorn sowie in der von ihm in Thorn veröffentlichten Biographie des Astronomen für den 21. Mai oder kurz davor aus. Er begründete dies mit der Übernahme der Pfründe durch den Koadjutor, die nur nach dem Tode des Kanonikers stattfinden konnte. Seinen Standpunkt bekräftigte er in weiteren Veröffentlichungen, die dem Todesdatum, dem Bestattungsort und den Denkmälern des Copernicus gewidmet sind²⁷. Prowes Autorität in dieser Frage setzte sich auch bei anderen damaligen Biographien durch, so dass als Sterbezeit des Astronomen die Tage zwischen dem 7. und dem 21. Mai 1543 galten. Die Veröffentlichung von *De revolutionibus* von 1854 in Warschau sowie der am 26. Juli 1543 aus Löbau geschriebene Brief Tiedemann Gieses an Georg Joachim Rheticus änderten jedoch die Sachlage. Den wieder veröffentlichten Brief, der bisher nur aus der Ausgabe von Johannes Broscius von 1618 bekannt war, analysierte Franz Hipler. Aufgrund dessen war er davon überzeugt, dass der 24. Mai das Sterbedatum des Frauenburger Gelehrten sei. Hipler vertrat die Meinung, dass Giese sich besonders sorgfältig um die Angabe des richtigen Sterbedatums gekümmert habe, als er Rheticus vom Ableben des Copernicus benachrichtigte. Er mutmaßte sogar,

²⁷ Leopold PROWE, Zur Biographie von Nicolaus Copernicus, Festschrift des Königl. Gymnasiums zu Thorn zur Feier der Enthüllung des Copernicus-Denkmal, Thorn 1853, S. 55–58; DERS., Über den Sterbeort (wie Anm. 11), S. 6–7; DERS., Das Andenken des Copernicus bei der dankbaren Nachwelt, Thorn 1870, S. 32–33.

dass der Datierungsfehler vom damaligen Notar des Frauenburger Domkapitels, Fabian Emmerich, begangen wurde, weil dieser dem Datum, an dem Loitz sein Kanonikat übernommen hatte, keine besondere Aufmerksamkeit zuteil werden ließ²⁸. Die Argumente Hiplers überzeugten Prowe. Daher nahm er in späteren biographischen Arbeiten über Copernicus den 24. Mai als Todestag des Astronomen an. Bei der Begründung seines neuen Standpunktes zu der Datierungsfrage gab Prowe an, die chronologischen und sachlichen Fehler anhand eigener Nachforschungen in den Protokollen des Frauenburger Domkapitels gefunden zu haben. Er erklärte darüber hinaus, dass die Sitzungsprotokolle und die Inhalte der notariellen Akten nicht immer gleich in die *acta capitularia*, sondern öfter viel später eingetragen wurden, was zu Fehlern führte. Im Endeffekt hielt er den von Giese angegebenen Todestag des Astronomen für glaubwürdig, insbesondere weil dieser an Rheticus in Erwartung einer Biographie des Verfassers von *De revolutionibus* weitergegeben wurde²⁹.

An Prowes ursprünglichem Todesdatum von Copernicus knüpfte erneut Sikorski in der Annahme an, dass die Archivnotiz entscheidende Bedeutung habe. Deswegen legte er die Zeit des Ablebens von Copernicus um den 21. Mai 1543 fest³⁰. Er ging in seinen Überlegungen noch ein Stück weiter, indem er davon zu überzeugen versuchte, dass in Frauenburg weder das Sterbedatum von Copernicus vermerkt noch eine Grabplatte gefertigt wurde, weil seine Testamentsvollstrecker in dieser Hinsicht keine finanzielle Verfügung vorfanden, so dass Copernicus namenlos bestattet worden sei³¹. Sikorskis Meinung nach wurde übrigens völlig vergessen, was sachlich mit dem von Bischof Martin Kromer gestifteten Epitaph bestätigt werden sollte: In seinem Brief an das Domkapitel vom 21. November 1580 gab Kromer für Copernicus den Vornamen Johannes an, was zwar korrigiert wurde, aber dennoch blieb das Sterbedatum des Astronomen unbekannt. Es sollte also auf dem Epitaph fehlen. Obendrein wandte man sich wegen der Epitaphinschrift an Mathias Stojus, einen Anhänger Luthers aus Königsberg, der ungeniert Copernicus als einen Astrologen bezeichnete. Sikorski zufolge wurde schließlich das Epitaph nicht neben dem Grab,

²⁸ Franz HIPLER, Nikolaus Kopernikus und Martin Luther, in: ZGAE 4 (1869), S. 475–549, hier S. 526.

²⁹ Leopold PROWE, Nicolaus Copernicus, Bd. 1–2, Thorn 1883–1884, Neudruck Osna-brück 1967, hier Bd. 1, 2, S. 554–557.

³⁰ SIKORSKI, Kanonikat-öftarz-grób (wie Anm. 14), S. 161 und 204; DERS., Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 83–89 und 146; vgl. DERS., W sprawie datowania śmierci Mikołaja Kopernika [Zur Datierung des Todesfalles von Nicolaus Copernicus], KMW 3 (121) (1973), S. 261–274, hier S. 261–272; DERS., Marcin Kromer a tradycja kopernikańska na Warmii [Martin Kromer und die copernicanische Tradition im Ermland], SW 26 (1989) (Druck 1994), S. 139–148, hier S. 139–147.

³¹ SIKORSKI, Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 82–88.

sondern an einem beliebigen Ort angebracht, weil die Wände des Domes in Frauenburg bereits voll von solchen Gedenktafeln waren. Letzten Endes kam er zu der Schlussfolgerung, dass das an einem zufälligen Ort angebrachte Epitaph nicht zur Kennzeichnung des Bestattungsortes des Verfassers von *De revolutionibus* dienen könne³².

Ein in so dunklen Farben gemaltes Bild diene wohl als Rechtfertigung für die Aufnahme archäologischer Forschungen. Sie sollten auf der Grundlage der Hypothese erfolgen, dass der Bestattungsort des Frauenburger Astronomen am Altar des heiligen Wenzel (Heilig-Kreuz) zu suchen ist. Die derart suggestiv und emotional aufgeladene Veröffentlichung von Ereignissen aus der Vergangenheit spielte offensichtlich Sikorski in die Hände, Leser in großem Maße von der Richtigkeit seiner Ausführungen zu überzeugen. Tatsächlich aber rief eine detaillierte Analyse der von Sikorski gesammelten Angaben und ihre Deutung Einwände unterschiedlicher Art hervor.

In den Vordergrund rückt das von Sikorski angenommene Todesdatum des Copernicus, das mit der zeitlichen Übernahme seiner Pfründe durch Johannes Loitz verbunden ist. Die Übernahmen des Koadjutorenamts und des späteren Kanonikats durch Loitz waren wichtige Ereignisse und wurden zweifelsohne mittels behändigter Urkunden notariell beglaubigt. Der Registereintrag durch den Domherrn Georg Donner erfolgte indes zu einem späteren Zeitpunkt. In beiden Fällen hielt Donner fest, dass als beurkundender Notar der Domvikar Fabian Emmerich wirkte. In Loitz' Namen nahm am 7. Mai 1543 sein Prokurator Kaspar/Gaspar Hoge, Kaplan der Frauenburger Kirche und Domvikar, das Amt des Koadjutors an. Dieses Datum wird nicht in Frage gestellt. Laut Punkt 27 der Statuten sollten sich die Kanoniker am Tag nach *Joannis ante portam latinam*, d. h. am 7. Mai, versammeln. Mit den Statuten übereinstimmend fiel die nächste Sitzung des Kapitels auf den ersten Freitag des Monats, d. h. auf den 1. Juni. An diesem Tag wurde Loitz persönlich in die Reihe der Kanoniker eingeführt und bekam eine entsprechende Urkunde. Demzufolge wurde der später von Donner getätigte Eintrag in die *acta capitularia*, der die juristische Übernahme der Präbende für den Augenblick des Todes des Astronomen bestätigte, infolge einer Unachtsamkeit falsch datiert³³. Es war übrigens nicht der

³² SIKORSKI, Kanonikat-ołtarz-grób (wie Anm. 14), S. 161, 167, 169; DERS., Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 87–89; DERS., Lokalizacja miejsca pochówku (wie Anm. 14), S. 54–56; DERS., Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 15–17.

³³ Auch die Bemerkungen von Alojzy SZORC, Kanonia warmińska Mikołaja Kopernika [Das ermländische Kanonikat von Nicolaus Copernicus], *Przegląd Regionalny* 10 (1994), S. 13–18, hier S. 16–17, sind zurückzuweisen; DERS., Protokoły posiedzeń kapituły warmińskiej z czasów Mikołaja Kopernika [Sitzungsprotokolle des ermländischen Domkapitels zur Zeit von Nicolaus Copernicus], in: *Poszukiwanie grobu Mikołaja Kopernika*

erste Fehler Donners, denn er trug zuvor unter dem Datum 4. Mai 1543 in die Option Dietrich Redens das Vorwerk (*alodium tertium in Czager*) ein, das Mauritius Ferber Junior freigegeben hatte. Tatsächlich fertigte Fabian Emmerich die notarielle Urkunde der Option Redens schon am 18. April 1543³⁴ aus.

Mit dem Sterbedatum des Frauenburger Astronomen sind der Bestattungsort und die spätere Platzierung eines 1581 von Bischof Martin Kromer gestifteten Epitaphs untrennbar verbunden. Die Beisetzung eines Würdenträgers der Kirche, und Nicolaus Copernicus war einer von ihnen, hatte einen feierlichen Charakter. Von daher kann nicht behauptet werden, er sei anonym beigesetzt worden. Ganz im Gegenteil entsprach es der Sitte, auf sein Grab die obligatorische steinerne Platte mit eingraviertem Todesdatum zu legen. Dieses wurde in den Domkapitelsurkunden üblicherweise nicht vermerkt. Da bis heute kein Testament von Copernicus entdeckt worden ist, kennen wir keine detaillierten Verfügungen des Astronomen, auch nicht für den Todesfall und die Beisetzung. Den mehrmals wiederholten Behauptungen Sikorskis zum Trotz gab das Kromersche Epitaph den genauen Todestag des Astronomen – *Obiit Anno M.D.XLIII. Die XXIII. Maii* – an. Der vollständige Text des Epitaphs, inklusive Sterbedatum, ist seit langem aus dem 1627 von Simon Starowolski gedruckten *Scriptorum polonicorum Hekatontas* bekannt. Das stilisierte Frauenburger Epitaph veröffentlichte übrigens auch Johann Broscius³⁵. Die Unterdrückung einer so

(wie Anm. 14), S. 175–193. Der Fehler in den Archivnotizen wurde bereits von BISKUP, *Regesta Copernicana* (wie Anm. 1), Nr. 498 und 499, und Abb. 24, S. 216, korrigiert.

³⁴ AAWO, AK, Acta cap. 2–2a, Bl. 13v; Universitätsbibliothek in Uppsala, Hs H 157.

³⁵ SIKORSKI, *Grób Mikołaja Kopernika* (wie Anm. 14), S. 86–89, zitiert zwar den polnischen Text des Epitaphs und beruft sich in Fußnote 17 auf den lateinischen Lebenslauf des Astronomen in: Simonis STAROVOLSCI, *Scriptorum polonicorum Hekatontas seu centum illustrium Poloniae scriptorum elogia et vitae, Venetiis 1627*, S. 158–162, aber er lässt das dort angegebene Todesdatum aus. Sikorski weist auch in der polnischen Ausgabe nicht darauf hin, wo der Inhalt des Epitaphs mit dem Tagesdatum des Todes von Copernicus nachzulesen ist, s. Szymon Starowolski, *Setnik pisarzów polskich albo pochwały i żywoty stu najznakomitszych pisarzów polskich, przełożył i komentarzem opatrzył Jerzy STARNAWSKI [Übersetzung der Ausgabe 1627]*, Warszawa 1970, S. 174. Den vollen Text des Epitaphs mit dem genauen Todesdatum des Astronomen gibt schon die ältere Literatur an, s. HIPLER, *Nikolaus Kopernikus und Martin Luther* (wie Anm. 28), S. 539; Franz DITTRICH, *Das Koppernikusdenkmal in Frauenburg*, ZGAE 17 (1910), S. 485; Erna HILFSTEIN, *Starowolski's Biographies of Copernicus*, Wrocław 1980, S. 87. Eine Kopie des von Broscius gedruckten stilisierten Epitaphs erschien in der Monatsschrift „Problemy“, 1953, Nr. 8, S. 559, und darüber informiert Stanisław WAŁĘGA, *Najstarsze fromborskie pomniki kultu Mikołaja Kopernika [Das älteste Frauenburger Gedenken an Nicolaus Copernicus]*, Rocznik Toruński 7 (1972), S. 56–57. Erneut wurde die Kopie des Epitaphs von Władysław TATARKIEWICZ, *Mikołaj Kopernik a symetria świata [Nicolaus Copernicus und das Ebenmaß der Welt]*, Rocznik Krakowski 43 (1972), S. 17, zugänglich gemacht.

wichtigen Information durch Sikorski widerspricht den in der historischen Forschung geltenden Grundsätzen und stellt eine Verfälschung der Quellenlage dar.

Auch die Hypothese Sikorskis über das „Vergessen-sein“ des Frauenburger Gelehrten findet keine Bestätigung. Die Erinnerung an Copernicus wurde nicht nur im Ermland, in Thorn, Königsberg und Krakau gepflegt, sondern auch in Intellektuellenkreisen in ganz Europa. 1566 wurde in Basel das Werk des Frauenburger Astronomen erneut gedruckt, und in Straßburg wurde sein Portrait auf der 1571–1574 gebauten astronomischen Uhr platziert. Zeitgleich mit Frauenburg stiftete auch in Thorn, der Geburtsstadt des Astronomen, Melchior Pynesius ein den Gelehrten verewigendes Epitaph. Der von Sikorski genannte Lutheraner M. Stojus gehörte dagegen zu den Personen, die Rheticus sehr nahestanden. Und der Vorwurf, er habe den Rang des Frauenburger Gelehrten geschmälert, indem er auf dem Epitaph die Bezeichnung „Astrologe“ benutzte, ist abwegig. Es schrieb doch Nicolaus Copernicus selber in *De revolutionibus*: *Wenn daher die Wertschätzung der Wissenschaften je nach dem Gegenstand, von dem sie handeln, beurteilt werden soll, so wird die bei weitem die vorzüglichste sein, welche die einen wohl Astronomie, andere Astrologie, viele aber unter den Alten Höhepunkt der Mathematik nennen.* Zu Zeiten des Copernicus war in der Welt der Wissenschaft Astrologie ein Synonym der Astronomie, und diese Bezeichnung wurde nicht im Sinn von „wahrsagender Astrologie“ verwandt. Ganz im Gegenteil, Stojus und Broscius bedienten sich ständig der Bezeichnung „Astrologe“, die nach ihrem Verständnis eine höhere Stufe der Astronomie bedeutete. Auch Alexander Sculteti lobte in seiner „Chronologie“ den Freund als Astrologen.

Der Ruhm des Verfassers von *De revolutionibus* bewirkte, dass auf den Frauenburger Hügel und in den Dom nicht nur Gelehrte, sondern auch gewöhnliche Besucher kamen, um sein Grab zu suchen, worauf Bischof Martin Kromer in seinem Brief an das Domkapitel aufmerksam machte. Die Behauptung, die Kanoniker hätten den Todestag und den Bestattungsort des Astronomen nicht gekannt, ist also haltlos, denn es steht außer Zweifel, dass das Copernicus gewidmete Epitaph mit dem darauf verewigten Sterbedatum fürsorglich und mit gebotener Ehrfurcht bei seinem Grab angebracht wurde. Daher bleibt es weiterhin der einzige von den Quellen bestätigte Beleg, der den Ort der ewigen Ruhe des Verfassers von *De revolutionibus* bestimmt.

Die Gebeine des großen Astronomen von Archäologen gefunden?

Die oben dargestellten Argumente widerlegen völlig die Hypothesen von Jerzy Sikorski. Deshalb hätte es auch keine ernsthaften Gründe geben dürfen, die archäologischen Forschungen am Altar des Heiligen Kreuzes aufzunehmen.

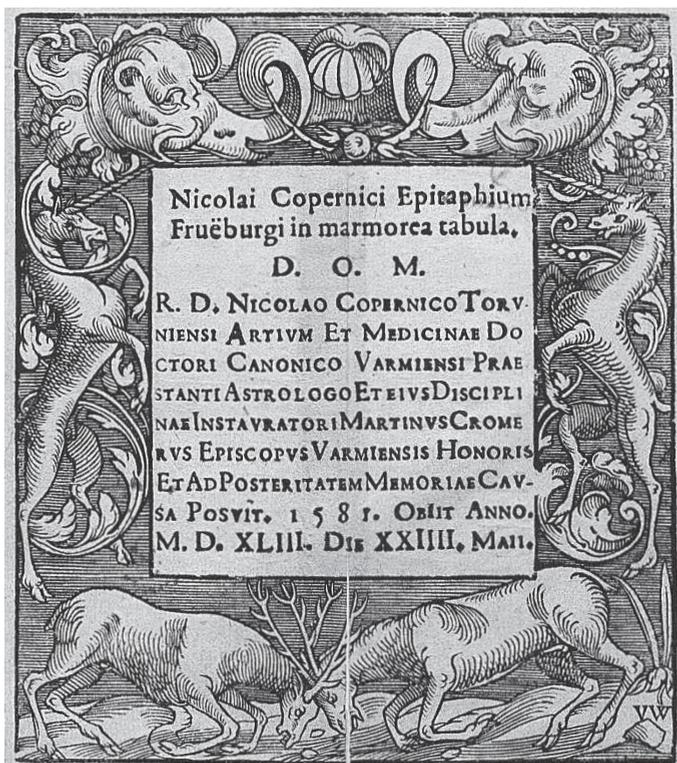


Abb. 1. Das stilisierte Epitaph von Nicolaus Copernicus (veröffentlicht von Joannes Broscius um 1620)

Trotzdem sollten wir die Forschungen im Dom verfolgen und damit den Fragen nachgehen, ob die Ausgrabungsergebnisse Aufschluss über den Beisetzungsort geben und auf welchem Wege sie zu einer Identifizierung der vermeintlichen Gebeine von Copernicus führen könnten.

Zu Beginn seiner Arbeit sah sich der verantwortliche Archäologe der schwierigen Aufgabe gegenübergestellt, den angeblich anonym Bestatteten zu finden und auszugraben. Deswegen schätzte selbst Gąssowski die Chancen einer Entdeckung auf knapp 5 % ein³⁶. Bekanntlich wurden Verstorbene bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Domfußboden bestattet. Dabei handelte es sich nicht nur um Kanoniker, sondern auch um andere Personen, die mit bischöflicher Genehmigung für diesen Zweck zuvor einen angemessenen Geldbetrag entrichtet hatten. Die hieraus erzielten Erträge wurden für die Erhaltung, Renovierung und für Umbauten der Domkirche (*fabrica ecclesiae*) benötigt, wozu

³⁶ Jerzy GĄSSOWSKI, Spotkanie z Kopernikiem. Kulisy odkrycia [Begegnung mit Copernicus. Kulissen der Freilegung], Toruń 2010, S. 14.

der Bischof und das Domkapitel (mit je $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ der Kosten) gemeinsam verpflichtet waren. Gąssowski hätte sich also nicht über Frauen- und Kindergräber im Dom wundern dürfen, die ja auch aus anderen Regionen Europas bekannt und im Fall von Frauenburg bereits aus den früheren Forschungen deutscher Archäologen bestätigt worden sind³⁷. Auch die von Gąssowski auf Grundlage der erhaltenen Grabplatten angegebene Anzahl von über hundert im Dom beigesetzten Kanonikern war tatsächlich um einiges höher. Diese Platten wurden übrigens nach etwa 30–40 Jahren, manchmal sogar noch früher, verschoben oder entfernt, um einem nächsten Verstorbenen Platz zu machen. Wir wissen nicht, wer den Platz eines neuen Grabes bestimmte, und wir verfügen weder über Register der Bestattungen noch über Angaben zu ihrer Lage in der Domkirche. Hinzu kommt, dass oftmals die Totenruhe durch Soldateska gestört, Kirchen geplündert und dabei Gräber auf der Suche nach kostbaren Beigaben zerstört wurden. Absolut nicht zu akzeptieren ist daher die Annahme Gąssowskis, dass *Verwüstungen der Gräber der im Dom beigesetzten Priester nur die in der Krypta bestatteten [...] und nicht die im Boden, unter dem steinernen Kirchenschiffboden befindlichen Gräber (beträfen)*³⁸.

In der Krypta wurden Kanoniker erst nach 1720 beigesetzt. Aus den Quellenüberlieferungen ist bekannt, dass die Grabplatten angehoben und zerstört und die Gräber geplündert wurden. Im konkreten Fall führt Gąssowski die Leser in die Irre, denn Sikorski wies anhand des Visitationsprotokolls des Bischofs Nicolaus Szyszkowski vom 27. März 1639 eindeutig nach, dass die Gräber in der Nähe des Wenzelsaltars (Heilig-Kreuz) im Jahre 1626 von Schweden durchsucht worden waren³⁹. Es gilt auch hinzuzufügen, dass der frühere Ziegelsteinboden im Jahre 1673 durch neue Fliesen, die 1861 ausgetauscht wurden, ersetzt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die im Boden liegenden Grabplatten weggeräumt oder ihre Standorte verändert. Letztlich begann die Forschergruppe um J. Gąssowski ihre Arbeiten auf einem Terrain, dessen Struktur vorher mehrmals durch nacheinander folgende Bestattungen, Grabplattenumlegungen, Grabverwüstungen, Altarumbauten, Fußbodenerneuerungen, Renovierungen und Verlegung der Heizungsrohre im Jahre 1909 sowie nicht zuletzt durch Kriegseinwirkungen verändert wurde⁴⁰.

³⁷ Siehe Ulrich BOTH, Auf der Suche nach Copernicus, Nordost-Archiv 15 (1982), H. 67–68, S. 47–52.

³⁸ GĄSSOWSKI, Spotkanie z Kopernikiem (wie Anm. 36), S. 27.

³⁹ SIKORSKI, Kanonikat-ołtarz-grób (wie Anm. 14), S. 206; DERS., Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 147.

⁴⁰ Vgl. Franz DITTRICH, Der Dom zu Frauenburg, ZGAE 18 (1913), S. 640, sowie ZGAE 19 (1916), S. 157–158; Eugen BRACHVOGEL, Das Copernicus-Grab im Dom zu Frauenburg, ZGAE 27 (1939), S. 273–281, hier S. 274–277.

Die Grundlage für den Beginn der Ausgrabungen im Dom zu Frauenburg bildete die Annahme Sikorskis, Nicolaus Copernicus sei am Altar des heiligen Wenzel (Heilig-Kreuz) beigesetzt worden. Nach Sikorski wurden an diesem Altar lediglich sechs weitere Kanoniker beerdigt, und zwar Johannes Rex (gest. 1447), Johannes Zanau (gest. 1495), Martin Kołacki (gest. 1608), Andreas Zagórny (gest. 1634), Dominicus Roncalli (gest. vor dem 6. Mai 1651) und Mathias Romuald Wołczyński (gest. 1675)⁴¹. Bei den Untersuchungen zur Identifizierung der Gebeine des Copernicus wurde die Festlegung des Alters des Verstorbenen zum wichtigsten Parameter erkoren: *Die Forschungsvoraussetzung baute darauf, dass die Ausgrabungen unmittelbar in der Nachbarschaft des Heilig-Kreuz-Altars durchgeführt und unter den ausgegrabenen Skeletten solche herausgesucht wurden, von deren Schädel sich das Alter der dort beigesetzten Kanoniker in Moment ihres Todes ablesen lassen würde. Die Schädel der etwa im siebzigsten Lebensjahr Gestorbenen sollten zur Rekonstruktion mit der Methode Gerasimovs herangezogen und die Ergebnisse mit den erhaltenen Portraits des Nicolaus Copernicus verglichen werden*⁴². Dieses Programm erforderte die Auffindung gut erhaltener Gebeine aller bei diesem Altar beigesetzten Kanoniker in unberührtem Boden. Hinzu kommt die Behauptung Gąssowskis, dass ein Anthropologe das Alter eines gefundenen Individuums annähernd bestimmen könne. Dagegen gab Karol Piasecki zu bedenken, dass im Falle eines vor 500 Jahren verstorbenen Greises (*senilis*) die Gebeine eine Morphologie aufweisen können, die sowohl auf ein Lebensjahr zwischen 50 und 55 als auch auf eines zwischen 80 und 90 Lebensjahren zutreffen⁴³. Der erste Kanoniker von der Liste Sikorskis ist 1447 gestorben, der letzte wurde 1675 zu Grabe getragen. Hieraus ergibt sich die Frage, ob der Raum unter dem Fußboden des Domes bis zur Ankunft der Archäologen tatsächlich alle Gebeine in gutem Zustand konserviert hat. Aufgrund des bescheidenen historischen Datenmaterials ist das Alter von Copernicus zum Zeitpunkt seines Todes mit 70 Jahren, das von M. Kołacki mit 48 Jahren und das des Kanonikers A. Zagórny mit 62 Jahren bekannt. In den übrigen Fällen konnte J. Sikorski das Alter der Domherren nur annähernd bestimmen. Die Behauptung, dass Johann Rex im Moment seines Todes erst etwa 47 Jahre alt war, entbehrt

⁴¹ SIKORSKI, Kanonikat-óltarz-grób (wie Anm. 14), S. 204–206.

⁴² Jerzy GĄSSOWSKI, Badania nad odkryciem i identyfikacją grobu Kopernika (wie Anm. 2), S. 13.

⁴³ Karol PIASECKI, Antropologiczna identyfikacja szczątków Mikołaja Kopernika [Anthropologische Identifizierung der Gebeine von Nicolaus Copernicus], in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 2), S. 67–76, hier S. 71; Jerzy GĄSSOWSKI/Beata JURKIEWICZ, Poszukiwanie grobu Mikołaja Kopernika [Die Auffindung des Grabes von Nicolaus Copernicus], in: Poszukiwanie grobu Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 11–25, hier S. 12; Jerzy GĄSSOWSKI, Badania w archikatedrze fromborskiej (wie Anm. 2), S. 21.

jeder Grundlage. Dieser Kanoniker studierte Jura in Bologna und hatte dort die Funktion des Prokurators der Deutschen Nation von 1405 bis 1407 inne; Studenten dieser Universität waren bereits erwachsene Menschen. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes ist anzunehmen, dass J. Rex damals mindestens 20 Jahre alt war und demzufolge im Alter von etwa 67 Jahren starb. Vermutlich war sich Sikorski seiner fehlerhaften Einschätzung bewusst, da er in einem später veröffentlichten Artikel das Alter dieses Kanonikers nicht mehr thematisiert hat⁴⁴.

Zweifel verursachen auch die aus dem Biogramm von Andrzej Kopiczko gewonnenen Angaben über Dominicus Roncalli. Das von Sikorski genannte Sterbedatum (gest. vor dem 6. Mai 1651) ist eine Schlussfolgerung aus der Nachricht, dass am Tag Laurentius Johann Rudawski seine Nachfolge im Kanonikat antrat⁴⁵. In der Tat nutzten weder Kopiczko noch Sikorski das Biogramm Roncallis von Tadeusz Wasilewski, der die Anwesenheit des polnischen Residenten (Diplomaten) in Rom noch zum 4. September 1658 mitteilt⁴⁶. Erst in dem neu bearbeiteten Lebenslauf vermerkte Kopiczko den Tod des Kanonikers in Rom nach 1658⁴⁷. Demzufolge ist die Behauptung, das Grab Roncallis befinde sich in der Nähe des Altars des heiligen Wenzels (Heilig-Kreuz), nicht haltbar⁴⁸. Unklar ist zudem, auf welcher Grundlage Sikorski das Sterbealter von M. R. Wołczyński mit etwa 45 Jahren eingeschätzt hat. In dem von Kopiczko verfassten Biogramm fehlen dazu die Angaben⁴⁹. Anders als bei Sikorski sollen an diesem Altar in chronologischer Reihenfolge Johann Rex (ca. 67 Jahre), Johann Zanau (ca. 54 Jahre), Nicolaus Copernicus (70 Jahre), Martin Kołacki (48 Jahre), Andreas Zagórny (62 Jahre) und Mathias Romuald Wołczyński (ca. 45 Jahre), also insgesamt sechs Personen, beigesetzt worden sein. Gąssowski hat indes die irreführende Nachricht verbreitet, dass laut Sikorski an dem Altar neun Kanoniker bestattet worden seien⁵⁰. Zudem ließ Sikorski den Umstand unerwähnt, dass eine Anzahl von

⁴⁴ SIKORSKI, Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 146.

⁴⁵ Andrzej KOPICZKO, Roncalli (Roncallius) Dominik, in: SBKW, S. 205–206, 208; DERS., Rudawski Wawrzyniec Jan, in: SBKW, S. 208; DERS., Duchowieństwo katolickie diecezji warmińskiej w latach 1525–1821 [Die katholische Geistlichkeit in der Diözese Ermland 1525–1821], Teil 1–2, Olsztyn 2000, hier Teil 2, S. 274, 276.

⁴⁶ Tadeusz WASILEWSKI, Roncalli Dominik, in: PSB, Bd. 32, S. 12.

⁴⁷ Andrzej KOPICZKO, Roncalli Dominik, in: Encyklopedia katolicka, Bd. 17, Lublin 2012, Spalte 284–285.

⁴⁸ SIKORSKI, Kanonikat-ołtarz-grób (wie Anm. 14), S. 206; DERS., Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 147.

⁴⁹ Andrzej KOPICZKO, Wołczyński Maciej Romuald, in: SBKW, S. 283; DERS., Duchowieństwo katolickie (wie Anm. 45), Teil 2, S. 355.

⁵⁰ GĄSSOWSKI, Badania archeologiczne w Archikatedrze we Fromborku [Archäologische Forschungen in der Domkirche zu Frauenburg], in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 2), S. 27–52, hier S. 30–31.

Kanonikern unbestimmten Alters J. Rex vorangegangen war und bei diesem Altar ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Die Ergebnisse der Ausgrabungen im Dom waren also nicht nur unzureichend, sondern bestätigten auch die Vermutungen Sikorskis in keiner Weise. Die vom 16. bis 31. August 2004 durchgeführten Grabungen auf einer Fläche von 10 Quadratmetern gaben an der Südseite des Pfeilerfundaments, in der Nähe des Altars vom Heiligen Kreuz, die Grablege (19,95 m ü. d. M.) eines zehnjährigen Kindes frei. Diese war beschädigt durch das von der Oberfläche der Fußbodenplatten 0,6 m tiefer gelegene Grab (19,97 m ü. d. M.) des Kanonikers Andreas Gaşiorowski (gest. 1767), außerdem durch ein danebenliegendes Grab (20,00 m ü. d. M.) eines großen Mannes im Alter von 40–50 Jahren, der nach Sikorskis Vermutung der 1608 verstorbene M. Kořacki war. Die Identifizierung Gaşiorowskis begründete Gaşowski mit der Inschrift auf einer kleinen Metallplatte, die von einem nicht erhaltenen Sarg stammte. Allerdings widersprachen die ausgegrabenen Gebeine – so Gaşowski – allen Regeln, denn der in Frage kommende Kanoniker sollte für die Liturgie am Altar der heiligen Anna zuständig gewesen und außerdem in der Krypta beigesetzt worden sein⁵¹. Sikorski löste den offensichtlichen Widerspruch damit, dass die Grablege des Kanonikers Gaşiorowski durch Probleme mit der Krypta entstanden und die daraus resultierende Platzierung in einem mit keinem Altar verbundenen „Zwischenaltarraum“ erfolgt sei.

Die vorgebrachten Argumente überzeugen nicht, denn ein ähnlicher „Zwischenaltarraum“ konnte in der Nähe des Altars der heiligen Anna festgestellt werden, also auf der anderen Kirchenseite im Nordschiff. Vielmehr scheint es so zu sein, dass der Kanoniker Gaşiorowski entgegen den Vermutungen Sikorskis keine Verbindungen zu dem Altar der heiligen Anna hatte und deswegen auch dort nicht beigesetzt worden ist. Aus heute schwer zu erklärenden Gründen hatte Gaşiorowski dagegen irgendwelche Bindungen an den Altar des Heiligen Kreuzes. Hierauf scheint nämlich seine frühere Tätigkeit hinzuweisen⁵².

Zudem erschütterten die Ergebnisse weiterer Ausgrabungsarbeiten vom 8. bis 27. August 2005 Sikorskis These: Diese Grabungen betrafen eine Fläche von 22 Quadratmetern. Im südlichen Teil wurden Fragmente des Seitenschiffes (Grabungsfläche Nr.1) und im nördlichen das Gelände zwischen dem Altar und der Kanzel (Grabungsfläche Nr. 2) erforscht. Insgesamt wurden dabei dreizehn

⁵¹ Jerzy GAŞOWSKI/JURKIEWICZ, Poszukiwanie grobu Mikołaja Kopernika w Archikatedrze we Fromborku [Die Auffindung des Grabes von Nicolaus Copernicus in der Domkirche zu Frauenburg], in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 43), S. 12–14.

⁵² SIKORSKI, Kanonikat-ołtarz-grób (wie Anm. 14), S. 168 und 189; DERS., Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 14), S. 105 und 125f. Siehe Andrzej KOPICZKO, Andrzej Gaşiorowski, in: SBKW, S. 66.

Gräber geöffnet, davon zehn in der Grabungsfläche Nr. 1, wobei in einigen Fällen spätere Bestattungen die früheren beschädigt haben.

Das Grab 1/05, 138 cm tief unter der Fußbodenoberfläche (19,63 m ü. d. M.), enthielt die Gebeine einer jungen Frau (ca. 18–20 Jahre alt), das Grab 7/07 die eines Kindes im Alter von 10 Jahren. Die Gräber Nr. 6, 8, 9, 11 und 12 der Grabungen aus dem Jahr 2005 wurden nicht bestimmt. In den übrigen Fällen wurden Bestattungen von Männern festgestellt: 2/05 ca. 40–50 Jahre alt, 3/05 im mittleren Alter, 4/05 ca. 40 Jahre alt, 5/05 ca. 45–55 Jahre alt, 10/05 um die 60 Jahre alt und in dem Grab 13/05 ca. 60–70 Jahre alt. Alle ausgegrabenen Gebeine lagen fast auf demselben Niveau, von 19,30 bis 20,02 m ü. d. M., das Grab 13/05 befand sich auf 19,50 m ü. d. M.⁵³. Vermutungen, dass sich die Grablegen der Kanoniker in Altarnähe konzentriert haben, bestätigten sich nicht, weil zwischen dem Altar und der Kanzel nur drei Gräber entdeckt wurden (Nr. 6–8), darunter die Bestattung eines Kindes (Nr. 7/05). Die Mehrheit der Gräber befand sich im Seitenschiff, mit einigem Abstand zum Altar. Dies lässt sich deutlich im Plan der durchgeführten Grabungsarbeiten erkennen, der nur in der englischsprachigen Ausgabe gezeigt wird⁵⁴.

Die archäologischen Forschungsergebnisse ließen die Frage nach einer Datierung der Gräber offen. Die diesbezüglichen Versuche weisen entweder auf beträchtliche Schwierigkeiten oder auf völlige Ratlosigkeit hin. Die Zuordnung des Kindergrabes (2/05) zu *der Zeit, als der Dom im 13. und 14. Jahrhundert ein hölzernes Gebäude war*, dürfte unbegründet sein⁵⁵. Eine weitere Kindesbestattung (7/05) in der Nähe des Altars wurde dem 17. oder 18. Jahrhundert zugewiesen. Das Frauengrab (1/05) konnte dank erhaltener Kleidungsreste in die Mitte des 18. Jahrhunderts datiert werden⁵⁶. In den übrigen Fällen wurden keine Überreste gefunden, die eine Datierung der erforschten Gräber ermöglicht hätten. Schließlich widerspricht sich Gąssowski, wenn er einmal den entfernten Sand unter dem Fußboden dem 16. Jahrhundert und ein ander Mal dem 17. Jahrhundert zuordnet⁵⁷.

⁵³ GĄSSOWSKI/JURKIEWICZ, Poszukiwanie grobu Mikołaja Kopernika (wie Anm. 43), S. 14–18; Jerzy GĄSSOWSKI, Badania nad odkryciem grobu Mikołaja Kopernika oraz identyfikacji jego szkieletu [Forschungen zur Freilegung des Grabes von Nicolaus Copernicus und die Identifizierung seiner Gebeine], in: Badania nad identyfikacją grobu (wie Anm. 3), S. 8–39, hier S. 20–24, DERS., Badania archeologiczne (wie Anm. 50), S. 33–36; DERS., Badania w archikatedrze fromborskiej (wie Anm. 2), S. 21–23.

⁵⁴ Jerzy GĄSSOWSKI/Beata JURKIEWICZ, The search for Nicolaus Copernicus's tomb, in: The search for Nicolaus Copernicus's tomb, editor Jerzy GĄSSOWSKI, Pułtusk 2006, S. 9–19, hier S. 12.

⁵⁵ GĄSSOWSKI, Badania archeologiczne (wie Anm. 50), S. 32.

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ GĄSSOWSKI, Spotkanie z Kopernikiem (wie Anm. 36), S. 34; DERS., Badania archeologiczne (wie Anm. 50), S. 33.

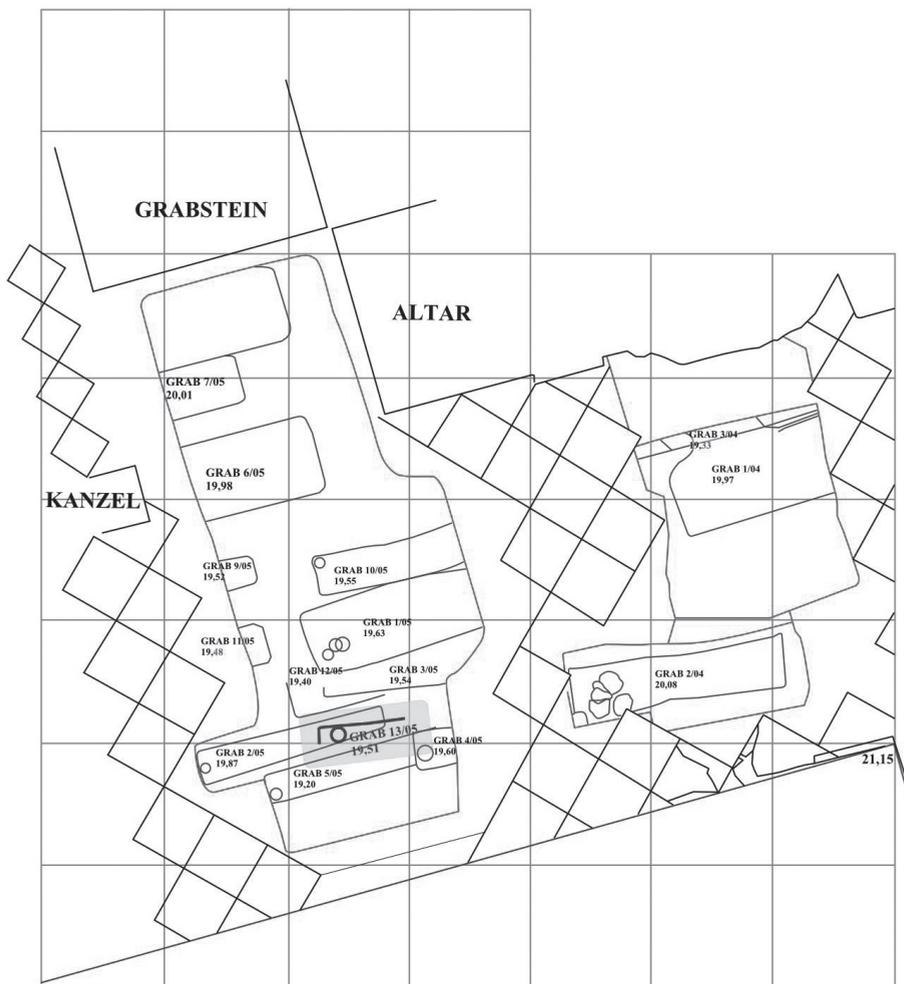


Abb. 2. Übersichtsplan über alle 2004–2005 untersuchten Gräber bei: Jerzy GASSOWSKI/Beata JURKIEWICZ, *The search for Nicolaus Copernicus's tomb*, in: *The search Nicolaus Copernicus's tomb*, S. 9–19 (wie Anm. 54), hier S. 12

Aus den von Archäologen übermittelten kargen Beschreibungen der ausgehobenen Gräber geht hervor, dass diese weder Reste von liturgischen Gewändern noch Spuren von Attributen enthalten haben, die eine Identifizierung der Verstorbenen ermöglicht hätten. Letzten Endes haben wir keine gesicherten Nachweise darüber, dass es sich bei den exhumierten Gebeinen um solche von Kanonikern handelt. Außerdem zeigt ein Vergleich der Anzahl der Gräber – nur sechs Kanoniker sollen angeblich beim Heilig-Kreuz-Altar ruhen – mit den Ausgrabungsergebnissen, dass die Festlegungen Sikorskis von dem tatsächlichen Ist-

Bestand erheblich abweichen. Ohne die Gräber der Kinder, der Frau und des Kanonikers Gaşiorowski bleiben immer noch zwölf Gräber, die in den Jahren 2004 und 2005 ausgehoben worden sind. Zudem ist unbekannt, auf welcher Grundlage welche Gebeine aus der Liste Sikorskis einem verstorbenen Kanoniker zuzuordnen sind. Ein zusätzliches Problem bereitet die Altersfrage der beigesetzten Kanoniker. Drei von ihnen sind mit über 60 Jahren gestorben, einer war über 50, einer im Alter von 48 und ein anderer von etwa 45 Jahren. Alle Kanoniker auf der Liste von Sikorski erreichten jedoch ein Mindestalter von 50–55 Jahren und hätten damit nach der Definition K. Piaseckis am Beginn des Greisenalters gestanden. Eine Zuordnung der Verstorbenen anhand ihres Alters scheidet von daher aus.

Diese ist aber für die die Identifizierung der vermeintlichen Gebeine von Copernicus geradezu unerlässlich, wenn anhand des Schädels die Gesichtskonstruktion erfolgen sollte. Der archäologischen Befundaufnahme nach war unter den im Jahre 2005 geöffneten Gräbern nur im Grab 4/05 der Schädel einer im Alter von etwa 40 Jahren verstorbenen Person erhalten. Bei den anderen Gräbern (6, 8, 9, 11, 12) war es nicht gelungen, das Alter der Bestatteten festzulegen oder es wie bei den Gräbern 5/05 und 10/05 anhand von Skelettanalysen zu bestimmen. Wegen der fehlenden Schädelknochen im Grab 3/05 bzw. wegen der zerstörten Schädelknochen in den Gräbern 2/05 und 12/05 waren Gesichtskonstruktionen für einen Portraitvergleich nicht ausführbar. In der Tat lieferte lediglich der Schädel aus dem Grab 13/05 eine Grundlage für die Rekonstruktion. Demzufolge waren weitere Forschungen sinnlos, weil sie bestenfalls die Liste der Bestatteten verlängert hätten, ohne begründete Hoffnungen darauf, einen infrage kommenden Schädel zu finden.

Die Auswahl des Grabes 13/05 erfolgte also ohne Begründung eher zufällig. Der weitab vom Altar gelegene Bestattungsort im Seitenschiff stach übrigens durch nichts hervor. Möglicherweise hat Gaşowski die wachsenden Schwierigkeiten bemerkt und sich daher entschlossen, die archäologischen Nachforschungen einzustellen.

DNA von Nicolaus Copernicus auf einer Kopie des Briefes an Bernhard Wapowski?

Um einen stichhaltigen Beweis für die Authentizität der vermeintlich von Nicolaus Copernicus stammenden Gebeine beizusteuern, begann die Forschergruppe um Gaşowski, nach DNA-Spuren auf den Seiten der Schriften und Bücher, die dem Astronomen gehört hatten, zu suchen. Besonderes Interesse wurde der in Uppsala aufbewahrten Kopie des Briefes von Copernicus an Bernhard Wapowski zuteil. Auf die Handschrift machte übrigens im Oktober 2006 Pro-

fessor Göran Henriksson von der Fakultät für Physik und Astronomie der Universität Uppsala aufmerksam, der sich *zielführend anheischig machte, die Authentizitätsanalyse des Briefes von Nicolaus Copernicus, der sich in der Sammlung der dortigen Universität befindet*⁵⁸, durchzuführen. Es handelt sich um *einen Brief von Copernicus an Wapowski, einen Chronisten am Hofe König Sigismunds des Alten, gefertigt in gefälligem Latein und elegant geschrieben und unterzeichnet mit NIKLAS KOPERNI. In dem Brief äußert sich unser Astronom über die in Europa sich verbreitende Meinung, er sei allzu sehr mit den astronomischen Anschauungen der alten Griechen verbunden. Derartige Ansichten wurden von dem Astronomen Johann Werner verbreitet. [...] Man argwöhnte, der Brief sei nicht echt, sondern nur eine Kopie des von Copernicus geschriebenen Textes. Professor Henriksson betrachtete ihn aber nach einer selbst durchgeführten Analyse als Original. Daraufhin entstand das Projekt, den Brief auf DNA-Spuren hin zu untersuchen*⁵⁹. Das Rudbeck-Labor der Fakultät für Genetik und Pathologie der Universität Uppsala (Schweden) unter der Leitung von Doz. Dr. Marie Allen bot sich *an auszuprobieren, den genetischen Code des erhaltenen handgeschriebenen Copernicus-Briefs, der Randnotizen aus Büchern der Copernicus-Sammlung in Uppsala sowie handgefertigter Skizzen und Zeichnungen zu entziffern*⁶⁰. Władysław Duczko ergänzte Einzelheiten: *In dem Brief antwortete Copernicus auf die ihm vom Nürnberger Astronomen Johann Werner unterstellten Vorwürfe, indem er einen Abriss seiner Theorie darstellte. Der Uppsalaer Brief wurde schon immer für eine der vielen in Europa kursierenden Kopien gehalten. Laut Henriksson war er dagegen ein Original. Auf dem Brief gab es einen Blutfleck [...], und der sollte die Lösung des Problems der Ausgräber aus Frauenburg liefern. [...] Demzufolge sollte eine Probe des Blutflecks genommen und untersucht werden, ob sich dort DNA-fähiges Material befindet. [...] Inzwischen wurden die Angelegenheiten dramatisch kompliziert. [...] Nach langen Diskussionen mit Dr. Henriksson wurde festgelegt, dass keine völlige Si-*

⁵⁸ GAŚSOWSKI, Badania nad odkryciem grobu (wie Anm. 2), S. 32; DERS., Badania w archikatedrze fromborskiej (wie Anm. 53), S. 25; DERS., Spotkanie z Kopernikiem (wie Anm. 36), S. 89, doch der Text wurde geändert: *Machte sich anheischig die Authentizitätsanalyse des Briefes durchzuführen, der Nicolaus Copernicus zugerechnet wird.*

⁵⁹ GAŚSOWSKI, Spotkanie z Kopernikiem (wie Anm. 36), S. 89–90.

⁶⁰ DERS., Badania nad odkryciem grobu (wie Anm. 42), S. 34; DERS., Badania w archikatedrze fromborskiej (wie Anm. 53), S. 25. Weil es sich bei diesem Brief um eine Kopie handelt, hat Stefan HARTMANN, Studien zur Schrift des Nicolaus Copernicus, Zeitschrift für Ostforschung 22 (1973), S. 1–43, ihn nicht in seiner grundlegenden Schriftbestimmung von Copernicus berücksichtigt. Über die Beziehungen zwischen Wapowski und Copernicus s. u. a. Kurt FORSTREUTER, Bernhard Wapowski. Ein polnischer Freund von Copernicus, zuerst 1974, Wiederabdruck in: DERS., Wirkungen des Preußenlandes. Vierzig Beiträge, Köln/Berlin 1981, S. 113–120, bes. S. 119f.

cherheit über die Originalität des Briefes bestehen kann, er also für maßgebliche Forschungen nicht nutzbar ist. Gleichzeitig verweigerte die Direktion der Bibliothek in Uppsala die Zustimmung zur Entnahme einer Probe aus dem Brief selbst. Somit wurden weitere Arbeiten gehemmt⁶¹. Die Suche nach DNA-Spuren von Copernicus auf der Kopie wurde auch von Henriksson bestätigt⁶². Obwohl es letztlich nicht zur DNA-Abnahme kam, ließ nichtsdestoweniger Gąssowski ein Foto von Professor Marie Allen und Professor Göran Henriksson mit dem Brief von Copernicus an Bernhard Wapowski aus der Carolina Rediviva Library als Beweis für die in Angriff genommenen Forschungen abdrucken⁶³. Wurden hier bewusst Falschinformationen verbreitet?

Bernhard Wapowski (um 1475–1535) wird zu den Vertrauten von Nicolaus Copernicus gerechnet. Ihre Freundschaftsbande vereinten sie wohl seit der gemeinsamen Studienzeit in Krakau. Nachdem Wapowski 1505 den Dokortitel in Jura in Bologna erworben hatte und nach einem weiteren längeren Aufenthalt in Italien erhielt er die Stelle eines königlichen Sekretärs. Später arbeitete er die Geschichte des eigenen Landes in Form von „Chroniken“ auf, obgleich sein Hauptbetätigungsfeld die Kartographie blieb. Es ist bekannt, dass Wapowski auf diesem Gebiet mit Copernicus zusammenarbeitete, doch auch der Astronomie schenkte er viel Aufmerksamkeit und verfolgte jahrelang die Ergebnisse der Wissenschaftler. Möglicherweise gehörte er sogar zu den Copernicus nahestehenden Personen, die schon relativ früh von dessen Arbeit an dem neuen heliozentrischen System des Weltalls erfahren haben.

Der in Nürnberg geborene Johann Werner (1468–1522) galt als Kapazität unter den damaligen Mathematikern. Nach dem Studium in Ingolstadt und einem mehrjährigen Aufenthalt in Rom ließ er sich in seiner Heimatstadt nieder, wo er unter dem Einfluss von Johannes Regiomontanus und Bernhard Walter die von ihnen systematisch geführten Beobachtungen der Planeten fortsetzte. Werner verfasste die Abhandlung „Über die Bewegung der achten Sphäre“ (*De motu octavae sphaerae*) und einige andere mathematische Arbeiten, die jedoch erst nach seinem Tod im Jahre 1522 veröffentlicht wurden⁶⁴.

⁶¹ Władysław DUCZKO, Genom Kopernika i księgozbiór astronoma w Uppsalii, in: Warmińska Kapituła Katedralna (wie Anm. 2), S. 31–35, hier S. 33.

⁶² Goran HENRIKSSON, Nicolaus Copernicus's DNA found in Uppsala, in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 2), S. 205–214, hier S. 207–210, und auch die Zusammenfassung, ebd., S. 213–214.

⁶³ GĄSSOWSKI, Badania nad odkryciem grobu (wie Anm. 53), S. 34, Abb. 9.

⁶⁴ Siehe Ludwik A. BIRKENMAJER, Mikołaj Kopernik. Część pierwsza [Nicolaus Copernicus. 1. Teil], Kraków 1900, S. 433–436; Anne BÄUMER, Johannes Werners Abhandlung „Über die Bewegung der achten Sphäre“ (*de motu octavae sphaerae*, Nürnberg 1522), Wolfenbütteler Renaissance-Mitteilungen 12 (1988), S. 49–61.

Der genannte Brief von Copernicus an Wapowski vom 3. Juni 1524 ist keine Antwort auf die von Werner gemachten Einwände, da es nichts dergleichen von Seiten des Nürnberger Astronomen gab. Insofern stellte Copernicus in dem Brief auch keinen Abriss seiner Theorie dar. Ganz im Gegenteil: Er war sehr zurückhaltend bei der Verbreitung seiner eigenen Theorien. Sogar bei der Kritik an der Arbeit Werners verriet er seine Anschauungen über die Bewegung der Erde mit keinem Wort⁶⁵. In dem genannten Brief bezog sich Copernicus nicht auf die sich in Europa verbreitende Meinung, er sei allzu sehr in den astronomischen Anschauungen der alten Griechen verhaftet. Vielmehr gehört sein Schreiben zum wissenschaftlichen Briefwechsel, in dem er in einer Art Rezension des Traktates „Über die Bewegung der achten Sphäre“ begründet, wie die infolge der Präzession vorkommenden Erscheinungen zu erklären sind. Die Veröffentlichung des besagten Traktates weckte unter den Gelehrten wohlwollendes Interesse, wurde jedoch von Copernicus sehr kritisch beurteilt, indem er dem Verfasser Fehler in der Chronologie, ein Durcheinanderbringen der gleichmäßigen und mittleren Bewegung und eine zu weit reichende negative Einschätzung der Errungenschaften der Astronomen des Altertums vorwarf⁶⁶.

Das Original des Briefes von Nicolaus Copernicus an Bernhard Wapowski (*Epistola contra Wernerum*) ging unter unbekanntem Umständen verloren, doch auf Grund der darin enthaltenen Problematik wurde er mehrmals abgeschrieben und verbreitet. Fragmente davon veröffentlichte schon Tycho von Brahe, doch der gesamte Brief wurde trotz der Forderung Pierre Gassendis in der Biographie des Astronomen erst 1854 in der Warschauer Ausgabe der Schriften des Copernicus gedruckt. Heute sind acht Kopien bekannt, davon sind allein drei in Oxford erhalten geblieben. Die Johann-Praetorius-Kopie von 1569 wird heute in Schweinfurt aufbewahrt, die Wiener Kopie stammt von 1575 und die Berliner Kopie wurde wohl nach 1571 gefertigt. Der Text der 1870 in Straßburg während

⁶⁵ Ernst ZINNER, *Entstehung und Ausbreitung der copernicanischen Lehre*, 2. Aufl., durchgesehen und ergänzt von Heribert M. NOBIS und Felix SCHMEIDLER, München 1988, S. 177, 330; Jerzy DREWŃOWSKI, *Mikołaj Kopernik w świetle swej korespondencji* [Nicolaus Copernicus im Lichte des eigenen Schriftwechsels], Wrocław 1978, S. 175; Jerzy DOBRZYCKI, *Drobne pisma astronomiczne* [Die winzige Astronomenschrift], in: *Mikołaj KOPERNIK, Pisma pomniejsze* (Mikołaj Kopernik, *Dzieła wszystkie*, III), red. Andrzej WYCZAŃSKI, Warszawa 2007, S. 3–43, hier S. 4.

⁶⁶ Andrzej KEMPF, *O Kopernikowym Liście o ósmej sferze do Bernarda Wapowskiego* [Zu den copernicanischen Briefen über die acht Sphären an Bernhard Wapowski], *Komentarze Fromborskie* 5 (1973), S. 49–64; DREWŃOWSKI, *Mikołaj Kopernik* (wie Anm. 65), S. 167–177; Edward ROSEN, *Copernicus' Letter against Werner*, in: *Nicholas COPERNICUS, Minor works* (Nicholas Copernicus Complete works. III), ed. by Paweł CZARTORYSKI, Warsaw/Cracow 1985, S. 127–165, hier S. 132–134; DOBRZYCKI, *Drobne pisma astronomiczne* (wie Anm. 65), S. 4, 7.

des französisch-deutschen Krieges vernichteten ältesten Kopie aus dem Jahre 1531 ist anhand der heute verschollenen Abschrift Antoni Makowskis von 1839 bekannt. Glücklicherweise sind zwei Sekundärabschriften verschont geblieben, eine von Leonard Niedźwiedzki (vor 1875) in der Jagiellonischen Bibliothek und eine zweite von 1899, die der Bibliothek in Straßburg anstelle der verlorengegangenen übergeben wurde⁶⁷.

Die sich in der Bibliothek der Sternwarte von Uppsala befindende Abschrift wurde von L. A. Birkenmajer 1897 entdeckt. Diese Kopie ist im Exemplar der zweiten Ausgabe von *De revolutionibus* aus dem Jahr 1566 auf dem vorderen und hinteren Schutzblatt sowie auf der Innenseite des hinteren Umschlags vermerkt⁶⁸. Weder Datum noch Ursprung der Kopie sind bekannt, doch anhand der Schriftanalyse von Birkenmajer wird sie in das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts datiert. Zum gleichen Ergebnis kam Edward Rosen, der die Fertigung der Abschrift für die Zeit nach 1578 annimmt. Diesen Befund bestätigten die Untersuchungen der Kenner der Copernicus-Autographen, insbesondere von Jerzy Drewnowski, der den Brief an Wapowski eingehend analysiert und den Volltext mit seiner polnischen Übersetzung veröffentlicht hat. Owen Gingerich, der weltweit alle Erst- und Zweitausgaben von *De revolutionibus* begutachtet, in Listen erfasst und ihre Provenienz festgestellt hat⁶⁹, konnte ebenfalls keine Spur von der Handschrift des ermländischen Astronomen auf der Kopie ermitteln.

Für Mutmaßungen, dass das Papier, auf dem der Brief geschrieben wurde, von der Hand des Frauenburger Gelehrten berührt worden sei, fehlen demnach jegliche Grundlagen. Die imaginäre Unterschrift „Niklas Koperni“ hingegen, die Gąssowski als Beweis für die Schrift des Astronomen zitiert, hat in Wirklichkeit nichts mit dem von Kopisten notierten Namenszug („Nic[olaus] Copphornic[us]“) zu tun. Insoweit hat M. Kokowski die Mitglieder der Forschergruppe um Gąssowski darauf aufmerksam gemacht, dass ihre Aussagen inhaltlich gegenstandslos seien, und verwahrte sich somit auch entschieden gegen die *sensatio-nelle* Entdeckung Henrikssons. Es bestand also keine Notwendigkeit, ein Foto

⁶⁷ BIRKENMAJER, Mikołaj Kopernik (wie Anm. 64), S.492–509; DREWNOWSKI, Mikołaj Kopernik (wie Anm. 65), S. 167–180; ROSEN, Copernicus' Letter against Werner (wie Anm. 66), S. 127–143; PAWEŁ CZARTORYSKI, Wstęp [Einführung], in: Rękopisy pism pomniejszych Mikołaja KOPERNIKA. Facsimile źródeł (Mikołaj Kopernik, Dzieła wszystkie, IV), red. PAWEŁ CZARTORYSKI, Warszawa/Kraków 1992, S. 11–12; DOBRZYCKI, Drobne pisma astronomiczne (wie Anm. 65), S. 6–7.

⁶⁸ Rękopisy pism pomniejszych (wie Anm. 67), S. 22, 302–307.

⁶⁹ BIRKENMAJER, Mikołaj Kopernik (wie Anm. 64), S. 497–501; ROSEN, Copernicus' Letter against Werner (wie Anm. 66), S. 14; DREWNOWSKI, Mikołaj Kopernik (wie Anm. 65), S. 217–226; OWEN GINGERICH, An Annotated Census of Copernicus' *De Revolutionibus* (Nuremberg, 1543 und Basel 1566), Leiden/Boston/Köln 2002, S. 210–211.

des Ausschnittes der Kopie aus Uppsala und eine Seite mit der Handschrift von Copernicus zum Vergleich zu veröffentlichen oder weitere Diskussionen mit Henriksson zu führen⁷⁰. Die vollständige Uppsalaer Kopie und auch weitere, mit Erläuterungen versehene Schreiben von Copernicus wurden bereits in Form eines Faksimiles von Paweł Czartoryski 1992 in Band IV der Gesammelten Werke von Nicolaus Copernicus veröffentlicht. Henriksson selbst hat übrigens eingeräumt, dass die Sternwarte in Uppsala die englische Version dieses Bandes von P. Czartoryski erhalten hat⁷¹. Diese hat er aber offensichtlich nicht zu Rate gezogen. Hier gilt es noch anzumerken, dass im ursprünglichen Entwurf der Ausgabe der Gesammelten Werke von Nicolaus Copernicus unter den Kopien der Kleinen Schriften des Astronomen solche mit Zusätzen von fremden Händen ausgeschlossen blieben. Schließlich hat sich Czartoryski jedoch dazu durchgerungen, auch diese Materialien in Faksimileform zugänglich zu machen, um Fehlern und Missverständnissen vorzubeugen.

Der Versuch, die DNA von Copernicus aus der in Uppsala aufbewahrten Kopie des Briefes an Wapowski, der erst viele Jahre nach des Astronomen Tod abgeschrieben wurde, zu gewinnen, kann als leuchtendes Beispiel für Absurdität in der wissenschaftlichen Forschung gelten.

Copernicus-Haare in Stöfflers Buch?

Die Recherchen nach genetischem Material, das einen Vergleich mit dem aus den vermeintlichen Copernicus-Gebeinen ermöglichen würde, wurden zwar gebremst, aber Henrikssons Erfindungsgeist gab nicht auf. Seiner Kreativität und seinem Unternehmungsgeist ist es wohl zu verdanken, dass *zufällig* im Stöfflerschen Buch „Haare von Copernicus“ gefunden wurden. Die daraus gewonnene DNA sollten – so der „Entdecker“ – definitiv ihre Zugehörigkeit zu den im Dom zu Frauenburg ausgegrabenen Gebeinen des großen Astronomen bestätigen. Im Folgenden soll der Verlauf weiterer, für die Analysen wichtiger Schritte anhand der veröffentlichten Berichte der Mitglieder der Forschergruppe um Gąssowski, zuvorderst von ihm selbst, nachgezeichnet werden:

Weil es nicht gestattet war, den handgeschriebenen Brief des Nicolaus Copernicus zu untersuchen – auch wenn seine Authentizität gelegentlich in Frage ge-

⁷⁰ Michał KOKOWSKI, O wadliwości argumentacji za ostatecznym odkryciem szczątków Mikołaja Kopernika [Zur mangelhaften Argumentation bei der letzten Suche nach den Gebeinen von Nicolaus Copernicus], Teil 1–2, in: Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika (wie Anm. 6), S. 177–309, hier S. 220–227.

⁷¹ The manuscript of Nicholas Copernicus' Minor works. Facsimiles (Nicholas COPERNICUS, Complete works IV), ed. by Paweł CZARTORYSKI, Warsaw, Cracow 1992, S. 9–12, 21, 302–307; s. HENRIKSSON, Nicolaus Copernicus's DNA (wie Anm. 62), S. 207.

stellt wurde –, hing die Hoffnung, die Talente von Frau Prof. Allen auszunutzen, am seidenen Faden (polnisch: am Haar). [...] Prof. Henriksson erlitt durch den Misserfolg mit dem Copernicus-Brief keinen Zusammenbruch. Er vermutete, dass die Büchersammlung von Nicolaus Copernicus – 22 Bände, die sich in der Bibliothek der Universität Uppsala befinden –, irgendwelches Material enthalten könne, das unseren Forschungen dienen könnte. [...] Für Nicolaus Copernicus interessierte sich in Schweden fast niemand. [...] Die Bücher von Copernicus standen so Jahrhunderte lang in den Regalen, und wahrscheinlich schaute in dieser Zeit niemand hinein. Geschrieben im schwierigen Latein des sechzehnten Jahrhunderts, waren sie im lutherischen Land unverständlich, wo die lateinische Sprache gewöhnlich mit dem verhassten Katholizismus assoziiert wurde. Alles wies darauf hin, dass seit der Zeit, in der die Büchersammlung aufgestellt wurde, kaum jemand darin blätterte. Prof. Henriksson gehört zu den Wenigen, die seit Jahren in den Werken von Copernicus forschten. In der Universitätsbibliothek befindet sich eines seiner Bücher, das nicht in Frauenburg geraubt worden war, sondern auf anderem Weg hierher gelangt ist. Über den früheren Besitz des Buches gab unter anderem eine graphologische Analyse der einstigen Randbemerkungen des Astronomen Auskunft. Entscheidend war freilich ein Vergleich mit dem Brief, von dem bereits die Rede war. Es war das von Johannes Stöffler verfasste Buch *Calendarium Romanum magnum*, herausgegeben 1518 in Oppenheim. [...] Henriksson zufolge nutzte es Copernicus etwa 25 Jahre lang, indem er es Seite für Seite studierte und daraus ein wichtiges Hilfsinstrument für seine Forschungen machte. Dieses hoch spezialisierte Werk konnte nur von einem hervorragenden Mathematiker oder Astronomen genutzt werden. In der Geschichte des Doms zu Frauenburg gab es niemanden außer Nicolaus Copernicus⁷².

Das Zitieren längerer, von den Copernicus-Grabsuchern veröffentlichter Textpassagen erweist sich als notwendig, weil sie nicht nur die Kulisse ihrer wissenschaftlichen Werkstatt aufdecken, sondern auch die Wege zu den Schlussfolgerungen und merkwürdigen Methoden der Empfänger für die Beweisführung ihrer manchmal sehr verblüffenden Thesen zeigen. Zu Beginn sind Äußerungen zu berichten, die Gąssowski in seinen Ausführungen *ex cathedra* verkündet hat. Zunächst geht es um die angebliche Unkenntnis der lateinischen Sprache im 16. Jahrhundert im *lutherischen Land* Schweden. Es sei daran erinnert, dass auch in diesem Land Latein die Sprache der Gelehrten blieb. In allen lutherischen und katholischen Ländern wurden im 17. Jahrhundert Dissertationen in Latein abgefasst. Die Nationalsprachen bahnten sich erst im 18. Jahrhundert mühsam ihren Weg zu den wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Noch im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehörten Lateinkenntnisse zum

⁷² GĄSSOWSKI, Spotkanie z Kopernikiem (wie Anm. 36), S. 93–95.

Bildungskanon eines Wissenschaftlers. Ebenso erstaunt die Behauptung, es habe an der Leserschaft gemangelt, die sich für die Lektüre des Buchnachlasses von Copernicus interessierte⁷³. Ganz im Gegenteil: Die Zahl der Personen, die Bücher und Handschriften des Astronomen suchten, ist im Laufe der Jahrhunderte eher gestiegen. Zuerst pilgerte man ins Ermland und nach Frauenburg, dann wurden in den Büchern und Handschriften des Astronomen in Schweden geblättert. Am Nachlass zeigten sich besonders schwedische, polnische und deutsche Gelehrte interessiert. Ihre Anzahl stieg besonders ab Mitte des 19. Jahrhunderts und hat sich bis zum heutigen Tage auf hohem Niveau gehalten⁷⁴.

⁷³ Auskünfte über das Interesse an Copernicus in Schweden hätten die Verfasser dieser unsinnigen Äußerungen beispielsweise in folgenden Veröffentlichungen finden können: Teresa BORAWSKA, Copernicus i svensk vetenskap och kultur, in: *Slovo* 31 (1986), S. 43–91; DIES., Zur Copernicus Rezeption in Schweden, in: *Das 500jährige Jubiläum der Krakauer Studienzeit von Nicolaus Copernicus*, Kraków 1993, S. 123–140; DIES., Od negacji do akceptacji. Z dziejów recepcji heliocentryzmu w Skandynawii, *Biuletyn Polskiej Misji Historycznej* 4 (2007), S. 17–33, und in der deutschen Fassung: In der Ablehnung bis zur Akzeptanz, *Biuletyn Polskiej Misji Historycznej* 4 (2007), S. 169–184; DIES., Recepcja teorii heliocentrycznej Kopernika w krajach skandynawskich [Rezeption der Theorie des Heliozentrismus in den skandinavischen Ländern], in: *Norwegia-Polska. Norge-Polen. Przeszłość i teraźniejszość. Fortid og nåtid*, red. Emilia DENKIEWICZ-SZCZEPANIAK/Ole Kristian GRIMNES, Toruń 2006, S. 9–21, und in der norwegischen Fassung: Resepjonen av Copernicus' heliosentriske teori i de skandinaviske land, ebd., S. 23–37.

⁷⁴ Die Suche nach Literatur zu den Handschriften und Büchern von Copernicus erleichtert die Bibliografia kopernikowska von Henryk BARANOWSKI, *Bibliografia kopernikowska 1509–1955*, Warszawa 1958; DERS., *Bibliografia kopernikowska II, 1956–1971*, Warszawa 1973; DERS. unter Mitarbeit von Jolanta Goławska, *Bibliografia kopernikowska III, 1972–2001*, Toruń 2003. Daraus seien beispielhaft gewählt: *Sprawozdanie* (wie Anm. 1), S. 94–119; ZINNER, Entstehung und Ausbreitung (wie Anm. 65), S. 404–408; Leonard JARZĘBOWSKI, *Biblioteka Mikołaja Kopernika* [Die Bibliothek von Nicolaus Copernicus], Toruń 1971; Bernhard-Maria ROSENBERG, *Die Bibliothek des Copernicus. Versuch einer Rekonstruktion*, *ZGAE* 36 (1972), S. 134–159; Teresa BORAWSKA, Dawne książki warmińskie w zbiorach bibliotek europejskich [Alte ermländische Bücher in europäischen Bibliotheken], in: *W kręgu stanowych i kulturowych przeobrażeń Europy Północnej w XIV–XVIII wieku*, red. Zenon Hubert NOWAK, Toruń 1988, S. 179–205; DIES., Katalog der ermländischen Handschriften in der Universitätsbibliothek Uppsala, *ZGAE* 44 (1988), S. 95–127; DIES., Nicolaus Copernicus und die Welt seiner Bücher, in: *Grenzüberschreitende Biographien zwischen Ost- und Mitteleuropa*, hg. von Tobias WEGER, Frankfurt am Main 2009, S. 180–207; André GODDU, Copernicus's Annotations. Revision of Czartoryski's "Copernicana", *Scriptorium* 58 (2004), S. 202–226. Die Mitglieder in der Forschergruppe um Gąssowski berufen sich selbst auf die Arbeiten von Ludwik A. BIRKENMAJER, *Stromata Copernicana* [Copernicanisches Allerlei], Kraków 1924 [S. 290–335, vom Vf. hinzugefügt] sowie auf Paweł CZARTORYSKI, *The Library of Copernicus*, in: *Science and History. Studies in Honor of Edward Rosen*, ed. by Paweł CZARTORYSKI [u.a.], Wrocław 1978, S. 355–396. Fehlende Detailkenntnisse über Copernicus bei den

Henriksson galt – wohl dank seiner Überzeugungskraft – lange Zeit als Experte für die Entdeckung der Randbemerkungen des Astronomen, die gleichwohl seit über einem Jahrhundert bekannt waren. Als zumindest fragwürdig erwies sich auch die Gegenüberstellung eines anonymen Textes aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit den Notizen von Copernicus im Kalender Stöfflers und sein Schluss daraus, dass das Buch dem Astronomen gehört habe⁷⁵. Die Bewertung dieser Art von Geschichtsforschung mag dem kundigen Leser überlassen bleiben.

Aus einer weiteren von Gąssowski mitgeteilten Beschreibung der Ereignisse folgt, dass sich W. Duczko und G. Henriksson *mit dem Buch Stöfflers zu M. Allen begaben. Als sie sich das Buch aufmerksam Blatt für Blatt anschauten, trafen sie auf insgesamt neun Haare. Doch nur vier davon waren noch mit Haarwurzeln, ohne die eine Analyse gegenstandslos wäre, ausgestattet*⁷⁶. *Nach ihrer Untersuchung stellte sich heraus, dass zwei Haare einen mitochondrialen Genotypus aufweisen, der mit der DNA aus den Zähnen und Knochen, die aus dem vorläufig zugewiesenen Copernicusgrab (Nr. 13/05) übereinstimmt. [...] Die Identifizierung der Authentizität des Fundes im Dom zu Frauenburg und die Rekonstruktion des Gesichts anhand des Schädels hingen somit an [...] zwei Haaren, [...] die etwa 450 Jahre alt sind*⁷⁷. In einer anderen Veröffentlichung widerspricht sich jedoch J. Gąssowski mit der Angabe, in dem Buch Stöfflers seien zehn Haare gefunden worden⁷⁸.

Ein wenig anders hat Duczko den Verlauf derselben Ereignisse dargestellt: *Am 24. September 2007 begannen Dr. Marie Allen, Dr. Göran Henriksson und ich gemeinsam im Museum Gustavianum, wo Stöfflers Buch ausgestellt ist, die erste Untersuchung des Buches. [...] Das Buch war ordentlich geheftet und an den Stellen, an denen sich für uns interessantes Material befinden sollte, gab es eine relativ enge Seitenbindung. Dr. Henriksson öffnete die Bindung an den für uns interessanten Stellen. Dabei wurde ein Haar gefunden. Es war allerdings nicht das einzige; zwischen den Seiten wurden noch einige weitere gefunden, ehe erkannt wurde, dass das entnommene Material für die weiteren Forschungsarbeiten ausreichend sei. Am 6. Februar 2008 wurden weitere 9 Haare entdeckt, was von dem Danziger Filmemacher Michal Juszcakiewicz dokumentiert wur-*

Mitgliedern der Forschergruppe um Gąssowskis bemängelt schon KOKOWSKI, O wadli-
wości argumentacji (wie Anm. 70), S. 222–226.

⁷⁵ Henriksson wurde vom Leiter der Forschergruppe um GĄSSOWSKI gerade wegen der zu erbringenden Geschichtsforschungen angeworben, *Badania nad identyfikacją grobu Kopernika* (wie Anm. 3), S. 238 f.

⁷⁶ GĄSSOWSKI, *Spotkanie z Kopernikiem* (wie Anm. 36), S. 95.

⁷⁷ Ebd., S. 97.

⁷⁸ GĄSSOWSKI, *Badania nad odkryciem i identyfikacją grobu* (wie Anm. 2), S. 20.

de⁷⁹. Der Initiator der Suche nach „Copernicus’ Haaren“ und ihr eigentlicher „Entdecker“ Henriksson gab in seiner Fassung der Ereignisse ergänzende Einzelheiten an, die in der polnischen Zusammenfassung des englisch geschriebenen Artikels veröffentlicht wurden: *Am 24. September 2007 begannen Marie Allen, Władysław Duczko und der Verfasser in dem Buch nach Haaren zu suchen. Diese ließen sich schnell finden, und Marie Allen musste Tütchen fertigen, um sie zu transportieren, denn sie hatte keine Spezialumschläge dafür bei sich. Da Prof. Henriksson dieses Ereignis für einen historischen Moment hielt, machte er Fotos von den ersten Haaren, die entdeckt worden sind*⁸⁰. In dem englischen Text erklärte Henriksson zudem, dass am 6. Februar 2008 auf Wunsch eines nach Uppsala gereisten polnischen Filmteams begonnen wurde, erneut *das von Copernicus stammende biologische Material* zu untersuchen. Dabei wurden in dem Buch Stöfflers weitere neun Haare gefunden, was auch die Kamera von M. Juszcakiewicz festhielt⁸¹.

Den Suchprozess nach biologischem Material, das eine genetische Identifizierung von Nicolaus Copernicus ermöglichen würde, hat auch M. Allen beschrieben. Sie hob hervor, dass es während der in großem Maßstab geführten Forschungen nicht gelungen sei, Verwandte des Astronomen ausfindig zu machen. Immerhin tat sich die Möglichkeit auf, an einen anderen Typus von Direktproben *des biologischen Materials* zu gelangen, das wahrscheinlich von Nicolaus Copernicus stammte. Sie hob zugleich die Rolle hervor, die in diesem Fall G. Henriksson spielte: *Prof. Göran Henriksson von der Fakultät für Physik und Astronomie der Universität Uppsala verfügt über ein gründliches Wissen zum Thema Copernicus und war beim Auffinden der Proben des unmittelbaren Vergleichsmaterials sehr hilfreich. Er führte eine Analyse der sich in der Bibliothek Carolina Rediviva befindlichen Copernicanischen Sammlung und im Museum Gustavianum in Uppsala durch. [...] Im Gustavianum ist ein von Johannes Stöffler verfasstes Buch Calendarium Romanum magnum aus dem Jahr 1518 ausgestellt, das sich Jahrzehnte lang im Eigentum von Copernicus befand. Trotz der langen Zeit, die seitdem verging, als Copernicus dieses Buch studierte, konnte nicht ausgeschlossen werden, dass es Haare enthielt, die während des häufigen Buchgebrauchs ausgefallen waren. Zwei Mal wurden unabhängige Sichtungen durchgeführt, die einige wurzellose Haare zu Tage förderten. Diese Haare wurden im Museum zu Vergleichszwecken sichergestellt. Nach ihrer sorgfältigen Reinigung wurden sie einer DNA-Analyse unterzogen*⁸².

⁷⁹ DUCZKO, Genom Mikołaja Kopernika (wie Anm. 61), S. 34.

⁸⁰ HENRIKSSON, Nicolaus Copernicus’ DNA (wie Anm. 62), S. 214.

⁸¹ Ebd., S. 211–212.

⁸² Marie ALLEN, Analiza DNA włosów znalezionych w kalendarzu należącym do Mikołaja Kopernika [DNA-Analyse von Haaren aus dem Kalender von Nicolaus Copernicus], in:

Beim aufmerksamen Lesen dieser Textpassagen drängen sich Gedanken auf, die zu den in der wissenschaftlichen Forschung geltenden Elementarprinzipien der kritischen Begutachtung des darzustellenden Quellenmaterials gehören. So hat man vor allem nach Antworten auf die Fragen gesucht, die die äußere Beschreibung der entdeckten Quellen, das Datum und die Umstände ihres Auffindens, ihrer Authentizität sowie die möglichst präzise Bestimmung des Ortes und der Zeit ihrer Entstehung betreffen. In dem konkreten Fall ist nicht einmal die genaue Anzahl der aus dem Buch entnommenen Haare bekannt gegeben worden. Nach Gąssowski waren es nur neun oder zehn Haare, Duczko gab mehr als zehn an, was von Henriksson wiederum bestätigt, von Allen dagegen auf *einige* reduziert worden ist. Der Beschreibung der Ereignisse ist zu entnehmen, dass trotz des sorgfältigen Durchblätterns des Buches vom September 2007 die Sichtung im Februar 2008 wiederholt und dabei sogar noch neun zusätzliche Haare gefunden worden sind. Fragen nach der Sorgfalt und nach der Notwendigkeit einer erneuten Forschung drängen sich auf. Woher kamen die weiteren Haare, die am 6. Februar 2008 unter den Augen eines Filmteams entdeckt wurden, zumal das Buch bereits ein halbes Jahr vorher Seite für Seite aufmerksam durchgesehen worden war⁸³? Wo sind die Hinweise darauf geblieben, dass alle neun Haare über 450 Jahre lang erhalten geblieben sind, wie die zuvor entdeckten vor Jahrhunderten auch vom Haupt des Copernicus gefallen sind?

Es sind weder die Länge noch die Farbe der Haare bekannt. Vor dem Hintergrund, dass Copernicus nachweislich eine Haarfärbemixtur entwickelt hatte, könnte es von besonderem Interesse sein zu erfahren, ob die gefundenen Haare Spuren künstlicher Farbe trugen. Offensichtlich wurde aber kein Versuch unternommen, um diese Frage, die zur Identifizierung der zu erforschenden Gebeine hätte beitragen können, auch nur ansatzweise zu beantworten. Diese Fra-

Badania nad identyfikacją grobu Kopernika (wie Anm. 3), S. 226–235, S. 228 f.; DIES., DNA analysis of shed hairs from Nicolaus Copernicus's calendar, in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 2), S. 215–224, hier S. 216–217, und in polnischer Zusammenfassung, ebd., S. 220–221.

⁸³ GĄSSOWSKI, Spotkanie z Kopernikiem (wie Anm. 36), S. 95. Es ist schwer, den Eindruck los zu werden, dass vor der Kamera nur die Szene gespielt wurde, die die Entdeckung von *neun Haaren des Astronomen* zeigte. In diesem Fall fehlt der Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Forschung. Die Unterschrift unter dem veröffentlichten Bild scheint ebenso darauf hinzuweisen: *Von rechts Prof. Marie Allen, Prof. Göran Henriksson und Prof. Władysław Duczko über einem astronomischen Kalender, der einige Jahrzehnte lang im Besitz des Astronomen war. Die Wissenschaftler finden ein weiteres Haar*, ALLEN, Analiza DNA włosów (wie Anm. 82), S. 231. Dem Betrachter des Bildes drängt sich der Eindruck auf, dass das offene Buch Stöfflers vor den ausfallenden Haaren der drei Professorenköpfe ungeschützt blieb. Die Hände der Wissenschaftler sind auf dem Bild freilich mit Handschuhen bedeckt.

gen sind aber von wesentlicher Bedeutung, weil sie eng mit den Feststellungen K. Piaseckis im Zusammenhang mit der anthropologischen Analyse des Schädels aus dem Grab 13/05 verbunden sind, denn der Verstorbene aus dem Grab *hatte dunkles, von dunkelbraun bis ins Schwarze gehendes Haar mit einer Neigung zur Wellenförmigkeit*⁸⁴.

Ein eigenes Problem besteht in der These der Entdecker, die Haare stammten aus der Zeit von Copernicus, weil unbekannt ist, auf welcher Grundlage diese Feststellung beruht. Untersuchungsergebnisse, die das Alter des Fundes zum Gegenstand gehabt hätten, wurden nämlich nicht veröffentlicht. Welche Beweggründe könnten die Forschergruppe um Gąssowski geleitet haben, dies zu unterlassen? Bei der Suche nach Antworten auf die oben aufgeworfenen Fragen sollten also mögliche Motivationen erwogen werden, von denen sich die Mitglieder der Forschergruppe leiten ließen. Vielleicht nahmen die Forscher um Gąssowski *a priori* an, dass die in dem Werk von Stöfflers entdeckten Haare von Copernicus stammen müssen, da kaum sonst jemand während dieser lange zurückliegenden Zeit das Buch benutzt haben konnte. Angesichts einer solchen Annahme wäre zu untersuchen, ob die dem Astronomen gehörenden und nach seinem Tod verpackten Bücher bis zu ihrem Verbringen nach Schweden tatsächlich unberührt geblieben sind. Lagen die danach in Sonderregale der Bibliothek Uppsala verbannten Bücher auch dort Jahrhunderte lang wirklich unberührt? Denn nur unter solch idealen Bedingungen könnten Haare von Copernicus zwischen den Seiten des Bandes verborgen geblieben sein. Erinnerung sei an dieser Stelle an das lateinische Sprichwort *habent sua fata libelli*, das sich auch im Falle der Bibliothek von Nicolaus Copernicus in Anbetracht der Wanderung des Stöfflerschen Kalenders in die Hände neuer Besitzer oder Leser bestätigt.

Das im Jahre 1518 veröffentlichte Werk Johannes Stöfflers *Calendarium romanum magnum* entstand als Reaktion auf die Bulle Leos X., die die Universitäten und Gelehrten aufforderte, ihre Gutachten zu der auf dem Laterankonzil von 1512 vorgelegten Korrektur des Julianischen Kalenders darzulegen. Es ist bekannt, dass auch Copernicus dieser Aufforderung schriftlich nachkam. Der vollständige Druck des Kalenders bestand aus zwei Teilen. Der erste Teil enthielt die Abhandlung Stöfflers samt einem Entwurf und einer historischen Begründung der Kalenderkorrektur. In dem zweiten Teil folgt der gültige Kalender mit weit über hundert Berechnungen und Zeichnungen für Sonnen- und Mondfinsternisse der Jahre 1518–1573 nach dem *Abacus regionum* mit einer Zusammenstellung der geographischen Längen und Breiten vieler Städte Europas, geordnet nach Ländern und Provinzen. Im ersten Teil fehlen die Notizen. Es gibt jedoch zahlreiche markierte Absätze, Unterstreichungen, Druckfehlerkorrek-

⁸⁴ GĄSSOWSKI, Badania archeologiczne (wie Anm. 50), S. 38.

turen mit Tinte und mit dickem Bleistift, die von fremder Hand vorgenommen worden sind. Im zweiten Teil hat Copernicus selber Druckfehler korrigiert und kleine Bemerkungen eingetragen. Die Mehrzahl der Notizen des Astronomen befindet sich jedoch bei den Zusammenstellungen und Zeichnungen der Sonnen- und Mondfinsternisse. Birkenmajer zufolge nutzte Copernicus das *Calendarium* schon 1518 und nahm es mit auf Reisen durchs Land⁸⁵.

Die von Copernicus unter dem 6. April 1540 und dem 20. August 1541 notierten Beobachtungen von Sonnen- und Mondfinsternissen fanden während des Aufenthaltes von Georg Joachim Rheticus im Ermland statt. Mit Rheticus zusammen blätterte auch Heinrich Zell die Arbeit von Stöffler durch. Die Freunde des Astronomen Tiedemann Giese, Alexander Sculteti, Georg Donner und sogar Hildebrand Ferber lasen darin sogar noch früher als diese. Nach dem Tod von Copernicus übergaben die Testamentsvollstrecker Dietrich von Reden, Leonhard Niederhof, Georg Donner und Michael Loitz das Buch gemäß dem letzten Willen des Verstorbenen und nach genauer Durchsicht zusammen mit den anderen Büchern des Astronomen der Domkapitelbibliothek. In einem speziell eingerichteten Leseraum nutzten den Kalender nicht nur Kanoniker. Er wurde auch von Frauenburg besuchenden Liebhabern der Astronomie und Kennern des Werkes von Copernicus durchgeblättert. An dieser Stelle seien exemplarisch nur ein Beauftragter Tycho von Brahes, Reisende aus Königsberg oder Ioannes Broscius genannt. Zusätzliches Interesse erweckten wohl auch Arbeiten an der Korrektur und der Einführung des Gregorianischen Kalenders von 1582.

Es schauten also im Laufe der Jahre nicht nur Kanoniker, sondern auch viele andere Personen in das Buch hinein⁸⁶. Ein weiteres Mal wurde das *Calendarium* 1567 von jenen durchgeblättert, die die Dombibliothek ordneten, wie z. B. Johann Langanus (gest. 1567), der auf das Titelblatt das Exlibris *Liber Bibliothecae Warmiensis* setzte. Die nächste Inventur der Frauenburger Büchersammlung erfolgte bereits 1598⁸⁷.

Obwohl das weitere Schicksal des Kalenders weitgehend unbekannt ist, weiß man doch so viel, dass das Buch wohl im Jahre 1626 zusammen mit anderen

⁸⁵ BIRKENMAJER, Mikołaj Kopernik (wie Anm. 64), S. 318, 546–556; CZARTORYSKI, The Library of Copernicus (wie Anm. 74), S. 372, Nr 18; Regesta Copernicana (wie Anm. 1), S. 194, sowie nach S. 160 Bild 14–15.

⁸⁶ Darauf aufmerksam gemacht wurde die Forschergruppe um Gąssowskis bereits von Arkadiusz SOŁTYSIĄK, Wskaźnik interpretacyjny w archeologii na przykładzie cranium 13/05 z Fromborka [Deutungsanzeiger in der Archäologie am Beispiel des Schädels 13/05 aus Frauenburg], in: Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika (wie Anm. 6), S. 31–44, S. 39.

⁸⁷ Franz HIPLER, Analecta Warmiensia. Studien zur Geschichte der ermländischen Archive und Bibliotheken, ZGAE 5 (1874), S. 316–488, hier S. 375.

Werken von Schweden in Frauenburg gesichtet, verpackt und übers Meer verschifft worden ist. In Stockholm wurde die erbeutete Bibliothek des ermländischen Domkapitels zusammen mit anderen Büchern des Copernicus erneut einer genauen Prüfung unterzogen. Das *Calendarium romanum magnum* wurde nicht explizit verzeichnet, was freilich nicht bedeuten muss, dass das Werk damals verloren gegangen ist. Es wurden nämlich alle Bände dokumentiert, und manche, die besonders begehrt waren, gingen sogar ohne Vermerke in fremde Hände über. Die Mehrzahl der Bücher übergab man allerdings der Bibliothek von Uppsala. Der erste Nachbesitzer des Kalenders ist nicht bekannt. Auf alle Fälle gelangte der Kalender nacheinander in die Hände der Professoren für Astronomie Eric Burman (1692–1729) und Olof Hjorter (1696–1750), des Schwagers von Anders Celsius (1701–1744). Schließlich ging das Buch als ein Bestandteil der Sammlung Hjorters in die Bibliothek der Sternwarte in Uppsala ein und diente mehreren Generationen von Wissenschaftlern dieser Institution, wie z. B. Carl Charlier, Bertil Lindblad oder Knut Lundmark.

Nach jahrelanger Recherche hat Birkenmajer das Exemplar im Jahre 1897 dank der Hilfe des schwedischen Astronomen Nils Christofer Dunér (1839–1914) wiederentdeckt. Damals wandte sich auch die Krakauer Akademie der Gelehrsamkeit an die Leitung der Sternwarte in Uppsala mit der Bitte, ihr das Buch zuzuschicken. Daraufhin wurde das *Calendarium* nach sorgfältiger Prüfung verpackt und im April 1898 nach Krakau übersandt. Dort wurde der Inhalt des Buches vom Direktor der Sternwarte der Jagiellonischen Universität, Franciszek Karliński (1830–1906), und sicher auch von anderen Interessierten inspiziert.

Übrigens untersuchte Birkenmajer das Buch besonders sorgfältig. Die von ihm damals gefertigte eingehende Beschreibung des Zustands des Werks weist nach, dass es vor ihm viele Leser in den Händen gehalten hatten. Das *Calendarium* war damals in einen braunen Ledereinband mit eingedruckten Blumen- und geometrischen Figuren auf Pappe eingebunden. Reste zweier Riemenpaare zeigten an, dass sie einst zum Zubinden des Buches gedient hatten. In die Mitte des inneren Vorderblattes des Umschlags wurde die alte Signatur *Coll. Hjort. G I 51* und auf antefolium recto die Inschrift mit der Dunérschen Hand *Tillhör astronomiska Observatoriet i Uppsala* platziert. Die rechte untere Ecke der Titelseite wurde abgeschnitten. Dort hatte sich wohl das Exlibris des ehemaligen Besitzers befunden. Daneben erhielt sich die Unterschrift *E. Burman*⁸⁸. Nach der Untersuchung wurde das Buch verpackt und nach Uppsala zurückgeschickt. Nach dem Auspacken und der Überprüfung des Zustandes stellte Dunér das Werk Stöfflers wieder ins Regal der Bibliothek der Sternwarte, wo es weiterhin den Astronomen und interessierten Lesern diente.

⁸⁸ BIRKENMAJER, Mikołaj Kopernik (wie Anm. 64), S. 546–556.

Im Sommer 1911 wurde das *Calendarium* erneut gründlich von Mitgliedern einer dank der Bemühungen der Krakauer Akademie der Gelehrsamkeit nach Schweden gesandten wissenschaftlichen Expedition analysiert. Dazu gehörten Eugeniusz Barwiński, Jan Łoś, Ludwik A. Birkenmajer und sein Sohn Alexander sowie auch der mit ihnen zusammenarbeitende schwedische Bibliothekar Isak Collijn⁸⁹. Im Rahmen der folgenden Bestandsaufnahme durch dortige Bibliothekare wurde am Fuß des Titelblattes ein Stempel mit dem Aufdruck *Uppsala Universitets Astronomiska Observatorium* gesetzt. Im Jahre 1938 inspizierte Jeremi Wasiutyński den Kalender und 1942 die Mitglieder einer deutschen Kommission um Hans Schmauch und Johannes Papritz. Damals entstanden viele Fotos von den Randnotizen des Werkes. Zur gleichen Zeit interessierte sich auch Henrik Sandblad, einer der verdienstvollsten schwedischen Copernicus-Spezialisten, für das Buch. Er verfasste einige Arbeiten über die Rezeption des Heliozentrismus in den skandinavischen Ländern und die Biographie des Frauenburger Astronomen von 1960. Von Sandblad kam wohl auch 1966 der Vorschlag, im Zusammenhang mit den Vorbereitungen zum copernicanischen Jahrestag 1973 das Buch Stöfflers zu restaurieren und neu binden zu lassen. Bei dieser Gelegenheit wurden aus dem Einband die dort eingeklebten Texte und Vermerke entfernt und als Xerokopien in das Buch eingelegt⁹⁰.

Das näher rückende copernicanische Jubiläum verursachte einen immensen Interessenzuwachs an der Person des Astronomen. Daher fuhren viele Forscher nach Schweden und suchten nach Spuren von Copernicus. Zu ihnen gehörte vor allem Owen Gingerich, der für seine Aufzeichnungen der Erstausgaben von *De revolutionibus* das Exemplar des Kalenders eingehend untersuchte und fotografierte. Im Rahmen der Vorbereitungen für die geplante Arbeit über die Büchersammlung von Copernicus weilte Leonard Jarzębowski in Uppsala und arbeitete das Werk Stöfflers durch, notierte seinen Inhalt und fertigte sogar Abrisse des bereits verbesserten Einbandes. In seiner Veröffentlichung zeigt er eine Fotokopie des Titelblattes⁹¹. Im Jahre 1968 arbeitete in Schweden auch Marian Biskup, der das Material für eine großzügig geplante Abhandlung über das Leben und die Tätigkeit von Copernicus sammelte⁹². Bei der Analyse der Korrespondenz und verschiedener erhaltener Unterlagen studierte er besonders sorgfältig die von Copernicus im *Calendarium romanum magnum* hinterlassenen Notizen.

⁸⁹ Sprawozdanie (wie Anm. 1), S. 114–115, Nr. 180.

⁹⁰ Kopernikus-Forschungen, hg. von Johannes PAPRITZ/Hans SCHMAUCH, Leipzig 1943. Die Rückgabe des in der Universitätsbibliothek zu Uppsala restaurierten Buches und von 11 Kopien bestätigte ein beigefügtes Schreiben an die Sternwarte vom 1. 12. 1966.

⁹¹ JARZĘBOWSKI, Biblioteka Mikołaja Kopernika (wie Anm. 74), S. 41–42.

⁹² Marian BISKUP, Kwerenda w kopernikanach szwedzkich [Suche nach schwedischen Copernicana], KHNT 13 (1968), Nr. 3, S. 747–750.

In seinem Auftrag und für künftige Veröffentlichungen wurden erneut Fotos von einigen Seiten des Kalenders mit Notizen von Copernicus aufgenommen⁹³. Im gleichen Zeitraum liefen bereits Vorbereitungen für die Herausgabe der gesammelten Werke des Copernicus, in deren Rahmen einige Male Paweł Czartoryski und die Mitglieder seiner Forschergruppe in Schweden weilten⁹⁴. In der damaligen ersten Forschungsphase konzentrierte Czartoryski seine Aufmerksamkeit auf die copernicanische Büchersammlung, blätterte daher mehrfach im *Calendarium* und analysierte die von Copernicus hinterlassenen handschriftlichen Notizen. Er fertigte eine sehr genaue Beschreibung des Werkes und seines Erhaltungszustandes an, die er in sehr verkürzter Form in seiner Veröffentlichung abdruckte⁹⁵.

Im Hinblick auf die Feierlichkeiten zum copernicanischen Jahrestag gaben die Behörden der Universität Uppsala ihre Zustimmung, dass die Büchersammlung des Astronomen im Jahre 1973 nach Polen übersandt werden durfte. Im Rahmen dieser Versendung wurde das Werk Stöfflers eingepackt und nach Thorn geschickt, wo die Bibliothekare sorgfältig den Zustand des Werkes überprüften, um es anschließend in einem Schaukasten zu präsentieren. Anschließend ging das *Calendarium romanum magnum* zusammen mit anderen Büchern aus Uppsala auf die Reise nach Warschau, wo sie wiederum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Bei der Gelegenheit wurde von der Sammlung unter Einschluss des Kalenders Mikrofilme angefertigt. Danach kehrte das gewissenhaft verpackte Buch in die Sternwarte nach Uppsala zurück⁹⁶. Hier fand es weiterhin das Interesse der Bibliothekare und Leser. Bekannt ist, dass 1977 Nils Olander das *Calendarium* intensiv untersucht und eine Abhandlung über die in der Sternwarte befindlichen Altdrucke verfasst hat. Das Werk Stöfflers nutzte auch Professor Józef Trypućko im Zuge seiner Forschungen zur Erstellung eines Verzeichnisses der ermländischen Bücher in schwedischen Sammlungen. Ihm folgte in den Jahren 1981–1983 und noch einige Male später Teresa Borawska. Auch der Verfasser dieser Zeilen hatte 1983 zweimal die Gelegenheit, die ausgestellten Seiten des Stöfflerschen Kalenders zu betrachten. Damals erhielt er auch

⁹³ Notizen aus dem *Calendarium* ermöglichen es, astronomische Beobachtungen von Copernicus zu datieren. Daher berief sich M. Biskup auch mehrmals auf die einzelnen Seiten des Werkes von Stöffler, siehe: Regesta Copernicana (wie Anm. 1), S. 8 und Fußnote, siehe auch die Nr. 240, 249, 273, 302–303, 340, 357, 360, 416, 436, 470 und die Bilder 14–15 nach S. 160.

⁹⁴ KOKOWSKI, O wadliwości argumentacji (wie Anm. 70), S. 222–225.

⁹⁵ CZARTORYSKI, The Library of Copernicus (wie Anm. 74), S. 355–396, hier S. 372, Nr. 18.

⁹⁶ Marian BISKUP, Wystawa księgozbioru uppsalskiego Mikołaja Kopernika w Toruniu [Ausgestellte Bücher von Nicolaus Copernicus aus Uppsala in Thorn], KHNT 19 (1974), S. 625–630.

Kopien von ausgewählten Seiten für die Schriftbestimmung. Ende 2003 nutzte André Goddu das Buch, um einige Feststellungen von Czartoryski zu korrigieren⁹⁷. Schließlich fand 2001 das Buch von Stöffler im Museum Gustavianum seinen Platz, wo es von den Professoren G. Henriksson, M. Allen und W. Duczko in den Jahren 2007 und 2008 hervorgeholt wurde, um die „Haare von Copernicus“ zu ermitteln.

Die zahlreichen Hände, die das *Calendarium* durchlaufen hatten, dürften hinreichend die methodische Schwäche bei der Suche nach biologischen Überresten von Copernicus verdeutlicht haben. Die Mitglieder der Forschergruppe um Jerzy Gąssowski glaubten an ihre Entdeckung und wollten davon wohl unbedingt einen Beweis erbringen. *Sie vergaßen jedoch, dass in der Wissenschaft der Glaube alleine noch weniger wiegt als nichts*, wie Jerzy Sikorski selbst zutreffend bemerkt hat⁹⁸.

Haben DNA-Untersuchungen die Authentizität der mutmaßlichen Gebeine von Copernicus bestätigt?

Detaillierte DNA-Analysen gehen über den Kompetenzbereich eines Historikers hinaus. Daher können wir nur den Gedankengängen und Schlussfolgerungen der Experten auf diesem Gebiet vorsichtig folgen, um eine Vorstellung davon zu entwickeln, ob oder inwieweit sie bei einer Problemlösung wie bei der erörterten Grabsuche helfen können. Wiesław Bogdanowicz hat 2008 Untersuchungsergebnisse des Labors des Museums und des Institutes für Zoologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften bekannt gemacht⁹⁹. Analysiert wurde ein Zahn aus dem Schädel von Grab 13/05 im Dom zu Frauenburg, und von der Testprobe M 1934 wurde ein Haplotyp mit DNA festgestellt. Neben dem in dem veröffentlichten Text fehlenden Datum der durchgeführten Untersuchung versetzte die Tatsache in Erstaunen, dass die Analysen in zwei unabhängigen Laboren von zwei voneinander unabhängigen Forschergruppen durchgeführt wurden, und zwar ohne Nennung der zweiten Institution. Die beiden Labore stellten einen erheblichen Zerstörungsgrad des genetischen Materials fest, was vermuten lässt, dass dieses mehrere Jahrhunderte alt sein dürfte. Eine genaue Datierung war aber bei dem Zerstörungsgrad der DNA nicht möglich¹⁰⁰.

⁹⁷ GODDU, Copernicus's Annotations (wie Anm. 74), S. 202–226.

⁹⁸ Siehe SIKORSKI, Lokalizacja miejsca pochówku (wie Anm. 14), S. 61.

⁹⁹ Wiesław BOGDANOWICZ, Analiza DNA uzyskana z czaszki z grobu 13/05 w katedrze we Fromborku [DNA-Analyse vom Schädel aus Grab 13/05 im Dom zu Frauenburg], in: Badania nad identyfikacją grobu Kopernika (wie Anm. 3), S. 204–211.

¹⁰⁰ Ebd., S. 208.

Noch mehr überraschen weitere Schlussfolgerungen in dem Zusammenfassung: Der erhaltene Haplotyp wurde sowohl in den Zähnen als auch in den Skelettknochen festgestellt, was die Zugehörigkeit zu ein und derselben Person bestätigt¹⁰¹. Freilich ist es nicht bekannt, auf welche Weise ein derartiges Ergebnis zustande kam, da Bogdanowicz die Zahnanalyse veröffentlicht hat. Die weiteren Erkenntnisse der Untersuchung geben ebenso viele Rätsel auf: Die Analyse der Kernmarker gestatteten die Feststellung, dass die untersuchten Gebeine von einem Mann kaukasischer Herkunft stammen¹⁰². In seinem Artikel publizierte Bogdanowicz jedoch keine derartigen Ergebnisse, sondern einzig und allein nur die aus einem analysierten Zahn mt-DNA. Die nächste vage Feststellung, dass *das erzielte genetische Profil (mt-DNA-Domänen HVRI und HVRII) [...] für einen Bürger Thorns aus dem 15./16. Jahrhundert zuzutreffen scheint*¹⁰³, scheint Wunschdenken entsprungen zu sein, weil jeglicher Zusammenhang mit den durchgeführten Untersuchungen fehlt. Die Lektüre der gerade vorgestellten Publikation vermittelt den Eindruck, als habe Bogdanowicz in der Zusammenfassung seines Artikels in großem Umfang auch Ergebnisse einer anderen Forschergruppe ausgewertet.

Erste Zweifel werden immerhin in dem von Wiesław Bogdanowicz und Marta Gajewska veröffentlichten Text von 2010 angedeutet. Es stellte sich nämlich heraus, dass die Fragmente des im Frauenburger Dom geborgenen Skeletts Ende Juni 2006 nach Warschau gebracht worden waren. *Einen Monat später* begutachteten Mitarbeiter des Warschauer Labors *gemeinsam mit Kollegen aus dem Institut für Forensische Expertisen (Gerichtsexpertisen) in Krakau* den Fund und entnahmen für die genetische Untersuchung Proben aus einem der Backenzähne und aus einem Schenkelknochen¹⁰⁴. Die Veröffentlichung gibt zwar keine neuen Einzelheiten der durchgeführten Analyse bekannt. Aus den Schlussfolgerungen ergibt sich aber, dass die erhaltenen mt-DNA-Sequenzen es ermöglicht haben, den Haplotyp zu bestimmen, also für die Person, zu der das im Dom gefundene Skelett gehört, eine spezifische „Visitenkarte“ zu erstellen¹⁰⁵. Die genetischen Prüfungen im Labor des Museums und Instituts für Zoologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau führten allerdings weder zur Altersbestimmung zum Zeitpunkt des Todes noch zur Identifizierung des Verstorbenen. Trotz der Erstellung eines genetischen Profils konnte nicht eindeutig fest-

¹⁰¹ Ebd., S. 208.

¹⁰² Ebd., S. 208.

¹⁰³ Ebd., S. 208.

¹⁰⁴ Wiesław Bogdanowicz/Marta GAJEWSKA, *Warszawskie badania szczątków z grobu 13/05* [Warschauer Forschungen an den Überesten aus Grab 13/05], in: *Grób Mikołaja Kopernika* (wie Anm. 2), S. 185–193, hier S. 185.

¹⁰⁵ Ebd., S. 188–189.

gelegt werden, dass die Gebeine, von denen die DNA stammte, tatsächlich zu Nicolaus Copernicus gehören¹⁰⁶.

Im Jahre 2008 publizierten Wojciech Branicki und Tomasz Kupiec vom Institut für Forensische Expertisen in Krakau ihre Forschungsergebnisse¹⁰⁷. Zwar kennen wir auch in diesem Fall kein Datum der Analyse, doch lässt sich annehmen, dass sie 2006 stattgefunden hat, entweder früher oder beinahe zeitgleich mit der der Warschauer Forschergruppe, da Bogdanowicz ihre Resultate bereits gekannt hat¹⁰⁸. Im Krakauer Labor wurden damals Fragmente des Oberschenkelknochens und ein Backenzahn untersucht, von denen man glaubte, sie stammten von Nicolaus Copernicus¹⁰⁹. Die durchgeführte Analyse der Kern-DNA-Sequenz ergab lediglich im Fall des Zahnes ein positives Ergebnis. Der Oberschenkelknochen war erheblich weiter mineralisiert¹¹⁰. Die Prüfung der DNA-Kernmarker aus dem Zahn bestätigten, dass die untersuchten Gebeine zu einer männlichen Person gehörten. Das so gekennzeichnete DNA-Profil kann allerdings von dem im Identifiler-Set enthaltenen Genloci nur in dem Fall für Vergleichszwecke genutzt werden, wenn irgendwann biologisches Material von Copernicus wie z.B. Blut gefunden werden sollte¹¹¹. *Selbst das aus dem Zahn gewonnene DNA-Profil gestattet im Bereich polymorpher, auf dem Y-Chromosom lokalisierter Sequenzen vom Typ STR [...] Verwandtschaftsanalysen durchzuführen, die die angenommene Abstammung der Gebeine des Astronomen bestätigen könnte, wenn Vergleichsmaterial zu gewinnen wäre, das von einem Verwandten aus der väterlichen Linie von Nicolaus Copernicus stammte*¹¹². *Schließlich erlauben die Untersuchungen der HV1 und HV2 Bereiche der mitochondrialen DNA [...] einen Haplotyp mt-DNA zu bestimmen. Diese Daten könnten für die Verwandtschaftsanalyse genutzt werden, wenn Vergleichsmaterial von einem Copernicus-Verwandten mütterlicherseits entnommen wird*¹¹³.

In einem 2010 publizierten Artikel haben Branicki und Kupiec die gesammelten Ergebnisse ihrer Forschungen vorgestellt¹¹⁴. Demnach wurde das volle

¹⁰⁶ Ebd., S. 189.

¹⁰⁷ Wojciech BRANICKI/Tomasz KUPIEC, Badania genetyczne domniemanych szczątków Mikołaja Kopernika, in: Badania nad identyfikacją grobu Kopernika (wie Anm. 3), S. 212–225.

¹⁰⁸ Siehe BOGDANOWICZ, Analiza DNA (wie Anm. 99), S. 208.

¹⁰⁹ BRANICKI/KUPIEC, Badania genetyczne (wie Anm. 107), S. 212.

¹¹⁰ Ebd., S. 218.

¹¹¹ Ebd., S. 218.

¹¹² Ebd., S. 220.

¹¹³ Ebd., S. 220–222.

¹¹⁴ Wojciech BRANICKI/Tomasz KUPIEC, Krakowskie badania nad szczątkami Mikołaja Kopernika, in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 2), S. 195–204.

DNA-Profil erzeugt. Dagegen belegen die zusätzlichen Kern-DNA-Analysen das Vorkommen *des C/C-Genotyps, der nach früher durchgeführten Forschungen bei 83% der Menschen vorkommt, die eine blaue Irisfarbe haben*¹¹⁵. Im Text des Artikels haben die Verfasser die Formulierung *mutmaßliche Gebeine des Nicolaus Copernicus* gebraucht. Insoweit verblüfft dort am Schluss die unvermittelte Wendung *der beschriebene Fall der Untersuchung der Gebeine von Nicolaus Copernicus*, weil zuvor keinerlei Argumente dafür vorgebracht worden sind. Auch der suggestiv formulierte Titel des Aufsatzes „Die Krakauer Untersuchungen an den Gebeinen Nicolaus Copernicus“ ist weitgehend irreführend und insofern unzulässig, da die Analysen ausschließlich Gebeine anonymer Personen betrafen. Auch in späteren Veröffentlichungen benutzten Branicki und Kupiec wiederum Formulierungen wie *Gebeine aus dem Grab 13/05, die zu identifizierende Person, mutmaßlicher Schädel des Nicolaus Copernicus* oder auch *eine Hypothese, dass die im Grab 13/05 gefundenen Gebeine unserem großen Astronomen gehören*¹¹⁶.

Da die Analysen der Kern-DNA-Marker nur im Krakauer Labor erstellt und nicht von anderen Forschern überprüft wurden, sollten Historiker mit den von Branicki und Kupiec gezogenen Schlussfolgerungen vorsichtig umgehen. Möglicherweise unterhielten die beiden Forscher während der andauernden Laboruntersuchungen engen Kontakt mit Uppsala, da sie die abwegige Theorie von Göran Henriksson unterstützten, Copernicus habe angeblich sein Blut auf der Kopie eines Briefes hinterlassen. Tatsache ist aber, dass die fragliche Abschrift erst nach dem Tod des Astronomen von einer anonymen Person gefertigt worden ist. Dagegen müssen wir das wissenschaftlich fundierte Ergebnis des Krakauer Labors hinsichtlich der Farbestimmung der Iris mittels genetischer Untersuchungen hervorheben. Die im Krakauer Labor festgestellte blaue Augenfarbe des Verstorbenen dürfte allerdings ein sicherer Beweis dafür sein, dass die geborgenen Gebeine mit Copernicus nichts zu tun haben können und einer anderen Person zuzuordnen sind, denn für die dunkle Augenfarbe von Nicolaus Copernicus verbürgen sich sowohl Gąssowski, Piasecki als auch Zajdel. Ihre diesbezügliche Kenntnis gewannen sie aus den erhaltenen Portraits des Astronomen¹¹⁷. Im Ergebnis müssen wir den Genetikern aus Krakau zu-

¹¹⁵ Ebd., S. 199.

¹¹⁶ Wojciech BRANICKI/Tomasz KUPIEC, Analiza markerów DNA jądrowego w szczątkach grobu 13/05, in: Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika (wie Anm. 6), S. 27–28; Tomasz KUPIEC/Wojciech BRANICKI, Zastosowanie analizy mitochondrialnego DNA do identyfikacji szczątków ludzkich z grobu 13/05, in: Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika (wie Anm. 6), S. 29–30.

¹¹⁷ *Zum Glück liefert uns die Kunstgeschichte eine Möglichkeit, die erhaltenen realistischen Portraits von Copernicus zu analysieren. Sie zeigen übereinstimmend, dass Copernicus*

stimmen, dass zwar eine Analyse der hoch differenzierten Kernmarker möglich war, aber deren Plausibilität hat sich wegen des Mangels an entsprechendem Vergleichsmaterial als gering herausgestellt¹¹⁸.

Für weitere genetische Untersuchungen hätte von daher ein festgelegtes mt-DNA-Profil eine grundlegendere Bedeutung gehabt, weil die Ergebnisse der beiden polnischen Labore und auch der im Labor der Rudbeck-Universität Uppsala von Marie Allen durchgeführten zusätzlichen Kontrollanalysen am entnommenen Zahn, der Wirbel und an den Fragmenten der beiden Oberschenkelknochen hätten bestätigt werden können¹¹⁹. Angesichts des Mangels an biologischem Vergleichsmaterial war deshalb weiterhin nicht zweifelsfrei zu klären, ob die Gebeine mit dem untersuchten mt-DNA-Profil aus dem Grab 13/05 tatsächlich Copernicus gehören. Die Suche nach dem Grab des ermländischen Bischofs Lucas Watzenrode¹²⁰ blieb ebenso erfolglos wie die nach den Gebeinen der anderen Verwandten des Astronomen¹²¹. Überraschenderweise stellte sich danach heraus, dass es möglich war, an Proben *des direkten biologischen Materials* zu kommen, das nach Meinung der Entdecker wahrscheinlich von Copernicus stammte. Zu solch aufsehenerregender Schlussfolgerung kamen die Wissenschaftler aus Uppsala, indem sie die zufällig in Stöfflers Buch *Calendarium romanum magnum* gefundenen Haare als die von Copernicus *qualifizierten*¹²². Die Laborforschungen führte Marie Allen durch und erzielte für vier der Haare DNA-Sequenzen von hoher Qualität, doch im Fall von zweien wurden sich

dunkle Augen und dunkle Haare hatte. Sapienti sat! Damit endete die Diskussion, GAŚSOWSKI, Spotkanie z Kopernikiem (wie Anm. 36), S. 112–113.

¹¹⁸ KUPIEC/BRANICKI, Zastosowanie analizy mitochondrialnego DNA (wie Anm. 116), S. 29.

¹¹⁹ ALLEN, Analiza DNA włosów (wie Anm. 82), S. 230–232.

¹²⁰ Jerzy SIKORSKI, Praktyka pochówków biskupich w katedrze we Fromborku oraz kwestia grobu Łukasza Watzenrodego, wuja Mikołaja Kopernika [Die Praxis der Bischofsbestattungen in der Kathedrale von Frauenburg im Zusammenhang mit der Suche nach dem Grab von Lucas Watzenrode, dem Onkel von Nicolaus Copernicus], in: Badania nad identyfikacją grobu Kopernika (wie Anm. 3), S. 134–155; Tomasz WĘCŁAWOWICZ, Poszukiwanie grobu biskupa Watzenrode. Krypta biskupia – stan badań i nowe pytania badawcze [Die Suche nach dem Grab des Bischofs Watzenrode. Die bischöfliche Krypta – Stand der Forschung und neue Forschungsfragen], in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 2), S. 161–183.

¹²¹ Joanna JENDRZEJEWSKA / Anna STACHOWSKA, Genealogia żeńskiej linii krewnych Mikołaja Kopernika – charakterystyka i stan badań, in: Badania nad identyfikacją grobu Kopernika (wie Anm. 3), S. 66–133; Joanna JENDRZEJEWSKA / Anna STACHOWSKA, Genealogia mitochondrialna Mikołaja Kopernika, in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 2), S. 129–159; Krzysztof MIKULSKI / Joanna JENDRZEJEWSKA / Anna STACHOWSKA, Przodkowie i najbliżsi krewni Mikołaja Kopernika oraz ich żeńskie potomstwo, in: Tajemnica grobu Mikołaja Kopernika (wie Anm. 6), S. 25–26.

¹²² HENRIKSSON, Nicolaus Copernicus's DNA (wie Anm. 62), S. 205–214.

voneinander unterscheidende mt-DNA-Profile vermerkt. Und keines von ihnen stimmte mit dem für den Zahn und für die Knochen kennzeichnenden mt-DNA-Profile überein. In zwei weiteren Haaren wurden identische mt-DNA-Profile festgestellt, die mit denen der mutmaßlich kennzeichnenden mt-DNA-Profile der Copernicus-Gebeine übereinstimmten¹²³.

Allerdings lässt sich der Eindruck nicht unterdrücken, dass Marie Allen selber Zweifel an ihren eigenen Forschungsergebnissen hegte, wenn sie schreibt: *Obwohl die Proben in Sequenzbereichen, die jetzt verglichen werden können, übereinstimmen, kann doch nicht ausgeschlossen werden, dass Unterschiede in anderen Abschnitten der Region HV I zum Vorschein gebracht werden. Daher folgen also weitere Versuche, die übrigen Abschnitte der Sequenzen der Region HV I zu gewinnen.* Auch in ihrem Fazit wollte sich die Forscherin nicht festlegen und wählte daher mehrdeutige Formulierungen: *Schlussfolgernd soll festgestellt werden, dass die bisher erzielten Ergebnisse zwar keinen entscheidenden Beweis dafür liefern, dass die im Dom zu Frauenburg geborgenen Gebeine zu Nicolaus Copernicus gehören, doch sie stellen eine weitere für die Lösung des Rätsels der Bestattung des großen Astronomen brauchbare Information dar*¹²⁴. Davon abgesehen sei nochmals betont, dass die Ergebnisse der in Uppsala durchgeführten DNA-Haaruntersuchungen, die so eifrig Copernicus zugeschrieben wurden, in keinem anderen Labor nachvollzogen und bestätigt worden sind. So stellte auch Kokowski die Untersuchungsergebnisse in Frage, indem er auf deutliche Unzulänglichkeiten hinwies¹²⁵.

Trotz der dargestellten Zweifel und der von verschiedenen Seiten erhobenen Einwände behaupteten die Genetiker und die Mitglieder der Forschergruppe um Gąssowski weiterhin, dass die Zugehörigkeit der im Dom zu Frauenburg geborgenen Gebeine zu Nicolaus Copernicus – jenen Haaren sei Dank – erwiesen sei¹²⁶. Nach Gąssowskis Überzeugung ist die Entdeckung des mutmaßlichen Copernicus-Grabes durch Owen Gingerich, die *mit den Anforderungen der modernen Wissenschaft geleistet* wurde, zum Kronbeweis geworden¹²⁷. In der Tat

¹²³ ALLEN, Analiza DNA włosów (wie Anm. 82), S. 232.

¹²⁴ Ebd., S. 232.

¹²⁵ KOKOWSKI, O wadliwości argumentacji (wie Anm. 70), S. 228–237. Als Antwort auf die geäußerten Zweifel versicherte Allen Kokowski, sie habe Ergänzungsanalysen durchgeführt; doch der 2010 veröffentlichte Text blieb unverändert, ALLEN, DNA analysis (wie Anm. 82), S. 223.

¹²⁶ Wiesław BOGDANOWICZ/Marie ALLEN/Wojciech BRANICKI/Maria LEMBRING/Marta GAJEWSKA/Tomasz KUPIEC, Genetic identification of putative remains of the famous astronomer Nicolaus Copernicus, *Proceeding of the National Academy of Sciences* 106 (2009), S. 12279–12282.

¹²⁷ GĄSSOWSKI, Spotkanie z Kopernikiem (wie Anm. 36), S. 123.

sprach sich Gingerich kraft seiner Autorität für die Gültigkeit der Suchergebnisse aus¹²⁸. Es darf jedoch bezweifelt werden, dass der amerikanische Gelehrte sämtliche Unzulänglichkeiten der vorgenommenen Untersuchungen und der dargestellten Forschungsergebnisse erkennen konnte, zumal eine derartige Vorgehensweise bei wissenschaftlichen Analysen unstatthaft ist.

Letztlich kann also von den veröffentlichten Analysen der genetischen Untersuchungen nur das Ergebnis akzeptiert werden, dass die aus dem Grab 13/05 im Dom zu Frauenburg geborgenen Knochen und Schädel zu einer männlichen Person gehören. Als unmöglich erwies sich eine auch nur annähernde Datierung der Gebeine und somit eine Altersbestimmung des Verstorbenen. Am Ende bleibt die Identität der Knochenüberreste weiterhin anonym. Hinzu kommt, dass wir über keinen einen einzigen Anhaltspunkt verfügen, der darauf hinweisen könnte, dass der Bestattete von Grab 13/05 überhaupt Kanoniker war. Es wurde zwar der mt-DNA-Genotyp der Gebeine bestimmt, aber der Mangel an biologischem Vergleichsmaterial erlaubt nicht einmal eine Hypothese über irgendwelche Zusammenhänge mit Copernicus. Im Gegenteil: Die von Krakauer Genetikern bestimmte blaue Augenfarbe des Verstorbenen ergab, dass die sterblichen Überreste aus dem Grab 13/05 mit dem Astronomen sogar definitiv nichts zu tun haben.

Errare humanum est? – Wissenschaftliche Forschungen oder Fälschungen?

Die Haltlosigkeit der Mutmaßung Jerzy Sikorskis, am Altar des heiligen Wenzel (Heilig-Kreuz) sei das Grab des Copernicus zu finden, wurde bereits mit den ersten Grabungen der Archäologen im Dom bestätigt. Nachdem die Fußbodenplatten hochgenommen waren, stellte sich heraus, dass wegen der nacheinander erfolgten Bestattungen die Bergung der Gebeine in dem fraglichen Areal hinderlich war. Gleichwohl legten die Ausgrabungen 16 Gräber offen, darunter die von einer Frau und zwei Kindern, statt der sechs oder sieben von Sikorski unterschiedlich angegebenen.

Es ist weder gelungen, ein Datum oder auch nur das Jahrhundert, aus dem die Gräber stammen, zu bestimmen, noch eine präzise Angabe über das Alter der Verstorbenen zu machen oder gar zu bestätigen, dass es sich überhaupt um bestattete Kanoniker handelt. Abgesehen von Andreas Gaşiorowski blieben alle Bestatteten anonym, weil sich ihre Identifizierung als unmöglich erwies. Es ist

¹²⁸ Owen GINGERICH, Tajemnica grobu Kopernika, in: Warmińska Kapituła Katedralna (wie Anm. 2), S. 27–30; DERS., Cud w ekspresie, czyli jak zostałem zaproszony na pogrzeb Kopernika, in: Grób Mikołaja Kopernika (wie Anm. 2), S. 225–230.

zu bezweifeln, dass die Forscher wirklich wussten, wem sie beim Versuch der Rekonstruktion des Schädels die Gesichtszüge des Astronomen geben sollten.

Der Versuch, die Gebeine des Copernicus nur anhand des Alters des Verstorbenen zu bestimmen, ist ebenfalls nicht neu. Dieser Aufgabe stellten sich auch die deutschen Archäologen, die im Januar 1939 in Frauenburg Forschungen durchführten. Sie waren sich jedoch ihres Misserfolges bewusst, zogen sich nach Königsberg zurück und rechtfertigten den fehlenden Bericht mit dem Ausbruch des Krieges. Jerzy Gąsowski und seine Mitarbeiter verfuhrten da anders. Sie machten ihren offensichtlichen Misserfolg als ungeheure Errungenschaft der Wissenschaft in der Welt publik. Die angestrebte Erfolgspropaganda und die apriorische Darstellungsform des rekonstruierten Gesichtsschädels als Abbild des Copernicus sowie die Annahme, die mt-DNA aus den Haaren seien bewiesene Forschungsergebnisse, riefen sogar bei Mitarbeitern von Jerzy Gąsowski Zweifel und moralische Bedenken hervor.

Eine mögliche Erklärung für die offensichtliche Verletzung wissenschaftlicher Standards gibt wohl am adäquatesten eine Äußerung des Anthropologen Karol Piasecki wieder: *Es gibt immer mehr Wissenschaftler. Und weil ihre Exklusivität immer problematischer wird, kommen ethische Probleme öfter als früher vor. Leider bleiben die Ethik der wissenschaftlichen Arbeit und die Darstellung ihrer Ergebnisse in der Kompetenz der Forscher. [...] Fehlendes Augenmaß und Verletzung der allgemein anerkannten fachlichen Normen in dieser Hinsicht werden gewöhnlich verschwiegen. Selten finden sie Rügen, Disziplinar- oder Strafverfahren. Weit verbreitet ist eine in der Regel an der Grenze der Ethik sich bewegende Tendenz zur Überschätzung eigener Errungenschaften oder zur häufigen unbewussten oder unterbewussten Überinterpretierung. Leider zu oft scheint wissenschaftlicher Betrug auf. [...] Bei der Suche nach dem Grab von Nicolaus Copernicus hatten wir mit zwei Problemen mit ethischem Charakter zu tun: Das erste war die Arbeit mit dem Knochenmaterial und das zweite [...] das Problem der Zuverlässigkeit der Entdeckung selbst*¹²⁹.

Eine gründliche Lektüre aller mit der Frage der Grablege von Copernicus verbundenen Veröffentlichungen und eine allseitige Analyse der Ergebnisse der durchgeführten Forschungen drängen unweigerlich die Frage auf, ob wir es in dem beschriebenen Fall mit Fehlern und Verdrehungen oder eher mit Mystifizierung und Fälschungen zu tun haben. *Cui bono?* Der Wissenschaft gereichen diese Forschungen jedenfalls nicht unbedingt zur Ehre.

¹²⁹ Karol PIASECKI, Etyczne problemy odkrycia naukowego. Przypadek Mikołaja Kopernika [Ethische Probleme bei wissenschaftlichen Entdeckungen. Der Fall des Nicolaus Copernicus], in: *Badania nad identyfikacją grobu Kopernika* (wie Anm. 3), S. 196–203, hier S. 196.

Frühneuzeitliche Schriftgutverwaltung und die fragmentierte Überlieferung der Altpreußischen Regierung zu Königsberg – eine virtuelle Bestandsrekonstruktion

Von Denny Becker

Jedes frühneuzeitliche Territorium verfügte über exekutive Behörden. Als Landesregierungen setzten sie den Willen der Landesherrn und Beschlüsse der Landtage um. Auch die preußischen Länder zwischen Kleve und Memel besaßen solche obersten Landesbehörden¹. Die gemeinsame Regentschaft von Landesherr und Landständen war nach der Angliederung an das Haus Brandenburg jedoch obsolet geworden. Nach und nach wurden Aufgaben aus den Ländern abgezogen und von Berlin aus wahrgenommen, denn wie die Zeitgenossen die Lage wohl richtig einschätzten, fanden sich die Hohenzollern durch die dynastischen, territorialen Erwerbungen in der europäischen, konfliktgeladenen Großwetterlage wieder. Die Gründung des Geheimen Rates im Jahr 1604 war eine Antwort auf die neuen Herausforderungen, die mit den einzelnen Landesregierungen allein nicht mehr zu bewältigen waren². Dieser Zentralisierungsprozess ist nicht auf das frühe 17. Jahrhundert beschränkt. Mit der Verwaltungsreform Friedrich Wilhelms I. und der Gründung des Generaldirektoriums und der Kriegs- und Domänenkammern wurde er im 18. Jahrhundert fortgeführt

¹ Acta Borussica. Denkmäler der Preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Die Behördenorganisation und die allgemeine Verwaltung Preußens im 18. Jahrhundert, Bd. 6, 1. Hälfte. Einleitende Darstellung der Behördenorganisation und allgemeinen Verwaltung in Preußen beim Regierungsantritt Friedrichs II. von Otto HINTZE, hg. von der königlichen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1901, hier vor allem der 3. Abschnitt, S. 201–492.

² So heißt es u. a. in der Begründung zur Geheimratsordnung von 1604: *und wir aber obangedeutete beschwerliche Sachen, daran uns und unserm churfürstlichem Hauße so hoch und viel gelegen, iziger uf dem Halße liegen haben*, was als Metapher für eine wahrgenommene lebensbedrohliche Situation zu interpretieren ist, vgl. Acta Brandenburgica. Brandenburgische Regierungsakten seit der Begründung des Geheimen Rates, Bd. 1, 1604–1605, hg. von Melle KLINGENBORG, Berlin 1927, hier Nr. 40 Geheime Rats-Ordnung [Berlin-] Cölln, 13. Dezember 1604, S. 91–96. Zur Lage der Hohenzollern und deren Eintritt in das „Schieben und Drängen der europäischen Mächte“ vgl. Wolfgang NEUGEBAUER, Zentralprovinz im Absolutismus. Brandenburg im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 2001, S. 41–42; Zur Gründung des Geheimen Rates als erste gesamtstaatliche Behörde, die über den Landesregierungen stand, vgl. Gerhard OESTREICH, Der brandenburg-preußische Geheime Rat vom Regierungsantritt des Großen Kurfürsten bis zu der Neuordnung im Jahre 1651. Eine behördengeschichtliche Studie, Würzburg 1937, S. 46.

und findet heute seine Entsprechung in der immer wieder neu aufflammenden Föderalismusdebatte. Die borussische Geschichtsschreibung schrieb die Zentralisierungsbestrebungen der Frühen Neuzeit dem Absolutismus zu und folgte dem Diktum Otto Hintzes: „Mit diesem Verharren im territorialen Stillleben läßt sich keine Politik machen.“³ Dass dieser Zentralisierungsprozess komplexer war und längst nicht alle Aufgaben umfasste, hat schon Gerhard Oestreich nachweisen können⁴, und dass in dem Land zwischen Weichsel und Memel alles andere als territoriales Stillleben vorherrschte, beweist die Überlieferung der Altpreußischen Regierung zu Königsberg – Grund genug, diesen Archivbestand näher zu betrachten⁵.

Der Archivbestand besitzt nicht nur für die historische Forschung einen hohen Quellenwert. Auch aus archivischer Perspektive ist er hochinteressant, denn an ihm lassen sich Entwicklungsstufen sowohl der Schriftgutverwaltung

³ Otto HINTZE, Die Hohenzollern und der Adel, in: Gesammelte Abhandlungen zur Staats-, Rechts- und Sozialgeschichte Preußens, Bd. 3, Regierung und Verwaltung, hg. von Gerhard OESTREICH, Göttingen 1967, S. 30–55, hier S. 39; DERS., Die Epoche des evangelischen Kirchenregiments in Preußen, in: ebd. S. 56–96, hier S. 71–76; DERS., Geist und Epochen der preußischen Geschichte, in: ebd. S. 1–29, bes. S. 7, 10. Hintze wirkte über seine Schüler als Multiplikator des Absolutismus-Paradigmas, vgl. Gerhard OESTREICH, Otto Hintze und die Verwaltungsgeschichte, in: ebd., S. 7–31.

⁴ OESTREICH, Geheimer Rat (wie Anm. 2), bes. S. 69–75. Zur Gründung von Generaldirektorium und Kriegs- und Domänenkammern vgl. Acta Borussica (wie Anm. 1); Carl HINRICHS, Die Preußische Zentralverwaltung in den Anfängen Friedrich Wilhelms I., in: DERS., Preußen als historisches Problem. Gesammelte Abhandlungen, hg. von Gerhard OESTREICH, Berlin 1964, S. 138–160. – Dass die Zentralisierungen nicht allumfassend waren und die Landstände weiterhin wichtige Akteure in den jeweiligen Landesverwaltungen darstellten, hat Oestreich in weiteren Studien nachgewiesen, vgl. Gerhard OESTREICH, Strukturprobleme des europäischen Absolutismus, in: Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1969, S. 179–200, hier S. 185; DERS., Die Ständische Verfassung in der westlichen und der marxistisch-sowjetischen Geschichtsschreibung, in: Strukturprobleme der Frühen Neuzeit. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Brigitta OESTREICH, Berlin 1980, S. 161–200, hier S. 167. – Neugebauer bestätigt die Thesen Oestreichs und verneint Hintzes Absolutismus-Paradigma, vgl. Wolfgang NEUGEBAUER, Geschichte Preußens, Hildesheim 2004, bes. 9, 30, 43, 48; DERS., Staatliche Einheit und politischer Regionalismus. Das Problem der Integration in der brandenburgisch-preußischen Geschichte bis zum Jahre 1740, in: Staatliche Vereinigung: Fördernde und hemmende Elemente in der deutschen Geschichte. Tagung der Vereinigung für Verfassungsgeschichte in Hofgeismar vom 13.3.–15.3.1995, hg. von Wilhelm BRAUNEDER (Beihefte zu „Der Staat“. Zeitschrift für Staatslehre, Öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte, Heft 12), Berlin 1998, S. 49–106, hier S. 52, 68.

⁵ Zur Abgrenzung vom Gesamtstaat und zur Unterscheidung von den Provinzialregierungen des 19. Jahrhunderts wird im Folgenden die Bezeichnung „Altpreußische Regierung“ verwendet.

in der Frühen Neuzeit als auch archivische Verzeichnungsmethoden im 19. und 20. Jahrhundert nachvollziehen. Wer sich im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz aus dem Bestand „XX. HA, Oberratsstube, Preußische Regierung, Ostpreußisches Etatsministerium“ Akten bestellt⁶, ist zuweilen verwundert darüber, dass er oft nur einzelne und lose Dokumente erhält und der Eindruck erwächst, die Akten könnten nicht vollständig sein. Die Erkenntnis, dass die Überlieferung der Altpreußischen Regierung weitaus umfassender ist, als bisher angenommen und sich auch auf die Foliantenüberlieferung, das „Herzogliche Briefarchiv“ und das „Adelsarchiv“ erstreckt, ist das Ergebnis einer Transferarbeit im Rahmen der Ausbildung für den höheren Archivdienst⁷. Sie verfolgte das Ziel, ein Erschließungsmodell für die 16806 Ostpreußischen Folianten (Abb. 1) zu entwickeln. Im Zuge dessen wurden die frühneuzeitliche Schriftgutverwaltung analysiert und Urheber und Komposition der Folianten und zugehörige hybride Unterlagen ermittelt. Zudem entpuppte sich die Altpreußische Regierung als Superbehörde, die aus vielen Organisationseinheiten bestand und deren Schriftgut in einer Regierungsregistratur durch die Geheime Kanzlei zentral verwaltet wurde.

Die Verwaltungspraxis frühneuzeitlicher Behörden spielte für die Historiker-Archivare im 19. Jahrhundert kaum eine Rolle. Das Interesse der Archivare mit mediävistischer Ausbildung galt dem Einzeldokument und dessen Erschließung. Das Wissen über Entstehungskontexte, Behördenstrukturen und Ablagesysteme war dadurch entweder verloren gegangen oder wurde als Herrschaftswissen nicht weitervermittelt⁸. In der Folge war der Archivbestand bis zur

⁶ Das während des Zweiten Weltkriegs geflüchtete Archivgut des Staatsarchivs Königsberg lagerte zunächst in Göttingen und wurde 1978/79 als XX. Hauptabteilung im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem aufgestellt, vgl. Jürgen KLOOSTERHUIS, *Der Schlüssel zum Geheimen. Die Tektonik-Geschichte des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz*, in: *Streifzüge durch Brandenburg-Preußen. Archivische Beiträge zur kulturellen Bildungsarbeit 2010*, hg. von DEMS., Berlin 2011, S. 461–495.

⁷ Denny BECKER, *Gleich einem Berge dahin geworfene Schriften – Konzipierung eines Erschließungsmodells für die Überlieferung der Altpreußischen Regierung zu Königsberg*, Berlin 2017 (ungedruckte Transferarbeit).

⁸ Schon Sante erkannte, dass Historiker-Archivare im Zuge der Erschließung mittelalterlicher Urkunden den Behördenbezug verloren hätten, vgl. Georg Wilhelm SANTE, *Behörden – Akten – Archive. Alte Taktik und neue Strategie*, in: *Archivalische Zeitschrift* 54 (1958), S. 90–96, hier S. 92. Für Menne-Haritz ist das Verstehen des Entstehungskontextes von Schriftgut essenziell für die Arbeit als Historiker, denn „die genaue Kenntnis des Primärzwecks von Schriftgut ist Voraussetzung für die Nutzung zum Sekundärzweck, nämlich die Auswertung als historische Quelle“, vgl. Theodore R. SCHELLENBERG, *Die Bewertung modernen Verwaltungsschriftgutes*, übersetzt und hg. von Angelika MENNE-HARITZ, Marburg 1990, S. 12–16.



Abb. 1. Ostpreußische Folianten. Quelle: GStA PK; Fotografin: Vinia Rutkowski

Unkenntlichkeit in 26 unechte Pertinenz- und Provenienzbestände fragmentiert worden. Darüber hinaus operierten die Königsberger Archivare mit dem Vokabular aus der mittelalterlichen Diplomatik. Dass Handschreiben der Fürstenkorrespondenz als „Briefe“ und Behördenreskripte als „Missive“ bezeichnet wurden, darf man ihren Urhebern nicht anlasten, denn der Begriffsapparat der Aktenkunde für Behördenschriftgut wurde von Heinrich Otto Meisner erst in den 1920er Jahren entwickelt und ist am Institut für Archivwissenschaft in Berlin-Dahlem erst ab 1930 als Ausbildungsfach unterrichtet worden⁹.

Die folgenden Ausführungen sind aus der Transferarbeit weitgehend übernommen und um die technischen Aspekte einer projektierten Tiefenerschlie-

⁹ Heinrich Otto MEISNER, *Aktenkunde. Ein Handbuch für Archivbenutzer mit besonderer Berücksichtigung Brandenburg-Preußens*, Berlin 1935, S. III f., 1–2; Johannes PAPRITZ, *Archivwissenschaft*, Bd. 1, Marburg 1998, S. 7–13; Michael HOCHEDLINGER, *Aktenkunde. Urkunden- und Aktenlehre der Neuzeit*, Wien u. a. 2009, S. 16–17; vgl. auch die Mitschriften von Friedrich Granier während seiner Archivarsausbildung in den 1920er Jahren im Preußischen Geheimen Staatsarchiv, GStA PK, I. HA, Rep. 178 B, Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Nr. 1870; Pauline PUPPEL, *Die Heranziehung und Ausbildung des archivischen Nachwuchses*, in: *Archivarbeit im und für den Nationalsozialismus. Die preußischen Staatsarchive vor und nach dem Machtwechsel von 1933*, hg. v. Sven KRIESE, Berlin 2015, S. 335–370, hier S. 345–349.

ßung der Regierungsunterlagen gekürzt. Sie stellen als erstes die Behördenstruktur der Altpreußischen Regierung und als zweites die Schriftgutverwaltung in der Geheimen Kanzlei dar. Anschließend sind archivische Erschließungen dargelegt, die zur Zersplitterung der Regierungsunterlagen führten. Den Beitrag beschließen wird eine formale und inhaltliche Kurzbeschreibung der Foliantenüberlieferung und eine Bestandsgliederung. Sie sind das Ergebnis der Provenienzprüfung und der virtuellen Zusammenführung der Regierungsunterlagen.

I. Behördenstruktur der Altpreußischen Regierung

Die Altpreußische Regierung in Königsberg war seit der Umwandlung des Deutschordensstaates in ein weltliches Herzogtum im Jahr 1525 die oberste Landesbehörde. Bis zur ihrer Abwicklung im Jahr 1804 wurde sie mehrfach umbenannt, hieß zeitweilig „Oberratsstube“, erhielt nach der Angliederung Westpreußens an den Gesamtstaat die Namensweiterung „Ostpreußische Regierung“ und gegen Ende ihres Daseins den Ehrentitel „Etatsministerium“. Sie war zuständig für die Innen- und Außenpolitik, für die Domänen-, Wirtschafts-, Finanz-, Justiz-, Militär-, Sozial-, Sanitäts-, Religions-, Bildungs- und Wissenschaftsverwaltung. Als oberste Landesbehörde war sie weisungsbefugt gegenüber den Konsistorien, den Hauptämtern und Städten, dem Oberforstamt und dem Sanitätskollegium. Sie leitete die Landtagsverhandlungen und führte die Korrespondenz zwischen den Landesbehörden und dem Landesherrn. Seit der Regimentsnotell des Jahres 1542, dem Landtagsrezess von 1566 und dem herzoglichen Testament des Jahres 1567 war sie als Kollegium, bestehend aus den vier obersten Hofämtern, dem Kanzler, Landhofmeister, Obermarschall und Oberburggrafen, organisiert. Auch die Titulatur der Regierungsräte änderte sich mehrfach, sie hießen anfangs „Regimentsräte“, wurden zwischenzeitlich zu „Oberräten“ degradiert und erhielten schließlich den Ehrentitel „Etatsräte“¹⁰.

¹⁰ Bei den Auswärtigen Angelegenheiten waren die Hauptleute der Ämter Brandenburg, Schaaken, Fischhausen und Tapiaw sowie die Bürgermeister der Dreistadt Königsberg hinzuziehen, vgl. Richard ECKER, Die Entwicklung der Königlich Preußischen Regierung von 1701 bis 1758, Königsberg 1908, S. 9–22, 83; Bernhart JÄHNIG, Kanzlei, Registratur und Archiv unter dem ersten König in Preußen, in: Die landesgeschichtliche Bedeutung der Königsberger Königskrönung von 1701, hg. von DEMS., Marburg 2004, S. 75–99, hier S. 74; DERS., Vom Etatsministerium zum Geheimen Archiv. Kanzlei, Registratur und Archiv in Königsberg von der ausgehenden Ordenszeit bis zum beginnenden 19. Jahrhundert, in: Preußens erstes Provinzialarchiv. Zur Erinnerung an die Gründung des Staatsarchivs Königsberg vor 200 Jahren, hg. von DEMS./Jürgen KLOOSTERHUIS, Marburg 2006, S. 53–84, hier S. 54–55, 76; Robert BERGMANN, Die Geschichte der ostpreußischen Stände und Steuern von 1688 bis 1704, Leipzig 1901, S. 5–11; Kurt FORSTREUTER, Das Preußische Staatsarchiv in Königsberg. Ein geschichtlicher Rückblick mit

Abgesehen von einigen Ressortveränderungen bildete sich eine mehr und weniger feste Zuständigkeit der Regierungsräte heraus¹¹. Sehr beständig war der Aufgabenbereich des Kanzlers. Er war Chef der Justizverwaltung, verantwortlich für die Kirchen- und Schulpolitik und leitete die Geheime Kanzlei mit der Zentralregistratur, die das Schriftgut der Regierung und ihrer Organisationseinheiten verwaltete¹². Der Oberburggraf war zuständig für die Domänen und das Königsberger Hospital. Zudem führte er die Oberaufsicht über die Amtskammer, war zeitweilig sogar deren Kammermeister, später Kammerpräsident in Personalunion¹³. Der Landhofmeister war zuständig für die Steuererhebung, leitete die Sitzungen des Regierungskollegiums und führte die Oberaufsicht über die Kriegskammer¹⁴. Der Obermarschall vertrat den Landhofmeister bei dessen Abwesenheit und leitete die Hofstaatsverwaltung. Die vier Regierungsräte tagten an fünf Tagen pro Woche¹⁵.

Mit der Kammerordnung des Jahres 1677 erhielt die Amtskammer eine eigenständigere Position innerhalb der Behördenorganisation. Sie war nun ebenfalls kollegialisch organisiert mit einem Kammermeister an der Spitze. Die Regierung behielt jedoch die Oberaufsicht über diese Organisationseinheit, indem sie eingehende Post in der Sitzung prüfte und der Kammer zuschrieb, Konzepte ausgehender Schriftstücke revidierte und Ausfertigungen unterzeichnete. Die *Kammersachen* waren stets der erste Tagungsordnungspunkt der Sitzung des Regierungskollegiums¹⁶. Auch wenn die Kammer nach und nach dazu überging,

einer Übersicht über seine Bestände, Göttingen 1955, S. 43–44; Bernhart JÄHNIG/Jürgen KLOOSTERHUIS, Zum Geleit, in: Preußens erstes Provinzialarchiv (wie vor), S. 7–9, hier S. 8; Joachim KRAUSE, Die kurfürstliche Verwaltung im Herzogtum Preußen am Ende des 17. Jahrhunderts, Bonn 1973, S. 38–46; Wolfgang NEUGEBAUER, Brandenburg-Preußen um 1600: Struktur – Dynastie – Konfession, in: Handbuch der Preußischen Geschichte, Bd. 1, hg. von DEMS., Berlin 2009, S. 121–144; Wulf WAGNER/Heinrich D. LANGE, Das Königsberger Schloss. Eine Bau- und Kulturgeschichte, 2 Bde., Regensburg 2008 und 2011, hier Bd. 1, S. 106 und Bd. 2, S. 64.

¹¹ WAGNER, Bd. 1 (wie Anm. 10), S. 106 ff.: Eine festere Ressortzuständigkeit bildete sich ab 1712. Die Ressorts wurden in vier Departements aufgeteilt und von den Regierungsräten geleitet. Im Jahr 1721 erfolgte eine Reform der vier Departements, vgl. ECKER (wie Anm. 10), S. 30–33, 66–67. Friedrich Wilhelm I. schnitt die vier Departements der Regierungsräte neu zu und gründete ein 5. Departement, vgl. GStA PK, I. HA, Rep. 96 B, Geheimes Kabinett, Nr. 3, Eintrag 1716: Friedrich Wilhelm I. an Regierung, Potsdam 29.5.1730, Bl. 237v–239.

¹² JÄHNIG, Kanzlei (wie Anm. 10), S. 84. Zur personellen Ausstattung der Kanzlei, zur Besoldung und zu den biografischen Daten der Kanzleibediensteten, vgl. ebd. S. 85.

¹³ ECKER (wie Anm. 10), S. 12.

¹⁴ ECKER (wie Anm. 10), S. 19.

¹⁵ ECKER (wie Anm. 10), S. 22–25.

¹⁶ ECKER (wie Anm. 10), S. 10–11; WAGNER, Bd. 1 (wie Anm. 10), S. 235 f.

mit der Berliner Hofkammer direkt zu kommunizieren und mit der Kammerordnung von 1698 dem Oberburggraf die Entscheidung überlassen wurde, ob er die Kammerschreiben selbst revidierte oder dem Regierungskollegium zur Behandlung zuwies¹⁷, blieb sie aus Sicht der Schriftgutverwaltung eine Organisationseinheit der Regierung. Wie die Amtskammer wies auch die Kriegskammer eine Tendenz zur Verselbständigung auf. Auch sie wurde 1685 zu einer kollegialischen Behörde erweitert. Ein Oberkommissar leitete diese Organisationseinheit mit zwei Kommissaren und fünf Kanzleibedienten. Wie bei der Amtskammer setzte sich die Praxis durch, dass der Landhofmeister, in dessen Vertretung der Obermarschall, die Oberaufsicht führte, die Revision der Konzepte übernahm und darüber entschied, ob Materien im Regierungskollegium zu behandeln waren. Neben der Kanzlei, der Rentei, den Gerichten und Kammern stellte der Landkasten eine weitere Organisationseinheit der Regierung dar. Die Stände bestellten sechs Oberkastenherren, die mit Kastenschreibern die Steuereinnahmen verwalteten. Mit der Einführung der neuen Kriegssteuern ging die Steuererhebung in den Ressortbereich des Kriegskommissariats über (Abb. 2)¹⁸.

Im 18. Jahrhundert setzte sich der Verselbständigungsprozess einzelner Organisationseinheiten der Regierung fort. Schon im 17. Jahrhundert hatte mit der Einführung von Kontribution und Akzise eine Kompetenzverschiebung eingesetzt, und auch die Verpachtung der Domänen führte zum Kompetenzverlust in den Hauptämtern¹⁹. Den Landesherren ging es vor allem darum, diese neuen Steuern und Pachteinnahmen der Befugnis der ständisch eingesetzten Regierung zu entziehen. Kriegskammer und Amtskammer waren durch den Geschäftsgang, der nach wie vor durch die Regierung gesteuert wurde, in ihrem Handlungsspielraum eingeschränkt. Die stetigen Kompetenzstreitigkeiten löste erst die Verwaltungsreform Friedrich Wilhelms I²⁰. Das Kriegskommissariat vereinigte sich im Jahr 1722/23 mit den Kammern der Regierung zur Kriegs- und Domänenkammer. Diese neue oberste Landesbehörde der Domänen-, Finanz-, Wirtschafts- und Polizeiverwaltung, der nun auch die Lizentkammer unterstellt wurde, wurde aus der Regierung herausgelöst und unterstand nun der Berliner Zentralverwaltung²¹. Bis zur Abwicklung behielt die Regierung nur noch Reste

¹⁷ ECKER (wie Anm. 10), S. 13; WAGNER, Bd. 1 (wie Anm. 10), S. 236 f.

¹⁸ ECKER (wie Anm. 10), S. 15–22; KRAUSE (wie Anm. 10), S. 92–95, 108–112.

¹⁹ KRAUSE (wie Anm. 10), S. 13–18, 33–35. Nachprüfungen ergaben, dass die Regierungsräte auch den Schriftwechsel mit den drei Landkästen im Samland, Oberland und Natangen sowie mit Steuerpflichtigen führten, vgl. GStA PK, XX. HA, Ostpr. Fol. 895.

²⁰ ECKER (wie Anm. 10), S. 36–43; JÄHNIG, Etatsministerium (wie Anm. 10), S. 76.

²¹ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 21, Nr. 2: Friedrich Wilhelm I. an Regierung, Berlin 28. 1. 1723, Bl. 1–2; ECKER (wie Anm. 10), S. 68–69.

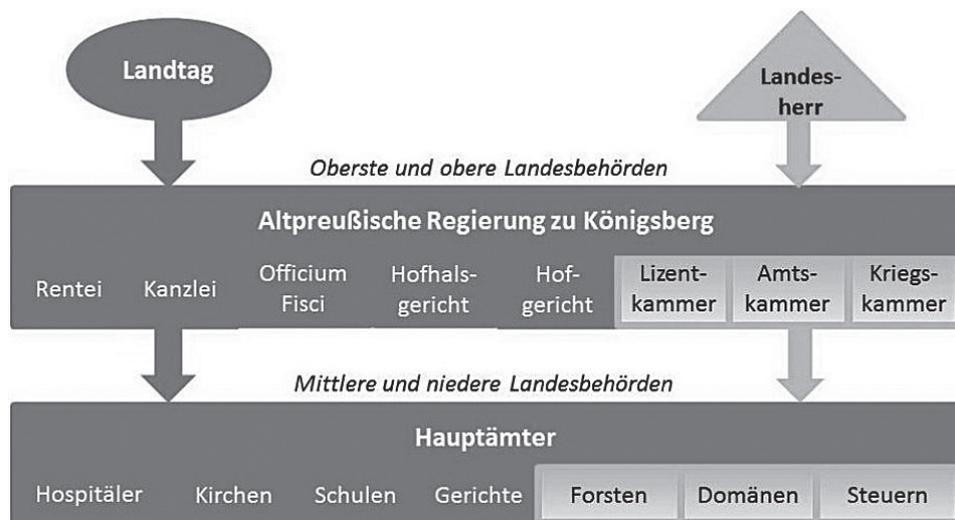


Abb. 2. Behördenorganisation in der Mitte des 17. Jahrhunderts mit Verselbstständigungstendenzen (ohne Konsistorien und Städte). Die Regierung ist mit ihren Organisationseinheiten und die Hauptämter mit ihren Ressorts dargestellt sind.

ihrer einstmaligen Zuständigkeit, insbesondere die Landtagsverhandlungen, die Justiz-, Kirchen- und Schulverwaltung²².

In der Geheimen Kanzlei waren unter dem Kanzler zwei Obersekretäre beschäftigt. Sie protokollierten die Sitzungen des Regierungskollegiums und steuerten den gesamten Schriftverkehr der Behörden im Königsberger Schloss. Neben dem Registrator, der zugleich Archivar im Rang eines Hofrats war, waren in der Kanzlei ein Botenmeister, ein Taxator, acht Kanzlisten und ein Aufwärter beschäftigt²³. Richard Ecker fasste die Zuständigkeit der Kanzleibediensteten wie folgt zusammen: „Entsprechend der zentralen Stellung der Regierung hatte ihre Geheime Kanzlei, die unter der speziellen Aufsicht des Kanzlers und der beiden Obersekretäre stand, alle Schreibarbeiten auch für sämtliche andere königlichen Oberbehörden in Preußen sowohl der Verwaltung wie der Justiz zu erledigen.“²⁴ Mit den Kammerordnungen war zwar die Bildung eigener Registraturen verbunden, diese Kammerregistraturen arbeiteten jedoch noch nicht komplett selbstständig²⁵. Erst im Jahr 1717, kurz vor Gründung der eigenständigen

²² BERGMANN (wie Anm. 10), S. 5–12; ECKER (wie Anm. 10), S. 66; FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 37.

²³ ECKER (wie Anm. 10), S. 25–26.

²⁴ ECKER (wie Anm. 10), S. 25.

²⁵ Mehrfach wurde die Kanzlei angewiesen, die Kammerschriftstücke, auch nachdem sie im Regierungskollegium behandelt worden waren, nicht in der Kanzlei fertigen und ablegen

Kriegs- und Domänenkammer, erhielten Amtskammer und Hofgericht eine eigene Kanzlei mit einer eigenständigen Registratur²⁶. Ende des 17. Jahrhunderts wurden pro Jahr 1542 Ausfertigungen in der Kanzlei erstellt. Davon ergingen mit 451 die meisten an die Hauptleute, 164 an Domänenbedienstete, 100 an Justizkommission, 121 an den Magistrat Königsberg und 135 an den Landesherren. Die Schriftgutproduktion spiegelt somit die Tätigkeit der Regierung als oberste Landesbehörde wider²⁷.

II. Schriftgutverwaltung in der Geheimen Kanzlei

Nach der Kanzleiordnung des Jahres 1529 hatten die Kanzleibediensteten alle Händel, Briefe und Handfesten in Registranten abzuschreiben und zu registrieren, Kopien der Handfestenbücher anzulegen und den Hauptleuten zu übergeben. Im Jahr 1582 wurde die Kanzeleiordnung erweitert. Demnach sollten unter Leitung eines Kanzleiinspektors die Kanzlisten auch die Verschreibungen, Lehns- und Begnadigungsbriefe registrieren und zu Buch bringen, mündliche Gesuche von Gesandten und Botschaftern verzeichnen, Beschlüsse des Regierungskollegiums konzipieren und ausfertigen sowie die eingehenden Schrift-

zu lassen, sondern der Kammerregistratur zu übergeben, vgl.: GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 a, Nr. 42: Regierung an Kanzleiinspektor und Registrator-Archivar Johann Fauljoch, Königsberg 30. 10. 1655, Bl. 17–17v; ECKER (wie Anm. 10), S. 15, 34–35, 39. Vermutlich hat Max Hein im 20. Jh. die Kammerregistratur mit der Repositur 3 „Amtskammer“ als gesonderten Bestand angelegt. Lt. Altfindmittel sind die dort verzeichneten 85 Akten nicht überliefert. Die Registratur der Kriegs- und Domänenkammer verzeichnete Max Hein unter der Repositur 5 und das Hofgericht unter der Repositur 25, vgl. Altfindbuch 258.

²⁶ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 b, Nr. 16: Einrichtung einer Hofgerichtskanzlei, 1717; Ebd. Abt. 21 aa Nr. 4; ECKER (wie Anm. 10), S. 13, 39, 44, 62, 81, 85–87. Es dauerte jedoch noch einige Zeit, bis diese Registraturen selbständig arbeiteten. Noch in den 1730er Jahren mussten Geheimkanzlisten bei den Kammer- und Gerichtsregistraturen aushelfen. Zudem ließen auch neu gegründete Behörden nicht selten Schreiben in der Geheimen Kanzlei, die im 18. Jh. aus 11 ordentlichen und 5–7 außerordentlichen Mitarbeitern bestand und von einem Archivar geleitet wurde, erstellen. Die Prästationstabellen sind von der Kammerkanzlei erstellt worden und die Amtsrechnungen ab der Mitte des 18. Jh. dorthin abgegeben worden, vgl. FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 36–37. Der Prozess der Verselbstständigung von Gerichten und Kammern aus den Landesregierungen heraus fand in allen preußischen Ländern statt, vgl. dazu OTTO HINTZE, Preußens Entwicklung zum Rechtsstaat, in: Gesammelte Abhandlungen zur Staats-, Rechts- und Sozialgeschichte Preußens, Bd. 3, Regierung und Verwaltung, hg. von Gerhard OESTREICH, Göttingen ²1967, S. 97–163, hier S. 113 f.

²⁷ KRAUSE (wie Anm. 10), S. 47–48.

stücke rubrizieren, signieren, registrieren und in die vorgesehenen Schränke ablegen²⁸. Kanzler und Obersekretäre hatten die orthografische Richtigkeit der Ausfertigungen zu prüfen und mit Konzepten und Kopien zu kollationieren. Anschließend waren Ausgangsschreiben dem Herzog in der Audienz vorzutragen und zur Unterzeichnung vorzulegen. *Alle Copien, so in unserm oder unserer Rätthe nahmen außgeben, sollen in gleichnüs nach dem Cantzeleybrauch in sondere Registranten eingeschrieben werden, deßselben beide Cantzler undt Ober Secretarius mit fleiß von Quarthal zu Quartahl darauf sehen, daß solche mit fleiß correct, rein und sauber eingeschrieben undt gefertigt werden, damit wir undt alle nachkommende iederzeit alle Hendel gelegenheit Unß daraus zuersehen undt zuerkündigen, denen auch gutter glaube zugestellet werden möge. Insonderheit aber sollen die Lehnbriefe, auch Instructiones undt Responsa auff einander, an welchen am meisten gelegen, vor allen andern mit fleiß ordentlich undt woll Correct eingeschrieben undt Collationiert werden*²⁹. Der Kanzler Fischer erwähnte im 16. Jahrhundert, dass es einen *Kasten* (= Schrank) mit 25 *Capsen* (= Schiebladen), beschriftet nach Rang der Korrespondenzpartner sowie nach Materien, gab. 16 Registranten sollten geführt und sachlich zusammen mit den Schreiben in den Schiebladen gelagert werden. Im Laufe der Jahre wuchs die Anzahl der Schränke auf sieben. Davon enthielt der dritte Schrank *allerlei gestelte und registrirte concepta und hendel*, der vierte Schrank Schriftstücke, die nicht in Registranten eingetragen wurden, u. a. Religionssachen, Reichstage, Musterungen und polnische Beziehungen³⁰.

Schon um 1600 zeigten sich deutliche Missstände in der Schriftgutverwaltung. Der Kanzleiinspektor sollte dafür sorgen, dass *zerrisene Hendel* zusammengebracht, neu eingebunden und ebenfalls mit Registern versehen würden³¹. Die klassische Amtsbuchführung, wie sie die Kanzleiordnungen des 16. Jahrhunderts vorschrieben, brach nach und nach zusammen. Es gelang den Kanzleibediensteten nicht mehr, dem ansteigenden Schreibaufwand mit den tradierten Methoden der Schriftgutverwaltung nachzukommen. Es fehlte an Zeit und Personal, um das Eintragen in Amtsbücher aufrecht zu erhalten. Die Folge waren *unten, durch- und übereinander gleich einem hohen Berge dahin geworfene Schrifften*³². Die Regierungsräte verteidigten den Kanzleiinspektor. Mit der

²⁸ JÄHNIG, Etatsministerium (wie Anm. 10), S. 64.

²⁹ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 a, Nr. 36: Kanzleiordnungen 1527–1613.

³⁰ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 a, Nr. 42: Verzeichnis der Kanzleiregistratur o. D., Bl. 6–12v; FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 24–27, 50, 69.

³¹ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 a, Nr. 38: Dienstordnung des Kanzleiinspektors [1578/1603], n. f.; JÄHNIG, Etatsministerium (wie Anm. 10), S. 68.

³² GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 27: Untersuchungsbericht, Königsberg 8. 1. 1682, Bl. 12–13.

Steuerung und Produktion des kurrenten Schriftgutes sei er so sehr beschäftigt gewesen, dass keine Zeit für eine sorgfältige Ablage übrig blieb³³.

Mehrere Untersuchungskommissionen sollten die Missstände in der Kanzlei ermitteln und die Schriftgutverwaltung verbessern. Im Jahr 1669 wurde die Kanzlei angewiesen, alles lose Schriftgut, auch das ältere, in Bücher zu bringen und davon Spezifikationen und Register anzufertigen³⁴. Offenbar wurde diese Anweisung nicht befolgt, denn als Kanzleiinspektor und Registrator-Archivar Daniel Behm seinen Dienst 1679 antrat, war er schockiert über die große Unordnung, die er von seinem Vorgänger, Johann Fauljoch, übernommen hatte. Eine erneute Kommission untersuchte das Königsberger Kanzleiwesen. Sie stellte fest, dass Behm sehr engagiert die auf dem Boden liegenden Berge loser Schriften in richtige Ordnung gebracht und *in gewisse capsulen und Schaffe geleet, und mit rubricen und Aufschriften verneuert*. Darüber hinaus habe er die *Preussische Registranten von anno 1527 bis 1641 bey continuirung derselben in der vorigen Registratur bis auf diese Zeiten dergestalt mit separaten registern, secundum seriem materiarum, derer jede sich auff seinen Ohrt referirt, verbessert, daß ein jeder, dem von dem Register und Methodo nur etwas wissend ist, darauß eine desidirte materie leicht finden kann. Gleichen Fleiß hat Er auch bey denen so genanten, theils von anno 1517 bis 1641 eingebundenen, theilß von anno 1641 bis dato unter anderen Convoluten steckenden ohneingebundenen Abschieden, imgleichen bey denen Verschreibungen von des Ordens- bis auf diese zeiten, Relationen, ergangenen Churfürstl eigenhändigen Rescriptis, Lehn- und Landtags-Sachen, so von anno 1511 bis 1641, eingebunden, wie auch bey denen Hof-Gerichts-Sachen und Grenzbüchern erweisen, so daß alle von Ihm bis auf diese Zeit zusammen getragen und in gewisse capsulen registriert wordenn*. Behm sortierte das lose Schriftgut nach seiner Funktion, legte daraus neue Folianten an, ergänzte bestehende Registranten, indem er sie als Konzeptbände fortführte, und erstellte ein neues Generalverzeichnis. Die Kommission befürwortete diese Ordnung und folgte seiner Ansicht, die Belehnungen, Landtagsverhandlungen, Verschreibungen, Konfirmationen, Konsense, Abschiede und Reskripte, die seit 1641 separat und lose gelegen haben, ebenfalls zu binden (s. Abb. 1)³⁵.

³³ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 27: Untersuchungsbericht, o. O. [1671], Bl. 1–9v; Kanzleibericht, o. O. 10.2.1682, Bl. 14–16.

³⁴ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 27: Untersuchungskommission an Obersekretäre, o. O., 7.9.1669, Bl. 5–5v.

³⁵ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 27: Untersuchungsbericht, Königsberg, 8.1.1682, Bl. 12–13. Ferner ging die Untersuchungskommission der Klage Behms nach Unvollständigkeit der Unterlagen nach. Hier kam sie zu dem Schluss, dass nicht mehr damit zu rechnen sei, dass die Verabschiedungen und Konsense von 1614 bis 1635, Landtagsverhandlungen, und ein Band Konfirmationen mit der Laufzeit 1631, die nach Berlin-Cölln

Die Kanzleiordnungen des 16. Jahrhunderts beinhalteten keine Regelungen, wie mit den Konzeptpapieren umzugehen war, nachdem sie in die Amtsbücher abgeschrieben worden waren. Schon die Regierungsräte klagten, dass ausgefertigte Verschreibungen, Konsense und Belehungen besiegelt an den Botenmeister gelangten, ohne dies auf den Konzepten zu vermerken, obwohl der Landtagsbeschluss des Jahres 1663 solches vorschrieb. Ferner sei die getrennte Lagerung von Abschieden, Konfirmationen, Berichten und Reskripten, *derer sich eines auff das andere beziehet*, ein großer Mangel³⁶. Auch die Kanzleibedienteten klagten über das mühsame Suchen nach Vorgängen. Man müsse die Folianten nebeneinanderlegen und chronologisch durchblättern, um zusammengehörige Schriftstücke zu finden. Eine zukünftige Ablage nach *Materien* könnte das Suchen erleichtern und die zeitaufwändige Registrantenführung erübrigen³⁷. Eine Novellierung der Kanzleiordnung wurde sowohl von den Regierungsräten als auch von den Kanzleibedienteten als notwendig erachtet.

Die überarbeitete Kanzleiordnung des Jahres 1673 traf nun Vorkehrungen zum Umgang mit Konzepten. Der Registrator-Archivar hatte sie, nachdem sie ausgefertigt und unterschrieben worden waren, an sich zu nehmen, *die Cammersachen wochentlich zu unterscheiden und zur Cammer zuschicken, auch eine Consignation deßen, was wochentlich zur Cammer abgeliefert, in der Canzeley bezubehalten. Staats-, Landtags- und Judicial-Sachen, Kriegs- und Friedens-, Lehns- und Fiscalische Händel, Consistoriale, was ex officis oder uf der Parte anhalten ergangen, iedes an seinen orth zu bringen, zu bewachen, keine Urkunden, Documenten und Nachrichten, daran Unß, Landen und Leuten gelegen, noch andere privat-Sachen ohne des Canzlers, oder der Ober-Secretarien vorwissen und einwilligen herauszugeben [...] Alles fleißig zusammen zuhalten, in richtige Register zubringen, die Convoluta mit Überschriften nach den darin enthaltenen materien zubezeichnen, zusammenzubinden, oder auch, was der*

oder Warschau verbracht worden seien, nach Königsberg zurück gebracht würden. Entwendete Schriftstücke zu den auswärtigen Beziehungen finden sich insbesondere in der Rep. 9 des Geheimen Rates „Beziehungen zu Polen“. Für die Zeit von 1525 bis 1672 wurden 218 Registranten gezählt. Behm zählte im Jahr 1684 674 Folianten, vgl.: FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 31, 35; Ariane KNACKMUSS, Die Ostpreußischen Folianten – Zur frühneuzeitlichen Entwicklung der Amtsbücher im Staatsarchiv Königsberg, in: Preußens erstes Provinzialarchiv (wie Anm. 10), S. 185–196, hier S. 192, 195. Über die Konzeptbücher gibt eine Aktennotiz aus dem Jahr 1751 Auskunft. Es seien *Alte Preußische Registranten, worin die Concepte jeden Jahres eingebefttet, jedoch sind hierin die Concessiones, Confirmationes u. Verabscheidungen nicht befindlich, welch in besonderen Büchern eingebunden sind*, vgl.: GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 17: Aktennotiz zur Lagerung der Folianten [1751], Bl. 17.

³⁶ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 27: Kanzleibericht, o. O. 10.2.1682, Bl. 14–16.

³⁷ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 27: Untersuchungsbericht, o. O. [1671], Bl. 1–9v.

Importanz und nötig, in gewisse Bücher einhefften zu lassen und an gewisse Orthe zustellen. Ein besonderer Kriegssekretär sollte abgeordnet sein, der die Unterlagen der *Landes-Defension*, beispielsweise die Musterungsrollen, pflegte und die Abrechnungen in den Kammern kollationierte. Ein Jagdsekretär verwaltete nun die Unterlagen der Holz- und Jagdsachen und arbeitete den Oberjägern und Oberforstmeistern zu. Die Kanzlei hat *alle aus der Ober-Rathstuben, vom Hoffgericht und aus der Cammer einkommende Concepte zu muntiren, was ein ieder mundiret, mit allem fleiß, damit nicht etwas mentose ausgehe, bey vermeidung ernsten einsehens, zu überlesen, mit dem Concept zu collationiren und ihrer arbeit mit allem fleiß und treuen obzuliegen, [...] was ausgefertigt, der Canzeley-Brauch und Verordnung nach, an den Registratoren übergeben, der es seinen Pflichten nach, in die sondere darzu verordnete Stellen, Behälter und Örter wol zuverwahren, uffzuheben, und einzuzeichnen. [...] Dann daß Sie die Concepte, so die Woche über gesamblet, des Sonnabendts bey Zeiten dem Registratori richtig abliefern, damit er sie durchschiesse, was zur Cammer geböret, dahin schicke, und was in die Canzeley-Registratur anzunehmen, alda behalte*³⁸.

Was diese Kanzleiordnung neu einführte, ähnelt der Aktenführung. Schriftstücke sollten nun zu Konvoluten gesammelt und die wichtigsten zu Büchern gebunden werden. Schriftstücke wurden nun nicht mehr nach ihrer Funktion getrennt gelagert, sondern nach ihrem sachthematischen Zusammenhang. Es waren die Reformbemühungen des Kanzleiinspektors und Registrator-Archivars Daniel Behm, die dazu führten, dass die Geheime Kanzlei im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts die Vorgangsbildung und demzufolge einen neuen Foliantentyp einführte. Nicht nur die Verwaltung sollte davon profitieren. Behm fürchtete, dass die schlechte Auffindbarkeit der Schriftstücke zu Klagen Anlass geben könnte, besonders bei den Gerichten, wo die Privat-Streitsachen verhandelt würden und zu denen es häufig Nachfragen gebe³⁹. Nach der überarbeiteten Kanzleiordnung von 1673 schrieb der Kanzleiinspektor die Vorgänge auf die Kanzlisten zu⁴⁰. Die nun erstellten Folianten enthielten sowohl Eingangsschreiben als auch die Konzepte der Ausgangsschreiben und bilden somit eine Zwischenstufe zwischen Amtsbuch- und Aktenführung⁴¹.

Die Verwaltungsreform Friedrich Wilhelms I. brachte weitere Neuerungen in der Schriftgutverwaltung. Einige Organisationseinheiten wurden aus dem Geschäftsbereich der Regierung herausgelöst und mit eigenen Kanzleien und

³⁸ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 a, Nr. 40 a: Kanzleiordnung vom 20. Juli 1673, Bl. 23–31.

³⁹ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 27: Friedrich Wilhelm an Regierung, Potsdam 5. 10. 1687, Bl. 26–27.

⁴⁰ JÄHNIG, *Etatsministerium* (wie Anm. 10), S. 70.

⁴¹ KNACKMUSS (wie Anm. 35), S. 188, 190.

Registraturen ausgestattet. Im Juli 1719 wies der König die Behörden an, Akten zu heften, sie zu foliieren und mit einem Rotulus zu versehen⁴². Bisher galt dieser „Aktenführungserlass“ Friedrich Wilhelms I. als Beginn der rational-deduktiven Aktenbildung⁴³. Die Antwort aus Königsberg zeigt, dass die Kanzleibedienten die Aktenführung besonders bei den Gerichten zwar als sehr zweckmäßig erachteten. *Was [jedoch] der Regierung anbetrifft, so haben wier bereits berichtet, wie das hiesige Archiv von alters her nicht in der Ordnung gehalten worden, wie es woll hätte seyn sollen, und vor unser Zeiten, unter den vorigen von der hohen Landesherrschaft verordneten Archivariis, in große Verwirrung gerahten, da denn auch endlich Ew. K. Mayst. auf unseren wiederhohleten Vorschlag den jetzigen Archivarium Scheel im vorigen Jahre zum Archivario bestellt haben, welcher vom frühesten morgen an bis in den späten abend mit gar großen Fleiß bemühet ist, das Archiv in eine gantz neue Ordnung zu bringen, ungeachtet er bis dato noch gar keine Gehalt genießet. Und möchten wir wünschen, daß dabey die sämtliche acta auch geheftet und foliirt werden könnten. Es ist aber razione der alten acten solches noch zur Zeit aus vielen uhrsachen gantz unmöglich. Wegen der neu dazu kommenden acten aber müsten wir erstlich vorstellen, daß bey der Regierung eigentlich dergleichen Justizsachen in der Art wie bey den Justiz collegiis nicht tractiret und recht förmliche processe geführt werden, sondern solche Sachen vorkommen, wie in der dortigen geheimbden Cantzley aus gefertigt, und in dem geheimbden Archiv daselbst reponiert werden, hiervon aber bestehet der wenigste Theil in Partsachen, und wird das meiste ex officio ausgefertigt. Und ob wier gleich voll begreifen, daß es gutt wäre, wenn es mit solchen Regierungs actis ebenfalls auf obige Art eingerichtet werden könnte, und solches selbst gewis sehen möchten, so ist es doch eine sehr große Menge, was täglich in die Cantzley kompt, und keine Archivarii werden, acta zu hefften und zu binden, als welcher seine zeit, bevorab bey dem zustande des hiesigen Archivs, besten anwenden kann⁴⁴. Ein weiterer Aktenvermerk vom 24. April 1727 erhellt: *Da die Auffwahrter bey der Geheimbten Cantzeley nicht im Stande sind, die in derselben ihnen gegebene Acta zu hefften, auch mit der Einbindung nicht wohl umbzugehen wissen, so daß sie Papier theils zerreisen, theils dahin einhefften, wo so nicht hingehören, so muß künfftig allemahl, wenn Acta zu hefften vorfallen, ein Buchbinder zu solchen Behuff auff die Cantzely gehohlet und in Gegenwart eines Auffwahrers diese Arbeit verrichtet werden⁴⁵.**

⁴² GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 30: Friedrich Wilhelm I. an Regierung, Berlin 1. 7. 1719, Bl. 1–1v.

⁴³ FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 32; KNACKMUSS (wie Anm. 35), S. 194.

⁴⁴ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 30: Regierungsbericht, o. O. 7. 8. 1719, Bl. 6–8.

⁴⁵ GStA PK, XX. HA EM, Tit. 19 c I, Nr. 30: Aktenvermerk, Königsberg 24. 4. 1727, Bl. 12.

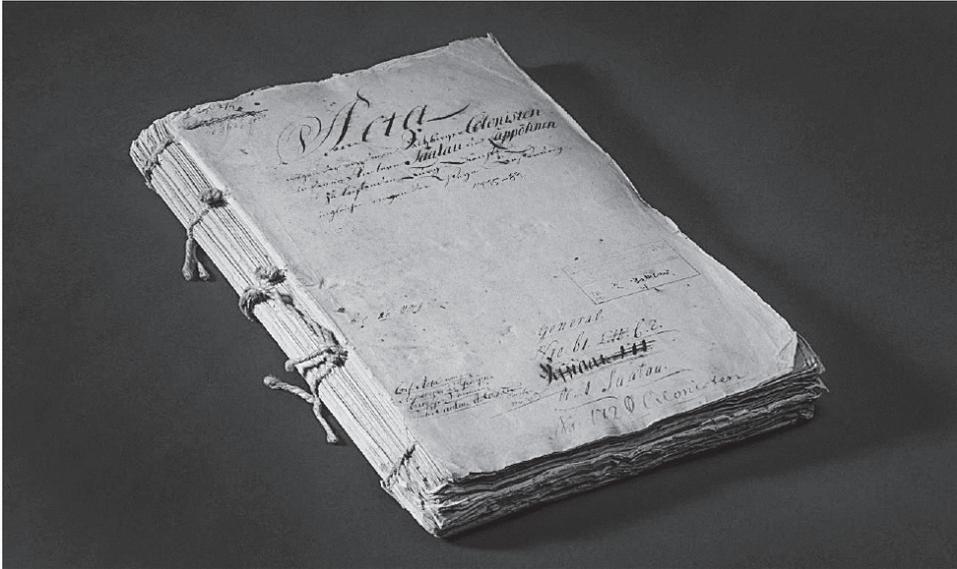


Abb. 3. Mit Bündeln formierte Akte der Kriegs- und Domänenkammer zu Königsberg. Quelle: GStA PK, XX. HA, Rep. 5, Tit. 2, Nr. 4: Burgdienste der Salzburger in den Ämtern Saalau und Lappöhnen 1775–1789; Fotografin: Christine Ziegler

Seit Jahrhunderten banden der Hofbuchbinder und weitere Königsberger Buchbindereien die Regierungsunterlagen. Die angeordnete Aktenführung änderte daran nichts. Die Abbildung 3 zeigt eine Akte der Kriegs- und Domänenkammer aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie wird durch Bündel zusammengehalten. Die berühmte „preußische Fadenheftung“ war zumindest in der Frühen Neuzeit doch nur eine „Berliner Fadenheftung“.

Was die Regierung in ihrem Bericht mit *ganz neuer Ordnung* des Archivars Benjamin Scheel bezeichnete, war in der Tat eine Abkehr von dem in Misskredit geratenen praktisch-induktivem Ablagesystem. Scheel, der bereits als Adjunkt in der Registratur gearbeitet hatte und im Jahr 1722 als Archivar eingestellt worden war, ging die Ressorts und Aufgaben der Regierung durch und erarbeitete daraus einen sachlich-topografischen Aktenplan. Nunmehr sollten die Schriftstücke nicht in Amtsbücher abgeschrieben bzw. in Folianten weggebunden werden, sondern nach der Aktenplanposition, den sogenannten „Abteilungen“, abgelegt werden⁴⁶. Alles Schriftgut, sowohl dasjenige, das den Weg in die Folianten noch nicht gefunden hatte, wie neu anzulegende Vorgänge, wurde nun in 221 Abteilungen abgelegt. Sein Nachfolger Elias Diederich v. Klinggräf erachte-

⁴⁶ FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 35.

te die Anzahl als zu weitläufig und reduzierte sie auf 142, indem er einige Abteilungen zu Unterabteilungen verschob⁴⁷.

Als die Altpreußische Regierung im Jahr 1804 ihre Arbeit einstellte, hatte sie eine sehr komplexe und schwer zu benutzende Überlieferung hinterlassen. Seit dem 16. Jahrhundert gab es eine klassische Amtsbuchführung mit Abschriften von Schreiben und Urkunden. Ab dem 17. Jahrhundert kamen Folianten hinzu, in denen lose Schriftstücke nach Schreibrichtung, nach Funktion oder zu ganzen Vorgängen eingebunden worden waren. Im 18. Jahrhundert stellte die Geheime Kanzlei auf eine parallele Aktenführung um.

III. Verzeichnung der Regierungsunterlagen im 19. und 20. Jahrhundert

Friedrich Adolf Meckelburg, Direktor des Königsberger Staatsarchivs von 1863 bis 1874, verzeichnete die Ostpreußischen Folianten (Ostpr. Fol.), wie sie nach der Ordnung in der Kanzlei, nach Abteilung, Gruppen und Untergruppen, aufgestellt waren⁴⁸. Daraus entstand ein Sammelfindbuch, das bis heute im Einsatz ist. Für die Ordnung und Verzeichnung der Bestände des 16. Jahrhunderts war Hermann Ehrenberg zuständig. Die auswärtige Korrespondenz, die nach ständischem Rang der Korrespondenzpartner in Schränken in der Regierungsregistratur geordnet war, löste er in den 1880er Jahren auf und ordnete sie nach Sachen und Ländern neu. Diese Neuordnung orientierte sich an tradierten Verzeichnungsmethoden. Angelehnt an das Ordensbriefarchiv entstand so das „Herzogliche Briefarchiv“ (HBA) als unechter Provenienzbestand. Zwar finde man sich in dieser Ordnung gut zurecht, die Erschließung Ehrenbergs bewerteten spätere Archivare dennoch als trocken und lieblos. Kurt Forstreuter bezeichnete sie sogar als „Schmerzskind“⁴⁹. Die rein formale Abgrenzung der Archivalien nach Briefen und Akten verwirre, so befinde sich die Korrespondenz mit Polen beispielsweise einerseits im Herzoglichen Briefarchiv, andererseits nach wie vor in der Regierungsregistratur, dabei sei die Provenienz doch

⁴⁷ JÄHNIG, *Etatsministerium* (wie Anm. 10), S. 75; WAGNER, Bd. 2 (wie Anm. 10), S. 129.

⁴⁸ Stefan HARTMANN, *Das Herzogliche Briefarchiv und seine Regestierung*, in: *Preußens erstes Provinzialarchiv* (wie Anm. 10), S. 197–213, hier S. 198; FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 24; Bernhart JÄHNIG, *Die Bestände des historischen Staatsarchivs Königsberg als Quelle für Familien- und Personenforschung*, in: *Der Herold. Vierteljahresschrift für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften*, Bd. 10, Jg. 25 (1982), Heft 6/7, S. 151–163, hier S. 155; zu weiteren Erschließungsbemühungen im 19. Jh. vgl. WAGNER, Bd. 2 (wie Anm. 10), S. 130 ff.

⁴⁹ FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 70–71.

dieselbe, so Stefan Hartmann⁵⁰. Einen weiteren unechten Provenienzbestand legte der Archivar Georg Adalbert von Mülverstedt in den 1850er Jahren an. Aus genealogischem Interesse entnahm er aus der Regierungsregistratur einzelne lose Schriftstücke und Vorgänge, um sie als Sammlungsbestand „Adelsarchiv“ neu aufzustellen. Bereits in Folianten gebundene Schriftstücke ließ er unberücksichtigt. Wie beim Herzoglichen Briefarchiv entstand so eine hybride Überlieferung⁵¹.

Die „Hufenschußprotokolle“ (GHS) bilden weitere hybride Regierungsunterlagen. Um die Steuererhebung von der Bewilligung des Landtags unabhängig zu machen, wurde die Kontribution zu einer permanenten Grundsteuer umgebildet. Die Protokolle der Hufenschußkommission verzeichnete der Archivar Kleimau bereits im Jahr 1931 und verwies in der Findbucheinleitung darauf, dass sich die Aktenüberlieferung dazu in der Regierungsregistratur befindet. Die Protokolle dienten als Bemessungsgrundlage für die Steuererhebung und fungierten somit als analoges Fachverfahren der Regierung. Durch die gesonderte Verzeichnung wurden sie als unechter Pertinenzbestand aufgestellt. Die Amtsrechnungen waren bereits im 19. Jahrhundert in einem gesonderten Findbuch verzeichnet worden, ebenso die sogenannten „Metriken-, Haus-, Ingrossations- und Grundbücher“. Letztere enthalten Urkundenabschriften, die von der Geheimen Kanzlei einerseits angelegt worden waren, um den Hauptleuten beim Amtsantritt einen Überblick über die Rechtsverhältnisse vor Ort zu verschaffen und andererseits zur Rechtssicherheit, um bestehendes Recht zu dokumentieren und Urkunden reproduzierbar zu halten. Als oberstes Rechtsinstitut besaßen Abschriften durch die Regierung und deren Verwahrung in der Geheimen Kanzlei Beweiskraft⁵². Die Erschließung der parallelen Aktenüberlieferung be-

⁵⁰ Forstreuter meint sogar, dass der gesamte Bestand neu verzeichnet werden müsse, ebd. S. 50, 69, 70–71; HARTMANN (wie Anm. 49), S. 199–213. Seit den 1990er Jahren arbeitet ein Regestierungsprojekt kontinuierlich daran, Schriftstücke aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten editorisch zusammenzuführen, vgl. Dieter HECKMANN, Einleitung, in: *Die Beziehungen der Herzöge in Preußen zu West- und Südeuropa (1525–1688)*. Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten, hg. von Jürgen KLOOSTERHUIS/Iselin GUNDERMANN, Köln u. a. 1999, S. 1–18; https://www.gsta.spk-berlin.de/herzogliches_briefarchiv_440.html (Stand: 19.12.2016).

⁵¹ GStA PK, XX. HA, Adelsarchiv, Bestandseinleitung; Hans KOEPPEN, Das „Adelsarchiv“ des Staatsarchivs Königsberg (Archivbestände Preußischer Kulturbesitz) im Staatlichen Archivalager in Göttingen, in: *Preußenland 12* (1974), S. 33–62.

⁵² Insbesondere bei Verlust der Ausfertigungen war es möglich, anhand des Amtsbucheintrags eine Urkunde zu reproduzieren. Diese Amtsbücher enthalten Abschriften mittelalterlicher Urkunden und wurden teilweise durch Streichungen, Vermerke und Nachträge fortgeschrieben. Urkundenabschriften mussten von den Hauptleuten bei der Regierung eingereicht werden, die Geheime Kanzlei ließ sie zu Folianten binden, vgl. Stephan

gann durch den Archivar Max Hein in den 1920er Jahren⁵³. Mit der Verzeichnung der Abteilungen 2 bis 9 des „Etatsministeriums“ (EM) entstand so ein weiterer unechter Provenienzbestand⁵⁴. In den 1970/80er Jahren wurde die Verzeichnung fortgeführt. Dabei wurden die sogenannten „Abteilungen“ aus dem 18. Jahrhundert größtenteils beibehalten und in „Titel“ umbenannt⁵⁵.

Die Trennung der Regierungsunterlagen in unechte Provenienz- und Pertinenzbestände besitzt eine lange Tradition. Sie reicht weit ins 19. Jahrhundert zurück. Im 20. Jahrhundert wurde die separierte Verzeichnung der Folianten nach Pertinenz bzw. nach Organisationseinheiten fortgeführt. Sie verschleiert, wer der Schriftgutproduzent ist, und suggeriert, es bestünden eigenständige Behörden nebeneinander. Die Abbildung 2 zeigt die Behördenorganisation im 17. Jahrhundert, wie sie trotz einiger Kompetenzverschiebungen bis zur großen Verwaltungsreform durch Friedrich Wilhelm I. 1722/23 bestand. Trotz der Selbstständigkeits Tendenzen blieben Kammern und Gerichte Organisationseinheiten der Regierung. Deren Schriftgut wurde ebenso in der Geheimen Kanzlei verwaltet wie dasjenige, welches die Regierungsräte entweder in kollegialischer Zusammenarbeit oder getrennt in ihrer jeweiligen Ressortzuständigkeit produzierten. Erst mit der Gründung eigener Kanzleien und Registraturen im 18. Jahrhundert bildeten sich weitere echte Bestände, was die gesonderte Verzeichnung

WALDHOFF, Zur Überlieferung mittelalterlicher Urkunden in Amtsbüchern des 16. Jahrhunderts, in: Edition deutschsprachiger Quellen aus dem Ostseeraum (14.–16. Jahrhundert), hg. von Matthias THUMSER/Janusz TANDECKI/Dieter HECKMANN, Toruń 2001, S. 99–119, hier S. 107–109, 114.

⁵³ GStA PK, XX. HA, Etatsministerium: Vorbemerkungen im Findbuch Nr. 1, S. 1; JÄHNIG, Etatsministerium (wie Anm. 10), S. 75; FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 81.

⁵⁴ KNACKMUSS (wie Anm. 35), S. 185 f.

⁵⁵ KLOOSTERHUIS, Tektonik-Geschichte (wie Anm. 6), S. 475; DERS., Von der Repositorenvielfalt zur Archiveinheit. Die Etappen der Tektionierung des Geheimen Staatsarchivs, in: Archivarbeit für Preußen. Symposium der Preußischen Historischen Kommission und des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz aus Anlass der 400. Wiederkehr der Begründung seiner archivischen Tradition, hg. von DEMS., Berlin 2000, S. 47–78, hier S. 49; Heinz-Ulrich HARDENBERG, Neuverzeichnung der „Licentsachen“, „Zollsachen“, „Pest- und Sterbesachen – Vieh“ des Etatsministeriums, in: Preußenland 16 (1978), S. 1–7; Stefan HARTMANN, Die Neuverzeichnung der Abt. 98 „Amt und Stadt Memel“ des Etats-Ministeriums Königsberg im Staatlichen Archivlager Göttingen, in: Preußenland 13 (1975). S. 35–42; Stefan HARTMANN, Die Verzeichnung der Abt. 97 „Moskau“ des Etatsministeriums Königsberg, in: Preußenland 19 (1981), S. 33–44; Ursula BENNINGHOVEN, Bericht über die Verzeichnung der Abteilungen 128, 133, 53 und 54, 135, 136 des Etatsministerium Königsberg, in: Preußenland 25 (1987), S. 1–64; Ursula SCHÄFER, Neuverzeichnung der Abteilung 122 „Hauptamt Rhein“ des Etatsministeriums Königsberg, in: Preußenland 22 (1984), S. 61–64; JÄHNIG, Etatsministerium (wie Anm. 10), S. 75.

in Repositoren durch Max Hein in den 1920/30er Jahren rechtfertigt⁵⁶. Nach Abschluss der Provenienzprüfung im Jahr 2017 sind die Regierungsunterlagen in einer aufgabenbezogenen Bestandsklassifikation virtuell zusammengeführt worden (Anlage)⁵⁷.

IV. Formale und inhaltliche Kurzbeschreibung der Ostpreußischen Folianten

Der Begriff „Foliant“ definiert ein Buchformat. Durch einmaliges Falten eines Bogens Büttenpapiers bildet sich das Folioformat⁵⁸. Ostpreußische Folianten des 16. Jahrhunderts besitzen häufig kunstvoll geschnitzte oder lederbezogene Holzbuchdeckel mit Buchschließen. Auf unbeschriebenen Seiten wurden Einträge vorgenommen. So trug man beispielsweise in Tagebücher Postein- und -ausgänge ein, in sogenannte Registranten schrieb man ausgehende Schriftstücke und in Haus- und Grundbücher Urkunden ab. Im 18. Jahrhundert kamen Protokollbücher und Reskriptenbücher hinzu. In ersten waren Beschlüsse vermerkt und in zweiten innerbehördliche Dienstanweisungen eingetragen. Diese Foliantentypen entsprechen als Kopyare oder Register der Definition klassischer Amtsbücher – in Büchern gebundene Lagen Papier mit seriellen Einträgen⁵⁹. Nach der Amtsbuchlehre lassen sie sich als „Amtsbücher zur Rechtsaufschreibung, zur Justizausübung, zur Verwaltungs- oder Wirtschaftsführung“ klassifizieren⁶⁰.

Im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts wurden einige Kopyare durch sogenannte Konzeptbände abgelöst. Die Einbände sind meist weniger verziert, einige Buchdeckel bestehen aus Holz, andere aus beschriftetem Pergament oder Altpapier. Statt der Amtsbucheinträge waren Schriftstücke nach Schreibrichtung

⁵⁶ FORSTREUTER (wie Anm. 10), S. 81; vgl. Anm. 25 und 26. Zur Raumordnung der Organisationseinheiten im Nordflügel des Schlosses vgl. WAGNER, Bd. 1 (wie Anm. 10), S. 107–110, 237f., 348–354.

⁵⁷ Die Bestandsklassifikation bildet nur die oberste Gliederungsebene nach Aufgaben ab.

⁵⁸ PAPRITZ, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 184; Josef HARTMANN/Jürgen KLOOSTERHUIS, Amtsbücher, in: Die Archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die historischen Hilfswissenschaften, hg. von Friedrich BECK/Eckart HENNING, Köln 2003, S. 40–73, hier S. 54f.

⁵⁹ HARTMANN/KLOOSTERHUIS (wie Anm. 58); Johannes PAPRITZ, Archivwissenschaft, Bd. 2, Marburg 21983, S. 74–190; Stefan PÄTZOLD, Amtsbücher des Mittelalters. Überlegungen zum Stand ihrer Erforschung, in: Archivalische Zeitschrift 81 (1998) S. 87–111; DERS., Zwischen archivischer Praxis und kulturgeschichtlichem Paradigma: Jüngere Ansätze der Amtsbuchforschung, in: Amtsbücher als Quellen der landesgeschichtlichen Forschung, hg. von Wilfried REININGHAUS und Marcus STUMPF, Münster 2012, S. 9–40.

⁶⁰ HARTMANN/KLOOSTERHUIS (wie Anm. 58), S. 65.

chronologisch sortiert eingebunden. Weitere Foliantentypen entstanden Mitte des 17. Jahrhunderts durch das Zusammenbinden von Vorgangsdokumenten und dem Zusammenbinden von Schriftstücken nach formalen Kriterien zu einem bestimmten Zweck. Obwohl diese Foliantentypen die Kopiare in veränderter Form fortführen, sind sie keine Amtsbücher⁶¹. Stattdessen handelt es sich nach der Papritz'schen Strukturlehre entweder um Serien- oder um Sachakten, die jedoch statt der Aktenheftung eine Buchbindung aufweisen⁶². Sie sind demnach als „zu Serien- oder Sachakten buchgebundene Schriftstücke“ zu klassifizieren. Diejenigen Folianten, die für bestimmte Datenabfragen angelegt worden waren, sind als „zu Fachverfahren buchgebundene Schriftstücke“ zu klassifizieren.

Das Sammelfindbuch Meckelbecks führt die innere Korrespondenz unter dem Begriff „Kammersachen“ getrennt in sieben Serien auf. Die erste Serie⁶³ (Fol. 912–980) enthält Beglaubigungen von Urkunden und Verträgen durch die Regierung, zumeist Verschreibungen, Verpfändungen, Handfesten, Kaufverträge, Kreditverträge, Bestellungen, Testamente und Eheverträge. Sie beginnen als Kopiare und gehen seit 1606 in Vorgangsfolianten über. Die zweite Serie⁶⁴ (Fol. 981–996) ergänzt dies als nachgebundene Schriften. Die dritte Serie⁶⁵ (Fol. 997–1092) enthält „Anweisungen der Altpreußischen Regierung“. Sie besteht bis zum Jahr 1616 aus Kopiare, danach aus Ausgangsfolianten. Die vierte Serie⁶⁶ (Fol. 1093–1129a) ergänzt dies und beginnt mit vier Kopiare, gefolgt von 39 Eingangsfolianten, die Suppliken und Berichte von nachgeordneten Behörden, Bediensteten, Vasallen oder Untertanen an die Altpreußische Regierung enthalten. Die Protokollbücher, die aus Sitzungsprotokollen und weiteren zusammengebundenen Suppliken, Berichten und Konzepten bestehen, bilden eine fünfte Serie⁶⁷ (Fol. 1130–1207c). Die sechste Serie⁶⁸ (Fol. 12736–12818) enthält in

⁶¹ Kloosterhuis nennt sie „Pseudo-Amtsbücher“, vgl. HARTMANN/KLOOSTERHUIS (wie Anm. 58), S. 57.

⁶² PAPRITZ, Bd. 2 (wie Anm. 59).

⁶³ Bisheriger Serientitel: „Hoheits- und Gnadensachen, Confirmationen u. Consense. Copiarium der Verschreibungen, Bestellungen, Kauf- und Tauschverträge, Obligationen, Reverse, Quittungen, Testamente, Leibgedinge, Heiratsnoteln, Mutzettel, Confirmationen und Transsumption, Atteste aus den Jahren ...“.

⁶⁴ Bisheriger Serientitel: „Verschreibungen in Kammersachen, Concepte der Verschreibungen, Bestellungen, Contracte, Confirmationen und Transactionen in Kammersachen, zusammengebunden aus den Jahren ...“.

⁶⁵ Bisheriger Serientitel: „Erlasse in Verwaltungsangelegenheiten“.

⁶⁶ Bisheriger Serientitel: „Abschiede in Kammersachen“.

⁶⁷ Bisheriger Serientitel: „Protokollbücher der Oberratsstube“. Davon enthalten Bände des 17. Jh. auch Suppliken, Berichte und Konzepte („Rat und Abschied“), Bände des 18. Jh. bestehen aus Sitzungsprotokollen.

⁶⁸ Bisheriger Serientitel: „Missiven in Amtssachen“.

190 Bänden, beginnend als Kopiar und ab 1603 als Ausgangsfoliant, zwar ebenfalls Anweisungen der Altpreußischen Regierung, sie richtet sich jedoch in Angelegenheiten der Hauptamtsverwaltung konkret an die Hauptleute. Die letzte Serie⁶⁹ (Fol. 1208–1269) umfasst die Korrespondenz mit dem Landesherrn. Sie ist entweder als Kopiar, Eingangs- oder Ausgangsfoliant angelegt.

Die Folianten der auswärtigen Korrespondenz sind als Kopiare (Fol. 1–115b) angelegt, ebenso die der Landtagsverhandlungen (Fol. 168–793, 15663–15674). In der Justiz-, Finanz- und Militärverwaltung waren seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verstärkt Vorgangsfolianten in Gebrauch. Die Gerichte formierten vor allem Folianten mit Verhandlungsprotokollen und Urteilsammlungen. Die meisten Foliantenserien enthalten jedoch Abrechnungen. Die Hofstaatsverwaltung legte 225, die Rentei 362, die Lizentkammer 164 und die Amtskammer sogar 11237 Rechnungsbände an. Generell ergab die Provenienzprüfung, dass der Schriftwechsel der Organisationseinheiten überwiegend in den EM-Abteilungen abgelegt und nur die Abrechnungen, Tabellen, Protokolle, Musterungsrollen sowie Urteil-, Urkunden- und Dokumentensammlungen zu Büchern gebunden wurden. Als analoge Datenbanken, Fachverfahren und Nachschlagewerke wurden sie für die tägliche Verwaltungsarbeit benötigt und gingen daher nicht zu den Akten. Durch die zentrale Aufstellung in der Geheimen Kanzlei waren sie von der Regierung und ihren Organisationseinheiten leicht zugänglich und für verschiedene Zwecke verwendbar⁷⁰. Kennzeichnend für alle diese Foliantenserien und -typen ist, dass es dazu jeweils eine parallele Aktenüberlieferung im „Etatsministerium“ bzw. parallele Dokumentensammlungen im „Herzoglichen Briefarchiv“ und im „Adelsarchiv“ gibt und sie daher als hybrid zu betrachten sind.

⁶⁹ Bisheriger Serientitel: „Berichte an den Hof und Reskripte in Kammer- und allen anderen Sachen“.

⁷⁰ Kanzlei (EM 19), Amtskammer (EM 3, 5), Officium Fisci (EM 32, 33), Rentei (EM 123), Lizentkammer (EM 89), Kriegskammer (EM 75, 83), Kriegskommissariat (EM 21), Hofgericht (EM 60), Hofhalsgerichts (EM 62). In der Einleitung des Findbuches 209 wurde vermerkt, dass in den Folianten nur die Visitationsprotokolle der Kirchen- und Schulkommissionen gebunden wurden, während sich die Akten dazu in den einzelnen EM-Abteilungen der Ämter befinden. Ein gleiches findet sich in der Einleitung des Findbuches 162 b, wonach nur die Protokolle der Hufenschoßkommission in Folianten gebunden und die Akten dazu in der entsprechenden EM-Abteilung abgelegt wurden.

V. Fazit

Behörden waren und sind keine starren, sondern dynamische Institutionen. Behördengeschichte ist immer eng mit der gesellschaftlichen Entwicklung und der Ereignisgeschichte verbunden. Sie gewinnen Kompetenzen dazu und geben Aufgaben ab. Sie gründen Organisationseinheiten, formen sie um oder lagern sie aus. Auch die Altpreußische Regierung war in ihrer dreihundertjährigen Geschichte Veränderungsprozessen unterworfen. Zweifelsohne hatte sie im Rahmen der frühmodernen Staatsbildung Federn lassen müssen und verschwand 1804 schließlich ganz aus der Behördenlandschaft. Durch die Erhebung ihres Behördenarchivs zum Provinzialarchiv lebte sie in veränderter und stark reduzierter Form jedoch fort.

Behördliche Schriftgutverwaltung ist kein Selbstzweck. Sie richtet sich immer nach den Bedürfnissen der Verwaltung. Genügte es im 16. Jahrhundert noch, die Schriftstücke chronologisch nach Schreibrichtung zu kopieren, war im Zuge der Schriftgutexplosion dieses Ablagesystem zusammengebrochen und der Leidensdruck im Ablegen, Suchen und Bereitstellen so groß geworden, dass mit der Erfindung der Vorgangsbildung sich ein Paradigmenwechsel in der Schriftgutverwaltung vollzog. Heute ist das vorgangsbezogene Arbeiten Teil optimierter Verwaltungsabläufe. Als Ableitung des Verwaltungsverfahrensgesetzes ist sie in Geschäftsordnungen staatlicher Behörden sogar vorgeschrieben und zählt mittlerweile zum internationalen Standard⁷¹. Der Ursprung liegt in der frühmodernen Verwaltung. Der Zwang, mit Schriftlichkeit immer umfangreicher und komplexer werdende Aufgaben zu erfüllen, führte zu neuen Methoden der Schriftgutverwaltung. Die Einführung der Vorgangsbildung, des Aktenplans und der aktenmäßigen Ablage sowie die Entwicklung und Fortschreibung analoger Fachverfahren waren das Ergebnis eines Anpassungs- und Rationalisierungsdruckes der Schriftgutverwaltung auf die Bedürfnisse exekutiver Verwaltungstätigkeit.

⁷¹ Verwaltungsverfahrensgesetz, in: <https://www.gesetze-im-internet.de/vwvfg> (Stand: 19.05.2017); Gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesministerien, in: <http://www.bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/139852/publicationFile/13306/ggo.pdf> (Stand: 19.05.2017); *Moderner Staat – Moderne Verwaltung. Richtlinie für das Bearbeiten und Verwalten von Schriftgut (Akten und Dokumenten) in Bundesministerien (RegR)*, hg. vom Bundesministerium des Innern, Berlin 2001; Joachim KEMPER/Alexandra LUTZ/Irmgard MUMMENTHEY/Christoph POPP/Steffen SCHWALM/Claudia ZENKER-OERTEL, *Schriftgutverwaltung nach DIN ISO 15489. Ein Leitfaden zur qualitätssicheren Aktenführung*, hg. von Alexandra LUTZ, Berlin u. a. 2012.

Anlage: Altpreußische Regierung (1525–1804) – Bestandsgliederung

Korrespondenz mit den Landesherren

- HBA I „Innere Verwaltung“
- HBA K „Herzogliches Haus“
- Fol. 1208–1219 „Korrespondenz mit dem Herzogshaus“ (11 Bde.)
- Fol. 1220–1269 „Korrespondenz mit dem Kur- und Königshaus“ (56 Bde.)
- EM 85 „Landesherrliche Sachen“ [enth. u. a. Souveränitätsfrage aus HBA]

Beratungen und Zuschreibungen von Regierungsbeschlüssen

- Fol. 997–1092 „Anweisungen der Altpreußischen Regierung“ (96 Bde.)
- Fol. 1093–1129a „Suppliken und Berichte an die Altpreußische Regierung“ (39 Bde.)
- Fol. 1130–1207c „Sitzungsprotokolle und Bescheidung von Suppliken und Berichten“ (Protokollbücher)“ (78 Bde.)

Landtagsverhandlungen

- Fol. 468–793, 15663–15674 „Landtage“ (332 Bde.)
- EM 87 „Landstände und Erbhuldigungen“ [enth. u. a. Huldigungen aus HBA]

Auswärtige Beziehungen

- HBA A „Deutschland“
- HBA B „Polen“
- HBA C „Westpreußen“
- HBA D „Kur- und Livland“
- HBA E „Russland, Wallachei, Türkei“
- HBA F „Dänemark, Holstein, Schweden, Norwegen“
- HBA G „West- und Südeuropa“
- HBA H „Gesandtschaftssachen, Zeitungen, usw.“
- Fol. 1–4 „Franken“ (7 Bde.)
- Fol. 5–7 „Jülich-Kleve-Berg“ (4 Bde.)
- Fol. 8–36 „Schreiben an den Papst, den Kaiser und ins Römisch-Deutsche Reich“ (31 Bde.)
- Fol. 37–38 „Schreiben nach Dänemark, Schweden und Holstein“ (5 Bde.)
- Fol. 39–41 „Schreiben nach Livland und Kurland“ (3 Bde.)
- Fol. 42–61 „Schreiben nach Polen, Litauen und Samiten“ (20 Bde.)
- Fol. 62–77 „Schreiben nach Westpreußen und ins Ermland“ (16 Bde.)
- Fol. 78–83, 15169 „Geheime Verhandlungen“ (7 Bde.)
- Fol. 84–86 „Reichstage im Römisch-Deutschen Reich“ (3 Bde.)
- Fol. 87–89 „Livland und Hansetage“ (3 Bde.)
- Fol. 90–115b „Polnische Reichstage und westpreußische Landtage“ (28 Bde.)
- Fol. 1291–1301 „Preußische Außengrenzen“ (11 Bde.)
- EM 24 „Kurländische Sachen“
- EM 25 „Danzig“

- EM 25 „Dänemark“
- EM 28 „Deutsches Reich“
- EM 30 „England“
- EM 31 „Ermland“
- EM 36 „Frankreich“
- EM 52 „Niederlande, Ungarn, Böhmen, Türkei, Schlesien“
- EM 64–66 „Polnisches Preußen/Westpreußen“
- EM 121 „Regierung Marienwerder“ [Beziehungen]
- EM 90/124 „Livland“
- EM 91 „Litauen“
- EM 97 „Moskau/Russland“
- EM 111 „Polen“
- EM 112 „Portugal“
- EM 124 „Riga“
- EM 125 „Rom/Italien“
- EM 129 „Schweden“

Hofstaats- und Personalverwaltung

- Fol. 13035–13068 „Bestellungen und Besoldungen“ (35 Bde.)
- Fol. 13075–13133 „Küchenabrechnungen“ (59 Bde.)
- Fol. 13140–13245 „Gewürz- und Bekleidungsabrechnungen“ (106 Bde.)
- Fol. 13252–13254 „Weinkellerabrechnungen“ (3 Bde.)
- Fol. 13257–13259 „Silberkammerabrechnungen“ (3 Bde.)
- Fol. 13262 „Schlossinventare“ (1 Bd.)
- Fol. 13265–13282, 151721 „Schlossbaurechnungen“ (19 Bde.)
- Fol. 14875, Teil 2 „Rangstreit bei der Bestallung von Regierungsräten“ (5 Bl.)
- Rep. 26 „Oberburggräfliches Amt“ (19 VE) [enth. Versorgungsansprüche]
- EM 15 „Bestellungen“
- EM 50 „Hofstaatsverwaltung“
- EM 133 „Stallsachen“

Schriftgutverwaltung

- Fol. 14201–14215 „Formel- und Titelbücher“ (13 Bde.)
- Fol. 14231–14233 „Post- und Botenbücher“ (3 Bde.)
- Fol. 14241–14611/4 „Repertorien und Tagebücher“ (379 Bde.)
- Fol. 14700a „Verzeichnis der Kurfürstlichen Anweisungen 1680–1681“ (1 Bd.)
- EM 19 „Kanzlei“

Wirtschafts-, Regalien- und Finanzverwaltung

- Fol. 885–911a/37 „Steuererhebung für den Landkasten“ (64 Bde.)
- Fol. 12820–12835 „Bernsteinsachen u. Strandsachen“ (9 Bde.)
- Fol. 12868–12870 „Münzregal“ (3 Bde.)
- Fol. 12875–12986 „Königsberger-Pillauer Pfundzollregister“ (112 Bde.)
- Fol. 12987–13024 „Memeler Pfundzollregister“ (38 Bde.)

- Fol. 13025–13026 „Laubiauwer Schleusenzoll-Rechnungen“ (2 Bde.)
- Fol. 13287–13670 „Renteikassenabrechnungen“ (362 Bde.)
- Fol. 15180–15204 „Protokolle der Schank- und Krugkommission“ (7 Bde.)
- Fol. 147001 „Anweisungen an das Kriegskommissariat (Reskriptenbuch)“ (1 Bd.)
- GHS „Protokolle der Hufenschoßkommission“
- Rep. 4 „Kriegskommissariat“ (1 VE)
- EM 16 „Bernsteinsachen“
- EM 20 „Kommerziensachen“
- EM 21 „Kommissariatssachen“
- EM 23 „Kontributionssachen“
- EM 74 „Kommerzien- und Wettsachen“ [enth. auch Märkte]
- EM 89 „Lizentsachen“
- EM 99 „Münzsachen“
- EM 110 „Polizeisachen“
- EM 113 „Postsachen“
- EM 123 „Renteisachen“
- EM 127 „Schiffahrt“
- EM 134 „Stromsachen“
- EM 140 „Wechselsachen“
- EM 141 „Weichselsachen“
- EM 142 „Zollsachen“

Justizverwaltung und Rechtsprechung

- Fol. 116–132 „Urkundenabschriften (Metrikenbücher)“ (17 Bde.)
- Fol. 133–384/5, 15673 „Urkundenabschriften (Haus- und Grundbücher)“ (mehrere 100 Bde.)
- Fol. 912–996 „Beglaubigung von Urkunden und Verträgen“ (85 Bde.)
- Fol. 1270 „Protokolle und Urteile des Hofgerichts“ (5 Bde.)
- Fol. 1302–1329a „Grundstücksvermessungen (Grenzbücher)“ (33 Bde.)
- Fol. 1330–1348 „Urteilsbeurkundungen in Kriminal- und Polizeiprozessen“ (20 Bde.)
- Fol. 13741–13746 „Landesordnungen und Landesrechte“ (6 Bde.)
- Fol. 14221–14223 „Kassation von Privilegien und Verschreibungen“ (3 Bde.)
- Fol. 14700, 14700/III „Privilegien und Verschreibungen“ (2 Bde.)
- Fol. 14790, 14794–14795 „Anweisungen und Verordnungen des Officium Fisci“ (9 Bde.)
- Fol. 14791–14792 „Protokolle des Officium Fisci“ (22 Bde.)
- Fol. 14797–14798 „Revision bewilligter Privilegien“ (3 Bde.)
- Fol. 15661 „Kulmisches Recht, Schiffsrecht, Willküren“ (1 Bd.)
- Fol. 15662 „Privilegienabschriften“ (1 Bd.)
- EM 2 „Advokaten“
- EM 12 und 14 „Begnadigungen“
- EM 22 „Konstitutionen“ [enth. u. a. Edikte und Verordnungen]
- EM 32 und 33 „Fiskalia“ [= Officium Fisci]
- EM 59 „Justizsachen, allgemein“
- EM 60 „Oberappellationsgericht (Tribunal), Hofgericht Königsberg, Hofgericht Insterburg“
- EM 61 „Justizsachen“

- EM 62 „Hofhalsgericht“
- EM 63 „Justizkommissionen“
- EM 86 „Landrechte“, [enth. Edikte und Verordnungen aus HBA]

Jagd- und Forstverwaltung

- Fol. 12840–12862 „Forstbewirtschaftung“ (23 Bde.)
- EM 53 „Jagd- und Forstsachen“
- EM 54 „Holzsachen“

Religions-, Bildungs- und Wissenschaftsverwaltung

- Fol. 1271–1290 „Visitationsprotokolle der Kirchen- und Schulkommission“ (20 Bde.)
- Fol. 13671 „Bischofswahl im Bistum Samland“ (1 Bd.)
- Fol. 13672 „Kirchenrechnung Königsberg-Kneiphoff“ (1 Bd.)
- Fol. 13673 „Historia syncretismi Regiomontani“ (1 Bd.)
- Fol. 13674 „Verhandlungen im Osiandrischen Glaubensstreit“ (1 Bd.)
- Fol. 13675–13695 „Kirchenrechnungen Dom Königsberg“ (16 Bde.)
- Fol. 13697 „Reparaturen an St. Nikolai Königsberg-Steindamm“ (1 Bd.)
- Fol. 13698 „Inventar der Kirche Königsberg-Altstadt“ (1 Bd.)
- EM 37, 38 „Geistliche Sachen und Konfessionen“
- EM 39, 40 „Konsistorien“
- EM 41 „Kirchenverwaltung“
- EM 42 „Schulverwaltung“
- EM 135 „Stipendiensachen“
- EM 136 „Stipendien“
- EM 139 „Universität Königsberg“

Sozial- und Sanitätsverwaltung

- EM 43 „Armenwesen“
- EM 73 „Großes Hospital Königsberg“
- EM 107 „Pest und Sterben“
- EM 108 „Pest und Viehsterben“

Militärverwaltung

- Fol. 800–884 „Lehnsherr und Musterungsrollen“ (87 Bde.)
- EM 75 „Militär-, Kriegs- und Defensionsachen“
- EM 83 „Kriegssachen“

Adel und Belehnungen

- „Adelsarchiv“ (15.000 VE)
- Fol. 385–466 „Belehnungen (Lehnbücher)“ (82 Bde.)
- EM 1 „Adel“
- EM 88 „Lehnssachen“

Hauptamtsverwaltung

- Fol. 1353–12589 „Amtsabrechnungen“ (11237 Bde.)
- Fol. 12625 „Beschreibung der Hauptämter“ (2 Bde.)
- Fol. 12599–12718 „Visitationen und Beschwerden in den Hauptämtern“ (133 Bde.)
- Fol. 12736–12818 „Anweisungen an die Hauptämter“ (190 Bde.)
- Fol. 12720–12731 „Verpfändungen und Verkäufe in den Hauptämtern“ (12 Bde.)
- EM 3 „Amtssachen“
- EM 4 „Amts-Arenden“
- EM 5 „Amtskammer“
- EM 6 „Amt Angerburg“
- EM 8 „Amt Balga“
- EM 10 „Amt Barten“
- EM 17 „Amt Brandenburg“
- EM 27.01 „Amt Deutsch-Eylau“
- EM 29 „Amt Elbing“
- EM 34 „Amt Fischhausen“
- EM 44 „Amt Gerdauen“
- EM 45 „Amt Nordenburg“
- EM 46 „Amt Georgenburg und Saalau“
- EM 47 „Amt Gilgenburg“
- EM 51 „Amt Preußisch Holland“
- EM 55 „Amt Insterburg“
- EM 56 „Amt Stallupönen“
- EM 57 „Amt Johannisburg“
- EM 92 „Amt Lötzen“
- EM 93.01 „Amt Lyck“
- EM 94 „Amt Marienwerder und Riesenburg“
- EM 96.01 „Amt Mohrunen und Liebstadt“
- EM 98.I „Amt Memel“
- Fol. 14131 „Dorf Goldbach“ (1 Bd.) [zum Amt Memel gehörig]
- EM 100 „Amt Neidenburg und Soldau“
- EM 102 „Amt Neuhausen und Labiau“
- EM 103.01 „Amt Oletzko“
- EM 104.01 „Amt Ortelsburg“
- EM 105 „Amt Osterode und Hohenstein“
- EM 114 „Amt Preußisch Eylau und Bartenstein“
- EM 116 „Amt Preußisch Mark“
- EM 118.01 „Amt Ragnit“
- EM 119 „Amt Rastenburg“
- EM 122.01 „Amt Rhein“
- EM 126 „Amt Schaaken“
- EM 128.I „Amt Schöneberg“
- EM 130 „Amt Sehesten“
- EM 131 „Amt Serrey und Taurrogen“
- EM 137.I „Amt Tapiau“
- EM 138.01 „Amt Tilsit“

Stadtverwaltung

- Fol. 14001–14003 „Hansestädte“ (3 Bde.)
- Fol. 14101 „Preußische Städte“ (1 Bd.)
- Fol. 1217, 13801–13824, 15172, „Stadt Königsberg“ (24 Bde.)
- Fol. 13901–13918 „Stadt Tilsit“ (23 Bde.)
- Fol. 13951 „Stadt Memel“ (1 Bd.)
- EM 7 „Stadt Angerburg“
- EM 9 „Städte im Amt Balga“
- EM 11 „Städte im Amt Barten“
- EM 18 „Städte im Amt Brandenburg“
- EM 27.02 „Stadt Deutsch Eylau“
- EM 35 „Stadt Fischhausen“
- EM 58 „Stadt Johannisburg“
- EM 70–72, 77–82 „Stadt Königsberg“
- EM 93.02 „Stadt Lyck“
- EM 95 „Städte in den Ämtern Marienwerder und Riesenburg“
- EM 96.02 „Stadt Mohrungen“
- EM 96.03 „Stadt Liebstadt“
- EM 98.II „Festungsstadt Memel“
- EM 101 „Städte in den Ämtern Neidenburg und Soldau“
- EM 103.02 „Stadt Oletzko“
- EM 104.02 „Stadt Passenheim“
- EM 104.03 „Stadt Ortelsburg“
- EM 106.01 „Stadt Osterode“
- EM 106.02 „Stadt Hohenstein“
- EM 109 „Stadt Pillau“
- EM 115.01 „Stadt Bartenstein“
- EM 115.02 „Stadt Preußisch Eylau“
- EM 115.03 „Stadt Landsberg/Pr.“
- EM 117.01 „Stadt Liebemühl“
- EM 117.02 „Stadt Saalfeld“
- EM 118.02 „Stadt Ragnit“
- EM 118.03 „Stadt Pillkallen“
- EM 120.01 „Stadt Rastenburg“
- EM 120.02 „Stadt Schippenbeil“
- EM 122.02 „Stadt Rhein“
- EM 122.03 „Stadt Arys“
- EM 122.04 „Stadt Nikolaiken“
- EM 128.II „Stadt Rosenberg“
- EM 132 „Städtesachen“
- EM 137.II „Stadt Allenburg“
- EM 137.III „Stadt Wehlau“
- EM 137.IV „Stadt Tapiau“
- EM 138.02 „Stadt Tilsit“

Mausoleum in Angerapp. Das Enträtseln einer Pyramide

Von Kamila Storz

Die Ortschaft Angerapp ist im nördlichen Teil des ehemaligen Ostpreußen gelegen; sie gehört zum historischen Kreis Darkehmen. Heute heißt der Ort „Rapa“ und ist an der Grenze von Polen und dem Kaliningrader Bezirk zu finden. Genau hier, in dem um die Ortschaft herum gelegenen Wald, befindet sich das in Form einer Art Pyramide gebaute Mausoleum der Familie von Farenheid¹ (Abb. 1). Es steht heute ohne jegliche Verbindung zum architektonischen Kontext im finsternen Sumpfgebiet, das früher „Luschnitz“ genannt wurde. Ca. fünf Kilometer weiter in Richtung Norden, heute wäre es im Kaliningrader Bezirk, entfaltete sich einst die spätklassizistische Schlossanlage Beynahunen, der prächtige Hauptwohnsitz der Farenheidschen Familie² (Abb. 2). Das Schloss wurde im Zweiten Weltkrieg geplündert und niedergebrannt. Es existiert heute nicht mehr, genauso wenig wie die Parkallee, die von einem anderen Familienbesitz, dem Gutshaus in Angerapp (Abb. 3), zum Mausoleum führte³. Dieses ist auch nicht erhalten. Von den drei Residenzen der Familie im Kreis Darkehmen ist nur noch eine Ruine des neubarocken Gutshauses in Groß Medunischken zu finden (Abb. 4).

Der Weg zum Mausoleum führt heute direkt von der Chaussee, die Benkheim (*Banie Mazurskie*) und Szabienen (*Żabin*) verbindet; rechts in Fahrrichtung Szabienen. Es ist gut erhalten und erscheint für den Betrachter mächtig am Ende eines ca. 300 Meter langen künstlichen Damms, auf dem es errichtet wurde. Wie sieht die Konstruktion dieser „Pyramide“ aus? Auf einem quadratischen massiven Unterbau aus Back- und Feldstein, der an jeder Ecke mit einem den Bau verstärkenden Halbpfeiler versehen wurde (Abb. 5), ruht eine aus Backstein gemauerte schlanke Pyramide (Abb. 7). In der Mitte des Unterbaus befindet sich ein rundbogiger, nach Nord-Nord-West orientierter Eingang (Abb. 6), der aus

¹ Auch: Farenheid.

² Zur Beynahunens Geschichte siehe Bertram FAENSEN, Der Kunstsammler Fritz von Farenheid und der Landschaftspark in Beynahunen, Ostpreußen, in: Italien in Preußen, Preußen in Italien: ein Kolloquium der Winckelmann – Gesellschaft des Forschungszentrums Europäische Aufklärung und der Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam vom 25. Oktober 2002, Stendal 2006, S. 194–212. – Die in den Abb. 2 und 3 wiedergegebenen Postkarten entstammen dem Privatarhiv von Jan Werchowicz in Banie Mazurskie. Ich danke ihm für die freundliche Zusammenarbeit.

³ Carl von LORCK, Die Landschlösser und Gutshäuser in Ost- und Westpreußen, Frankfurt a. M. 1965, S. 99.



Abb. 1. Mausoleum in Klein Angerapp, heutiger Zustand

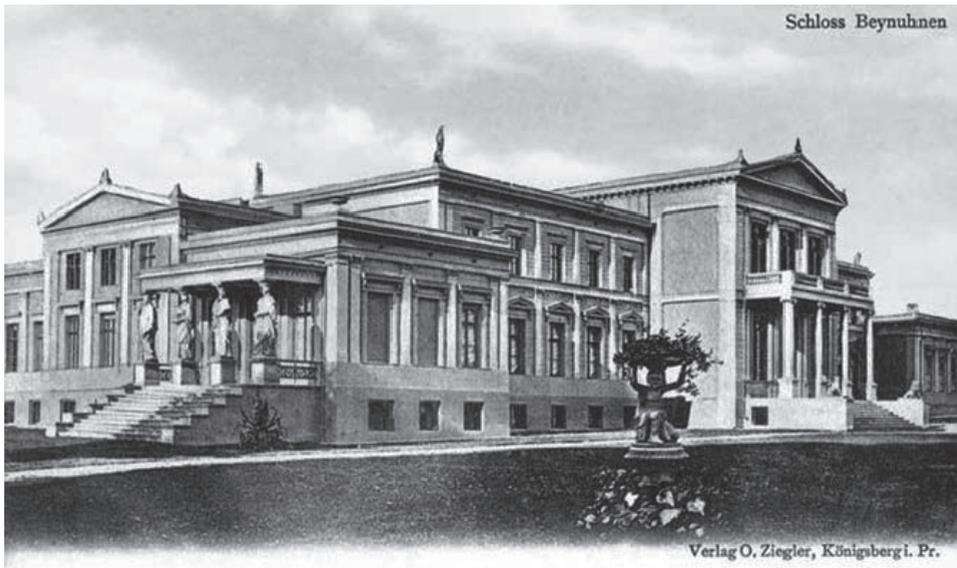


Abb. 2. Das heute nicht existierende Schloss Beynuhnen, alte Postkarte



Abb. 3. Das nicht mehr existierende Schloss Angerapp und das Mausoleum auf einer alten Postkarte



Abb. 4. Gutshaus Groß Medunischken heute

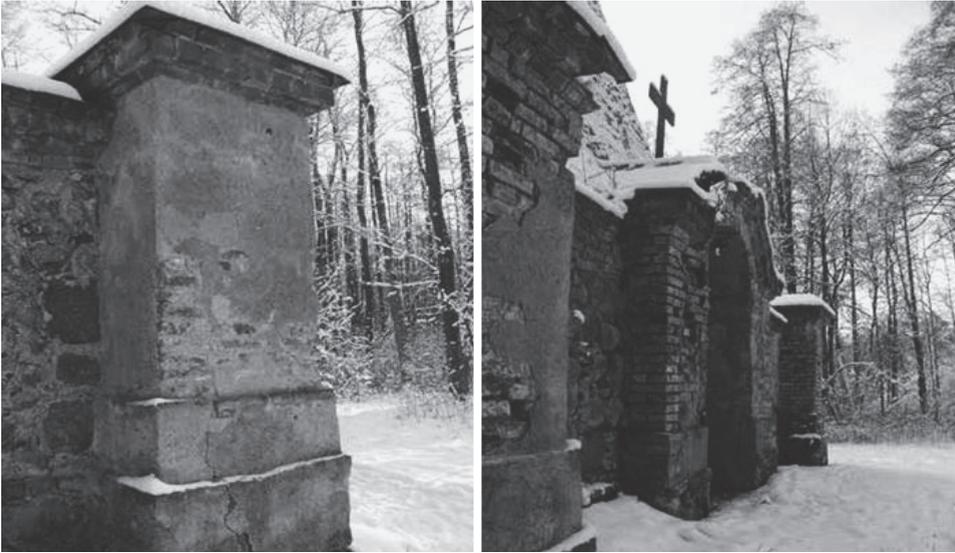


Abb. 5, 6. Elemente der Baukonstruktion – Halbpfiler und rundbogig gewölbter Eingang



Abb. 7. Die auf dem Unterbau ruhende Pyramide, Detail

der Höhe des Unterteils herausragt und an den Seiten von den mit einem Rundbogen verbundenen Pilastern umrahmt ist. Das Bauwerk ist von einem imponierenden Maß: 15,9 Meter hoch (davon ca. 3 Meter allein der Unterbau), und am unteren Rand des Sockels ist es 10,4 Meter breit. Man kann durch drei kleine seitlich an den Mauerwänden platzierte Rundbogenfenster hineinblicken. Vor dem Mausoleum steht eine Informationstafel, die in polnischer Sprache nicht fehlerlos und etwas phantastisch über seine Geschichte erzählt. Es wurde in der Literatur bezüglich dieser ungewöhnlichen Grabstätte überwiegend auf ihre geheimnisvolle Erscheinung und metaphysische Wirkung abgehoben. So liest man zum Beispiel, dass die „Pyramide“ Insekten verscheuche. Die wichtige Information aber, dass Bertel Thorvaldsen sie entworfen haben soll, wurde nie richtig verifiziert. Der vorliegende Aufsatz ist ein Versuch, die Geschichte des Farenheidschen Grabmals zu ordnen und – wie der Titel ankündigt – zu enträtseln.

Die Familie Farenheid kommt aus Niedersachsen. Hans Farenheid zog 1512 vom dortigen Hildesheim nach Königsberg⁴. Die Ähnlichkeit zum berühmten Namen des Erfinders des Thermometers ist kein Zufall: Daniel Gabriel Fahrenheit entstammte der Familie⁵.

Im ostpreußischen Zweig der Farenheids, der mit Angerapp im Zusammenhang steht, hießen alle Männer mit ersten oder zweiten Namen „Friedrich“. Reinhold Friedrich, geb. 1703 in Königsberg, war in dieser Stadt ein Großkaufmann, Stifter des Armenhauses und noch kein „von Farenheid“. Sein Sohn, Kriegs- und Domänenrat Johann Friedrich Wilhelm, geb. 1747 in Königsberg, hat als erster den Adelstitel erworben. Von seinen vier Kindern überlebte nur der 1780 in Königsberg geborene Friedrich Heinrich Johann, und mit dessen einzigem Sohn Friedrich, geb. 1815 in Angerapp, starb das Geschlecht in der männlichen Linie aus. Jeder der letzten drei Farenheids, Johann Friedrich, Friedrich Heinrich und Friedrich, wird in der populären Literatur als Urheber des Mausoleums genannt oder vermutet⁶. Alle drei besaßen diese Art Persönlichkeit, die mit der außergewöhnlichen Idee eines pyramidalförmigen Familiengrabmals kompatibel sein könnte. Welcher ist der Richtige?

Es gibt nur noch eine Quelle, die direkt darüber handelt, und ein paar andere, die Schlussfolgerungen zulassen. Im ersten Fall handelt es sich um einen vom Pastor Helmut Walsdorff an Priester Jerzy Ząbek geschriebenen Brief⁷. Wals-

⁴ Helmut BESCH, Stammtafel der Familie Farenheid, Dessau 1934, S. 1.

⁵ Walter GÖRLITZ, Die Junker. Adel und Bauer im deutschen Osten, Limburg a. d. Lahn 1981, S. 130.

⁶ Vgl. Bernhard KNAPSTEIN, Eine Pyramide in Masuren, in: Preußische Allgemeine Zeitung, 9. September 2006. – Vgl. Tomasz TORBUS, Masuren, Köln 2003, S. 122.

⁷ Das Original befindet sich im Besitz vom Pfarrer Andrzej Domański in Żabin. Eine Kopie ist bei der Autorin vorhanden.

dorff war der letzte evangelische Pfarrer, der die Kirche in Szabienen⁸ verwaltete. Im Zeitraum vom 9. Oktober 1986 bis 22. November 1986 schrieb er dem polnischen Priester. Walsdorff, dankbar für die Hilfe, die Ząbek seiner Bekannten bei ihrem Nachkriegsbesuch in Szabienen geleistet hatte, fasste aus Dankbarkeit auf acht Seiten des Briefes die Geschichte der dortigen Kirchengemeinde zusammen, da er von Ząbeks großem Interesse daran⁹ wusste. Schon auf der dritten Seite erwähnt Walsdorff das Farenheidsche Mausoleum: *1795 war die Frau des Kriegsrats von Farenheid (Johann Friedrich Wilhelm – Anm. d. Verfasserin) gestorben, Friederike geb. Austien. Damals wurde in der sogen. Luschnitz das eigenwillige Mausoleum der Farenheids errichtet (...). Das Mausoleum wurde von dem letzten Farenheid auch nicht mehr beansprucht, – er ist auf seinen Wunsch im Park in Beynuhnen beerdigt*¹⁰.

Die klare Aussage, die uns der Pastor über den Urheber des Familiengrabsmals gibt, bestätigen – wenn auch unmittelbar – andere Quellen. Friederike Amalie geb. Austien starb in Eiserwagen, Ostpreußen¹¹ (heute „Bely Jar“ im Kalinin-grader Bezirk) tatsächlich am 17. November 1795. Die drei aus ihrer Ehe mit Johann Friedrich von Farenheid hervorgegangenen Kinder, Ninette, Karl und Amalie, schlossen noch jung die Augen vor ihrer Mutter¹² und wurden am Sterbeort auf dem westpreußischen Familienbesitz Flatow begraben¹³. Auch die vom Pastor überlieferte Information über die Begräbnisstätte des jüngsten Farenheid, Friedrich von Farenheid-Beynuhnen (genannt „Fritz“), ist nicht zu bezweifeln. Tatsächlich wurde er im Park in Beynuhnen neben seinem Freund Ulrich von Salpius begraben¹⁴, da Fritz nicht *in Angerapp, in dem düsteren Gewölbe des Erbbegräbnisses beigesetzt sein*¹⁵ wollte. Eine solche Äußerung zur ästhetischen Gestalt des Familiengrabs schließt den jüngsten von Farenheid als seinen Urheber und die dahingehende Hypothese aus. Es gibt jedoch auch eine weitere Vermutung, die besagt, dass nicht der Älteste oder Jüngste, sondern der Mittlere der Farenheids, Friedrich Heinrich, das Mausoleum bauen ließ. Der Tod seiner kleinsten Tochter, Ninette, soll der Anlass gewesen sein.

⁸ Die Kirche in Szabienen befand sich auf den Gütern der Farenheids.

⁹ Helmut WALSDORFF, Brief an Priester Jerzy Ząbek [vgl. Anm. 7], S. 1.

¹⁰ Ebd., S. 3.

¹¹ BESCH (wie Anm. 4), S. 10.

¹² Friedrich Heinrich Johann von Farenheid. Eine biographische Skizze, Königsberg 1872, S. 6.

¹³ BESCH (wie Anm. 4), S. 11.

¹⁴ Ph. von BUJAK-BAMBERG, Fritz von Farenheid-Beynuhnen. Eine Lebensskizze, Königsberg 1890, S. 26–27.

¹⁵ Ebd.

Doch auch diese These, näher betrachtet, überzeugt. Im Grabmal befinden sich heute fünf Särge: zwei von antiker Bearbeitung für Erwachsene, ein einfacher Brettsarg ebenfalls für eine erwachsene Person und zwei kleine unverzierte Kindersärge aus unbehandelten Brettern. Mit Hilfe des Farenheidschen Stammbuchs¹⁶, in dem die Begräbnisstätten angedeutet werden, können wir als sicher annehmen, dass Johann Friedrich¹⁷ und sein Sohn mit seiner Gemahlin Wilhelmine in den größeren Särgen ruhen. Einer der kleineren Särge¹⁸ war für Ninette bestimmt. Sie starb unerwartet noch als Kleinkind im Jahr 1811 oder 1812¹⁹. Konnte ihr Vater Friedrich Heinrich von Farenheid einen dermaßen komplizierten Bau, der eine mumifizierende Wirkung und imponierende Größe besitzt, „von heute auf morgen“ bauen lassen, um sein Töchterchen dort zu begraben? Dies scheint eher unwahrscheinlich. Wo wurde dann die Leiche aufbewahrt, wenn das Mausoleum die älteste Familiengrabstätte in der Angerapper Gegend ist?²⁰ Der Bau müsste folglich schon am Tag des unglücklichen Todes des Mädchens fertig gewesen sein. Dadurch bestätigen sich die Worte des Pastors Walsdorff und der von ihm überlassene Brief als eine vollwertige Informationsquelle.

Neben der Frage nach dem Urheber des Mausoleums bleibt auch eine weitere, die nach dem Architekten dieses merkwürdigen Baus offen. Wiederholt nennen verschiedene, sowohl deutsche als auch polnische Reiseführer den Namen von Bertel Thorvaldsen als Architekten des Angerapper Familiengrabs. Auch die polnische Informationstafel am Grabmal selbst spricht davon. Warum wurde Thorvaldsen mit diesem stilistisch bescheidenen Bau überhaupt in Zusammenhang gebracht? Es ist vermutlich auf einen Interpretationsfehler eines Buchtextes des Historikers Carl von Lorck zurückzuführen. Auf Seite 75 seines Buches „Landschlösser und Gutshäuser in Ost- und Westpreußen“²¹ schreibt er über das Schloss in Beynuhnen: *Beynuhnens Bedeutung liegt unter anderem in dem mit Nachbildungen von berühmten Antiken feinsinnig besetzten Park, (...), und mit der Grabstätte Farenheids mit der Marmorfigur der Hoffnung von Thor-*

¹⁶ BESCH (wie Anm. 4), S. 10–11.

¹⁷ Siehe auch Georg KRÜGER, Beiträge zur Geschichte der Familie Farenheid, Königsberg 1900, S. 43.

¹⁸ Der zweite Sarg bleibt unidentifiziert. Man darf aber nicht vergessen, dass die Pyramide zweimal geplündert wurde, während des Ersten und Zweiten Weltkriegs durch russische Soldaten. Auch nach dem Krieg suchte man in diesem Grabmal nach wertvollen Gegenständen. Schon damals müssen die Särge zerstört worden sein. Man schaffte dann neue, um den mumifizierten Leichen doch ein bisschen Ehre zu geben. Daher konnte es leicht dazu kommen, dass man einen zusätzlichen Sarg hineinstellte.

¹⁹ BESCH (wie Anm. 4), S. 11.

²⁰ Die Vorfahren wurden bis zur Entstehung der Pyramide in Königsberg begraben. S. BESCH (wie Anm. 4).

²¹ LORCK (wie Anm. 3).

valdsen (...). Hier erscheint also der Name des dänischen Bildhauers in Konnotation mit einer der Grabstätten der Farenheids, die sich in der Angerapper Gegend befanden. Auf Seite 99 dagegen schreibt der Autor über das Gutshaus in Angerapp: *Im Blickpunkt der Parkallee das Mausoleum der Familie Farenheid in Gestalt einer Pyramide*. Darüber hinaus erzählt von Lorck auf weiteren Seiten seines Buches ausschließlich über Fritz von Farenheid, so dass ein Leser, der keinen weiteren Kontext der Familiengeschichte kennt, die beiden Grabstätten als eine und dieselbe annehmen kann, zumal beide in Parks liegen. Nun sind Bertel Thorvaldsens Werke vor allem die eines Bildhauers, d. h. er beweist stets sein plastisches Talent, schöpft zwar gerne in Kulissen einer Architektur, aber er erschafft keine kleinen Architekturwerke an sich. Auch die Frage, warum man einen damals²² schon vielversprechenden Bildhauer mit dem Entwurf eines Mausoleums ohne jegliche Skulpturenelemente oder Figuren beauftragt haben soll, ist ebenfalls schwierig zu beantworten. Thorvaldsen ist ohne Zweifel der Schöpfer von „Spes“ auf der Grabstätte im Beynuhnens Park, aber kein Schöpfer des Familiengrabs im Park um Angerapp und Medunischken. Für eine derartige Annahme liegen keine Quellen vor.

Die Enträtselung des Mausoleums in Angerapp soll auch eine Erklärung seiner Symbolik enthalten, und sie scheint sowohl spannend als auch kompliziert zu sein, besonders weil die Gestalt dieses Grabmals auf verschiedene, mehrdeutige Weise interpretiert werden kann. Immerhin spiegelt die „Pyramide“ die außergewöhnliche Persönlichkeit ihres Urhebers, des Kriegsrats Johann Friedrich von Farenheid. Man bezeichnet die Grabstätte der Farenheids in Angerapp als eine „Pyramide“, nicht ohne Grund, da ihr pyramidalförmiges Dach den ägyptischen Bauten tatsächlich ähnelt. Hieraus folgt auch eine Erklärung der besonderen Mausoleumsgestalt, die an die Ägyptenmode anknüpft, die infolge Napoleons Feldzug 1798 ganz Europa beherrschte. Es waren zwar auch früher in Architektur, Skulptur und Malerei gerne ägyptische Motive nachgebildet worden wie z. B. die Sphingen im Schlossgarten Schwetzingen (1769) oder die Pyramide im „Parc Desèrt de Retz“ (1781). Was nach dem Feldzug geschah, war eine richtige Sternstunde der Ägyptenmanie²³. Neben der seriösen wissenschaftlichen Erforschung dieser Kultur ließ sich auch die westeuropäische Kunst durch die altägyptischen Architekturwerke inspirieren. Auf dem Marktplatz in Karlsruhe, im Neuen Garten in Potsdam, in Gotha und in etlichen Orten mehr wurden Pyramiden zu verschiedenen Zwecken gebaut. Auf Friedhöfen wurden

²² Zur Entstehungszeit des Mausoleums im Jahr 1795.

²³ Hermann SCHLÖGL/Matthias WINZEN (Hrsg.), *Die Pyramide von Innen. Die Entdeckung des Alten Ägypten im 19. Jahrhundert*, Köln 2009, S. 17.

Obelisken als Grabsteine gesetzt²⁴, und die Symbolisten erkoren die Sphingen zu ihrem künstlerischen Lieblingsmotiv. Obwohl verschieden, waren alle diese durch Ägypten inspirierten Kunstwerke im gewissen Sinne ähnlich – sie ahmten, besser oder schlechter, die altägyptischen Werke nach oder zeichneten sich durch eine direkte, auf ihre Inspirationsquelle hinweisende Verzierung (Hieroglyphen an der Pyramide im Neuen Garten, Potsdam) oder Architekturelemente (monumentale Obelisken am Eingang zur Weinbrenner Synagoge in Karlsruhe²⁵) aus. Darüber hinaus wurden die altägyptischen Skulptur- und Architekturzitate auf antikische Weise uminterpretiert und anders proportioniert. Man ließ sie in erster Linie harmonisch und nicht überwältigend wie bei den Originalen wirken. Die nachempfundenen Kunstwerke verkörperten daher Raffinesse und eine gewisse Eleganz.

Das Mausoleum der Farenheids, in dem beschriebenen Kontext gesehen, scheint ein künstlerischer Misserfolg gewesen zu sein, da in diesem Fall aus der altägyptischen Baukultur nur das angenommen wurde, was sich auf die besondere Bestattungsart (Mumifikation) und nicht die künstlerische Ausschmückung beschränkte. Die Konstruktion des Mausoleums ergibt sich aus dessen technischem Zweck und wurde ausschließlich auf ihn reduziert. Der massive quadratische Unterbau bietet viel an praktischer Nutzfläche im unteren Raum des Grabmals und bildet gleichzeitig eine stabile Stütze für das schwere Dach; seine Tragfähigkeit wird noch durch die Eckpfeiler unterstützt. Ein Rundbogen, der den Eingang krönt, wird auch durch die beiden gleich breiten Pilaster gestützt. Ein Element folgt hier aus dem Anderen; keine Verzierung, keine Veredelung wird in Betracht gezogen. Die etwa zur gleichen Zeit gebaute Pyramide im Neuen Garten in Potsdam, die hier auf Grund einer ähnlichen Baukonstruktion als Vergleichsbeispiel herangezogen werden kann, wurde zwar als Eiskeller genutzt, aber trotzdem sorgfältig durch Hieroglyphen ägyptisierend stilisiert. Sie befindet sich auch im Kontext einer weiteren Gartenarchitektur, denn es wurde ebenfalls eine Orangerie mit einem eine Sphinx tragenden ägyptischen Portal gebaut. Der Architekt Carl Gotthard Langhans adaptierte die charakteristischen Bauformen Ägyptens zu alltäglichen Zwecken. Es handelt sich somit um eine künstliche Inszenierung²⁶ und gleichzeitig eine Art Vorführung und Erprobungsfeld eines Architekten. Das Mausoleum der Farenheids dagegen wird nicht künstlerisch, zur Baumode passend, außergewöhnlich entworfen und gebaut. Wenn die Bauten im Neuen Garten auf den Betrachter Eindruck machen sollten, dann

²⁴ Ebd., S. 199.

²⁵ Vgl. SCHLÖGL/WINZEN (wie Anm. 23), S. 199.

²⁶ Vgl. Florian THEIN, *Zeitgenössische Pyramiden*, in: *Disko 13*, Nürnberg, Oktober 2009, S. 15.

erfüllte das Grabmal in Angerapp vor allem seine ursprüngliche Aufgabe, Aufbewahrung und Mumifikation der Leichen, und bietet für diesen Zweck als Bau die Festigkeit und Geräumigkeit.

Das Mausoleum wurde, wie oben dargelegt, nicht von einem Künstler erdacht. Es wurde zu einem bestimmten praktischen Zweck mit einem mathematischen und physikalischen Wissen entworfen und sollte nicht als Manifest der Ägyptenmanie im rein künstlerischen Sinne, sondern im Sinne der damaligen Aufklärungsideen gesehen werden. Das altertümliche Ägypten faszinierte in der Aufklärungsepoche die zu dieser Zeit aufkommenden Geheimbünde und hier besonders das Freimaurertum²⁷. Der Urheber des Mausoleums, der Kriegsrat von Farenheid, war ein überzeugter Freimaurer²⁸, der die Erfüllung der aufklärerischen Ideale zum Sinn seines Lebens machte. Bereits neun Jahre (sic!) vor der königlichen Verordnung vom 28. Oktober 1807 hob er die Erbunterthänigkeit auf einem seiner Güter auf²⁹. Er darf auch als ein bahnbrechender Reformers der ostpreußischen Landwirtschaft gelten; er ersetzte die veraltete Dreifelderwirtschaft durch das neue moderne Wirtschaftssystem³⁰ und tat die ersten Schritte zur Veredelung der ostpreußischen Rinder- und Pferdezucht³¹. Um die Entstehungszeit des Mausoleums war er der reichste Mann in der Provinz und auch eine der einflussreichsten und bedeutendsten Persönlichkeiten. Der König wollte ihn 1798 sogar in den Grafenstand erheben, doch der Kriegsrat lehnte diese Standeserhöhung ab, da er nicht seine Entscheidungsfreiheit wegen der mit dem Grafenstand verbundenen Verpflichtungen verlieren wollte³². Bescheidenheit, Gerechtigkeit und soziales Engagement – mit voller Konsequenz folgte er dem roten Faden seiner Weltanschauung. Die Gestalt seines Familiengrabs sollte ihn unvergesslich machen. Er war kein Durchschnittsmensch, kein unreflektierter Ideenanhänger. So steht das von ihm erdachte Mausoleum in einer außergewöhnlichen, aber doch rauhen und bescheidenen Form im menschenleeren Sumpfgebiet. Wer es aber findet, wird es bestimmt nicht vergessen.

Je höher der Rang, desto kleiner der Zirkel, zu dem ich gehöre (...), schrieb Johann Friedrich von Farenheid an seinen Schwager, den Kriegsrat Gerhard auf

²⁷ Ebd., S. 13.

²⁸ Er gehörte zur Königsberger Loge „Zu den 3 Kronen“. S. Stanisław MAŁACHOWSKI-ŁEMPICKI, Wykaz polskich łóz wolnomularskich oraz ich członków w latach 1738–1821 [Verzeichnis der polnischen Freimaurerlogen und ihrer Mitglieder in Jahren 1738–1821], Kraków/Krakau 1929, S. 167.

²⁹ KRÜGER (wie Anm. 17), S. 25.

³⁰ Ebd., S. 26.

³¹ Ebd., S. 27.

³² Ebd.

Kuglacken³³. Mit seiner Idee eines Familiengrabs in Form einer Pyramide stand er als Freimaurer nicht allein da. Fast alle Pyramiden – egal ob als Gräber, Gedächtnisstätten oder Eiskeller gedacht –, Obelisken und Sphingen, welche die Landschaftsgärten im 19. Jahrhundert schmückten, gehen auf Freimaurer zurück³⁴. Sie verbanden ihre aufklärerischen Ideale mit den Kulthandlungen der altägyptischen Priesterschaft³⁵, was ihrem Bundkonzept, einer Mischung von Wissen, Geheimnis, Macht³⁶ und religiöser Metaphysik, besonders entsprach.

Nicht ohne Bedeutung ist dabei auch die Symbolik einer Pyramide als eines Baues, der nur mit einem geheimen Können konstruiert werden kann. Da Gott als Weltarchitekt gesehen wird, geben die Freimaurer der Architektur eine besondere Stellung in der Reihe der Künste. Dazu liefert die Person eines Architekten in der Renaissance, auf dessen Berufstradition eines *alle artes liberales* bekennenden Meisters die Wurzeln der Freimaurer beruhen, noch weitere Assoziationen. Daher werden die antiken Architekturelemente gerne in der freimaurerischen Semiotik verwendet oder zur freimaurerischen Erklärung, die nur den Eingeweihten erkennbar bleibt, gemacht. Die Pyramide allein wird nie ein eindeutiges Symbol des Freimaurertums wie etwa Winkelmaß oder Zirkel³⁷. Doch sie wird für seinen Initiationsritus genutzt, was unter dem Einfluss des 1731 erschienenen Romans „Sethos“ geschieht³⁸. Eine Initiation in der Pyramide wird als ein Schritt auf dem Weg zur Erkenntnis wahrgenommen³⁹. Ihre Darstellung wird auch gerne auf den freimaurerischen Zeugnissen, Gefäßen, Lithographien, etc. vielfach verwendet.

Das Mausoleum in Angerapp, so ungewöhnlich wie die Familie, der es die letzte Ehre bietet, verbirgt noch viele weitere Geheimnisse und Fragen. Wenn nicht der berühmte Däne, wer dann war dessen Architekt? Kriegsrat von Farenheid persönlich? Welche Baumeister haben es gebaut, und wie wurden die Leichen mumifiziert? Diese Fragen sind heute vor allem auf Grund des Verlustes des Familienarchivs schwer oder unmöglich zu beantworten. Eines ist aber sicher: Das Mausoleum ist ein einzigartiges Baudenkmal, das die Welt- und Architekturgeschichte seiner Entstehungszeit in knapper Form schildert und zusammenfasst. Wie immer bei besonderen Werken der Architektur ist es notwendig, sie genauer zu betrachten, um sie entschlüsseln zu können.

³³ Ebd., S. 24–25.

³⁴ THEIN (wie Anm. 26), S. 14.

³⁵ Ebd., S. 13.

³⁶ Vgl. Ebd., S. 13–14.

³⁷ Kirk W. MACNULTY, *Wolnomularstwo. Sekrety i symbole masonów, ich historia i znaczenie* [Freimaurerei. Geheimnisse und Symbole der Freimaurer, ihre Geschichte und Bedeutung], Warszawa/Warschau 2007, S. 262.

³⁸ THEIN (wie Anm. 26), S. 14.

³⁹ Ebd.

Der Deutsche Orden in der Erinnerungskultur des Preußenlands im 19. und 20. Jahrhundert

von Jürgen Sarnowsky

Die moderne Wahrnehmung des Deutschen Ordens ist auf merkwürdige Weise gespalten. Seine Geschichte seit der Säkularisierung Preußens tritt deutlich hinter der mittelalterlichen Entwicklung zurück. Der mittelalterliche Orden wurde vielfach unter einer nationalen oder sogar nationalistischen Perspektive betrachtet, die wenig mit der realen Ordensgeschichte zu tun hatte. Der Deutsche Orden erhielt durch die Entscheidung von 1309, den Sitz auf die Marienburg zu verlegen, zeitweilig eine neue geographische Ausrichtung, die eine enge Bindung zwischen Ordens- und preußischer Landesgeschichte schuf und so in die moderne Geschichte hineinwirkt¹. Die neuzeitliche Geschichte des Ordens dagegen, mit wachsender Dominanz der Habsburger, dem Verlust der letzten Ordensterritorien um 1809/10, der Neuorientierung in der Habsburger Monarchie und schließlich der Aufhebung des Ritterbrüderzweiges 1921, hat nur noch wenig mit Preußen zu tun und spielt so insgesamt in der modernen Wahrnehmung eine geringe Rolle. Auch die heutige Präsenz des Deutschen Ordens in Altenheimen, Krankenhäusern und der Suchtprävention wird selten wahrgenommen.

Die nationale Überhöhung oder Verurteilung hatte in Deutschland wie in Polen mit der „Verzögerung“ der Bildung moderner Nationalstaaten zu tun. In Preußen und allgemein in Deutschland wurde der Orden seit den Befreiungskriegen 1813/1815 nach anfänglicher Ablehnung zu einem Symbol deutscher Stärke und kultureller Überlegenheit, noch bevor Bismarcks Einigungskriege

¹ Zur Rolle in Preußen s. u. a. Marian BISKUP / Gerard LABUDA, Die Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen. Gesellschaft – Wirtschaft – Staat – Ideologie (aus dem Poln., 1986), Osnabrück 2000; zu den damit verbundenen politischen Vorstellungen s. vor allem Wolfgang WIPPERMANN, Der Ordensstaat als Ideologie. Das Bild des Deutschen Ordens in der deutschen Geschichtsschreibung und Publizistik (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin. 24), Berlin 1979; Udo ARNOLD, Der Deutsche Orden im deutschen Bewußtsein des 20. Jahrhunderts, in: Vergangenheit und Gegenwart der Ritterorden. Die Rezeption der Idee und die Wirklichkeit, hg. v. Zenon H. NOWAK / Roman CZAJA (Ordines Militares – Colloquia Torunensia Historica. XI), Toruń 2001, S. 39–53. – Der Beitrag ist eng orientiert an den relevanten Teilen von Jürgen SARNOWSKY, Die moderne Wahrnehmung der geistlichen Ritterorden, in: Kreuzzüge des Mittelalters und der Neuzeit. Realhistorie – Geschichtskultur – Didaktik, hg. v. Felix Hinz (Historische Europa-Studien. 15), Hildesheim/Zürich/New York 2015, S. 177–202.

den deutschen Nationalstaat begründeten. Dagegen überhöhte das bis 1916/1918 zwischen Preußen, Österreich und Russland geteilte Polen die Erfolge über den Deutschen Orden in Preußen im Zuge der Entwicklung des eigenen Nationalbewusstseins mythisch und entwickelte dabei ein überaus negatives Bild des Ordens². Diese Rezeptionsgeschichte ist schon für sich ein weites Feld, das im Rahmen eines Aufsatzes nur exemplarisch berührt werden kann. Der Fokus soll daher im Folgenden auf der Wandlung der Wahrnehmung des Deutschen Ordens in Preußen (und Deutschland) und der damit verbundenen Erinnerungskultur liegen.

* * *

Anfänglich wurde der Deutsche Orden im protestantischen Deutschland und speziell in Preußen überwiegend negativ wahrgenommen. Dies hatte verschiedene Ursachen. Im königlichen Preußen, das sich 1454/66 gegen den Orden seine Autonomie unter der polnischen Krone erkämpft hatte, hätte ein positives Bild dem Aufstand der Vorfahren seine Berechtigung genommen, und im herzoglichen, bald dem brandenburgischen Gesamtstaat angeschlossenen Preußen musste man sich gegen die Ansprüche des Ordens, der sein Territorium noch lange nach 1525 durch Prozesse zurückzugewinnen suchte, zur Wehr setzen. So spielte er 1701 bei der Erhebung Friedrichs III. zum König in Preußen keine Rolle, sondern man bezog sich auf mythische Gestalten der Vorordenszeit wie den König Waidewuth³. Die Ordensburgen in Preußen wurden als Steinbrüche benutzt oder zu Speichern umgebaut.

Dazu kam seit dem 18. Jahrhundert die Ablehnung mittelalterlich geprägter Institutionen durch die Aufklärung. Ein Beispiel ist die Sicht Johann Gottfried Herders, der sich auf das Schärfste gegen Zwangsmission und Eroberung wandte. So beschreibt er die Kreuzzüge im 20. Buch seiner „Ideen zu einer Philosophie der Menschheit“ als „Raserei“, die unnötige Opfer an Menschen und Geld gekostet habe, und er betont, die in „Palästina gestifteten geistlichen Ritterorden [seien] Europa zu gar keinem Vorteil gewesen“. Sie hätten nur „Tapferkeit, Stolz, Untreue und Verrat“ gezeigt⁴. In Preußen habe der Deutsche Orden die Prußen

² Vgl. u. a. WIPPERMANN, Ordensstaat (wie Anm. 1), S. 338. Zu Litauen und Russland vgl. Alvydas NYKŽENTAITIS, Das Bild des Deutschen Ordens in der litauischen Geschichtsschreibung und Publizistik, in: Vergangenheit und Gegenwart (wie Anm. 1), S. 115–131; Vera I. MATUSOVA, Zur Rezeption des Deutschen Ordens in Rußland, in: ebd., S. 133–144.

³ Hartmut BOOCKMANN, Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte, München 1994, S. 234–235.

⁴ [Johann Gottfried] Herders Werke in 5 Bänden, hg. v. Wilhelm DOBBEK, Bd. 4, 4. Aufl., Berlin 1969, S. 442–447; WIPPERMANN, Ordensstaat (wie Anm. 1), S. 104.

ausgerottet, das Land unterdrückt und sei „ritterlicher Üppigkeit und Ausschweifung“ nachgegangen⁵.

Dieses negative Bild des Deutschen Ordens findet sich noch beim Königsberger Landeshistoriker Ludwig von Baczko, der 1797 in einem Überblick über historische Bauwerke in Preußen zwar von den massiven Ordensbauten beeindruckt war, aber sofort ergänzte, man müsse daran erinnern, „daß unglückliche Sklaven diese Steinmassen aufthürmten [...], die] kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie jenen unsichtbaren Wesen, denen sie ihren Unterhalt und ihr Daseyn zu verdanken glaubten, auf eine andere Weise in ihren Hainen dienen wollten, als es dem deutschen Orden in seinen Tempeln beliebte“⁶. Die angebliche Versklavung der heidnischen Prußen wurde so mit der Mission Preußens verbunden, die die durchaus positiv gewerteten heidnischen Kulte gewaltsam beseitigt hatte.

Einen Höhepunkt erreicht die aufgeklärte, aber nicht immer wissenschaftlich fundierte Beschäftigung mit der Ordensgeschichte mit dem kleinen Werk von Johann Nikolaus Becker, der 1798 in Auszügen eine „Vincenz von Mainz“ zugeschriebene Weltgeschichte mit einer Geschichte der Hochmeister in Preußen und weiteren Materialien bekannt machte. Vincenz war danach der Kaplan des Hochmeisters Winrich von Kniprode. Die faktisch auf die Zeit Winrichs konzentrierte Chronik berichtet von der Wahl des Hochmeisters, von Gelagen, Folterungen, der Einführung des Weinbaus durch einen Kanonikus Fliedenteufel und einer preußischen Flotte unter einem Admiral Bonström, nicht nur im kritischen Sinne, sondern ebenso in fiktiver Umsetzung einer von Becker real für das Heilige Römische Reich vorgeschlagenen Reformpolitik. Das trotz seiner Anmerkungen aus heutiger Sicht leicht als literarische Fiktion erkennbare Werk wurde lange von Historikern als echt herangezogen, von Ludwig von Baczko, August von Kotzebue und von dem noch zu behandelnden Heinrich von Treitschke⁷. Johannes Voigt, der in seiner Geschichte Marienburgs noch

⁵ Herders Werke (wie Anm. 4), S. 45; WIPPERMANN, Ordensstaat (wie Anm. 1), S. 105.

⁶ Ludwig von BACZKO, Ueber einige Werke der Baukunst, in: Preussisches Archiv 8,11 (1797), S. 681–709, hier S. 683.

⁷ Johann Nikolaus BECKER, Versuch einer Geschichte der Hochmeister in Preußen, seit Winrich von Kniprode bis auf die Gründung des Erbherzogthums, Berlin 1798. – Dazu Hartmut BOOCKMANN, Ostpreußen und Westpreußen (Deutsche Geschichte im Osten Europas), Berlin 1993, S. 34; wesentliche Ergänzungen verdanke ich dem anregenden Vortrag von Christoph F. WEBER, Die Politik der Aufklärung im mittelalterlichen Preußen, oder: Warum es sich lohnt, die gefälschte Deutschordensgeschichte des Johann Nikolaus Becker zu lesen, gehalten vor dem Mittelalterkreis an der Universität Hamburg am 15.6.2017.

darauf zurückgriff⁸, hat die Fälschung in seiner Geschichte Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens aufs Schärfste verurteilt⁹.

Das eher negative Bild des Deutschen Ordens wandelte sich im Zuge der Romantik. Einen ersten Durchbruch brachten die in Berlin ausgestellten Zeichnungen der Marienburg von Friedrich Gilly aus dem Jahre 1794. Gillys Vater David, der Leiter der preußischen Bauverwaltung, hatte die Burg besucht, um den endgültigen Abriss und die Wiederverwendung der Ziegel vorzubereiten. Die Zeichnungen und noch mehr die in moderner Aquatinta-Technik verbreiteten Stiche Friedrich Fricks lösten breites Interesse aus, so bei Goethe und dem Göttinger Kunsthistoriker Johann Domenicus Fiorillo. Als die Marienburg bald darauf für andere Zwecke, für Getreidemagazine und Wohnungen für arme Leute, umgebaut wurde, formulierte der Dichter Max von Schenkendorf 1803 in einer Berliner Zeitung einen scharfen Protest. Durch diesen Umgang mit dem historischen Bauwerk sah er das Andenken an die Vorfahren geschändet, sprach von „Entheiligung“. Sein Aufruf war erfolgreich. Die Marienburg wurde so zu einem zentralen Symbol der Erinnerung an den Deutschen Orden. Wenige Jahre später setzten dann auch die Bemühungen ein, die vielfach beschädigte Burganlage nicht nur zu bewahren, sondern sogar möglichst den historischen Zustand wiederherzustellen¹⁰.

Eine mittlere Position zwischen den älteren Kritikern des Deutschen Ordens und seinen Bewunderern des 19. Jahrhunderts findet sich aus dieser Zeit beim Schriftsteller und Dramatiker August von Kotzebue, der neben einem Drama „Heinrich Reuß von Plauen, oder die Belagerung von Marienburg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen“ ein vierbändiges Werk „Preußens ältere Geschichte“ vorlegte¹¹. Kotzebue vergleicht die Eroberung Preußens durch den Deutschen Orden mit den Feldzügen von Cortes und Pizarro, geprägt durch den „Wahnsinn der Bekehrungswut“. Während die Prußen bei ihm überaus positiv dargestellt werden – nur dass sie sich eben auch mit den Mitteln der Religion knechten

⁸ Obwohl mit großen Bedenken, Johannes VOIGT, *Geschichte Marienburgs, der Stadt und des Haupthauses des deutschen Ritter-Ordens in Preußen*, Königsberg 1824, z. B. S. 144–145, Anm. 44–45 (zur Wahl Winrichs von Kniprode).

⁹ Johannes VOIGT, *Geschichte Preussens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens*, 9 Bde., Königsberg 1827–1839, hier Bd. 5, S. 697–705.

¹⁰ Vgl. Hartmut BOOCKMANN, *Geschichte und Politik: Die Vergangenheit des Deutschen Ordens im Dienste der Gegenwart*, in: 800 Jahre Deutscher Orden. Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg in Zusammenarbeit mit der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, hg. v. Gerhard BOTT/ Udo ARNOLD, Gütersloh, München 1990, S. 437–444, hier S. 438, und Beschreibungen S. 445–447; DERS., *Ostpreußen* (wie Anm. 7), S. 37–38.

¹¹ WIPPERMANN, *Ordensstaat* (wie Anm. 1), S. 114–116; Kotzebue war für die Späteren, so auch für Voigt, der Inbegriff einer negativen Bewertung des Ordens.

ließen –, wird die polnische Rolle in den Ereignissen durchweg negativ beurteilt. Für den Orden gilt, dass er die Kriege gegen die Prußen aus Habsucht führte, aber sein Erfolg erklärt sich bei Kotzebue durch die kluge und strikte Leitung durch die Hochmeister. Sie seien die „gesunden Häupter“ eines insgesamt „verwesten Körpers“ gewesen¹². Das betrifft insbesondere Hochmeister wie Luther von Braunschweig, Winrich von Kniprode und Konrad von Jungingen ebenso wie Heinrich von Plauen. Ein positive Wertung erfährt hier auch erstmals die Siedlungspolitik des Deutschen Ordens.

Die Ereignisse der napoleonischen Kriege ließen den Orden und seine auf eigenen Prinzipien beruhende, nicht dem fürstlichen Eigeninteresse verpflichtete Herrschaftsbildung in Preußen bald ohne Wenn und Aber zum Vorbild werden, und zwar sowohl in Preußen wie auch in Österreich. Ein sichtbarer Ausdruck war 1813 die Stiftung des Ordens des Eisernen Kreuzes durch König Friedrich Wilhelm III., das in seiner Gestaltung durch Friedrich Wilhelm Schinkel unmittelbar an das Kreuz des Deutschen Ordens anknüpfte. Es konnte an vorbildliche Soldaten aller Dienstgrade verliehen werden. Entsprechend stellte man – nicht zufällig – bei der Restaurierung der Marienburg auf den Glasmalereien einen Landsturmmann, einen Kriegsfreiwilligen aus den Befreiungskriegen, fast wie eine zeitgenössische Verkörperung neben einen mittelalterlichen Ordensritter¹³.

In den Jahrzehnten nach dem Wiener Kongress begann dann die Wiederherstellung der Marienburg unter maßgeblicher Beteiligung des west-, dann auch ostpreußischen Oberpräsidenten Theodor von Schön (1816/24–1842)¹⁴. Die Marienburg sollte für Schön nicht nur auf die Grundlage und Basis des preußischen Staates, den Ordensstaat, verweisen, sondern auch an die Befreiungskriege und die Stein/Hardenbergschen Reformen erinnern, wie das auch das genannte Glasfenster ausweist. Dazu wurden Pläne entwickelt, die Marienburg gleichermaßen zur preußischen Walhalla wie zum preußischen Westminster zu machen, das heißt, dort sowohl der herausragenden Preußen zu gedenken (wie in der Walhalla in Regensburg) als auch die Versammlungen der preußischen Stände stattfinden zu lassen. Der altpreußische Liberalismus sollte so aus der, wie Schön schreibt, „uralte[n] ständische[n] Verfassung“ des Ordenslandes abgeleitet werden¹⁵. Die-

¹² August von KOTZEBUE, *Preußens ältere Geschichte*, Bd. 1, Riga 1808, S. 142, 173, 218.

¹³ BOOCKMANN, *Orden* (wie Anm. 3), S. 237–238.

¹⁴ Zu ihm u. a. Theodor von SCHÖN, *Untersuchungen zu Biographie und Historiographie* (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 42), hg. v. Bernd SÖSEMANN, Köln 1996.

¹⁵ Das Zitat in Lotte ESAU, *Eine Landtagsrede Theodor von Schöns*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 13 (1964), S. 516–25, hier S. 525; vgl. WIPPERMANN, *Ordensstaat* (wie Anm. 1), S. 150.

se Pläne scheiterten letztlich an den inneren Widersprüchen des Vorhabens, zumal sich der Deutsche Orden nicht nur als Vorläufer für eine preußische nationale Identität, sondern auch für einen freiheitlichen „Reichspatriotismus“ nutzen ließ. So erschien der Orden auch im Rahmen einer „großdeutschen“ Geschichtsschreibung¹⁶.

In derselben Zeit setzte auch eine neue Phase der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Ordensgeschichte in Preußen ein, da 1822/1823 das Geheime Staatsarchiv in Königsberg für die Zeit bis 1525 für die Forschung geöffnet wurde. Zu den ersten Veröffentlichungen gehörten die Arbeiten von Johannes Voigt, der als Archivar und Historiker die Quellen seines Hauses in einer Geschichte Marienburgs, einer umfangreichen, neunbändigen Geschichte Preußens unter der Ordensherrschaft sowie einer Darstellung zur Geschichte des Ordens im Reich auswertete¹⁷, die bis heute einen eigenen Wert besitzen. Seine Arbeiten bildeten wiederum die Grundlage für eine literarische Bearbeitung der Ordensgeschichte, Joseph Freiherr von Eichendorffs „Der letzte Held von Marienburg“ von 1827/1829¹⁸. Eichendorff, der seit 1824 unter Schön als Oberpräsidialrat tätig war, stilisierte darin Hochmeister Heinrich von Plauen (1410–1413) zu einem von seinen Zeitgenossen unverstandenen, tragischen Helden. In der Schlusszene erlebt der sterbende Hochmeister eine Vision, die die Ordensgeschichte mit den aktuellen Entwicklungen in Preußen zusammenführt. Was er erstrebte, aber nicht erreichte, war danach mit den Freiheitskriegen und der Stiftung des Eisernen Kreuzes Wirklichkeit geworden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr die nationale, zunächst nur preußische, dann auch deutsche Begeisterung für den Deutschen Orden eine nationalistische Überhöhung, die 1862 von einem kleinen Werk des politisch überaus einflussreichen Historikers Heinrich von Treitschke ihren Ausgang nahm¹⁹. Treitschke reagierte mit seinem Essay auf das Erscheinen des ersten Band der Quellenpublikation der „Scriptores rerum Prussicarum“ mit dem Text der Chronik Peters von Dusburg, nahm aber völlig unabhängig von der Edition zu dem Stellung, was er für das Wesen des Deutschen Ordens hielt. So kritisiert

¹⁶ WIPPERMANN, Ordensstaat (wie Anm. 1), S. 151.

¹⁷ VOIGT, Geschichte Marienburgs (wie Anm. 8); DERS., Geschichte Preussens (wie Anm. 9); zur Wirkung von Voigts Arbeiten vgl. WIPPERMANN, Ordensstaat (wie Anm. 1), S. 120–125.

¹⁸ JOSEPH FREIHERR VON EICHENDORFF, Der letzte Held von Marienburg. Trauerspiel, Königsberg 1830; vgl. den Eintrag von Hartmut BOOCKMANN in 800 Jahre Deutscher Orden (wie Anm. 10), S. 452.

¹⁹ HEINRICH VON TREITSCHKE, Das deutsche Ordensland Preußen, in: Preußische Jahrbücher 10 (1862), S. 95–151, zahlreiche weitere Auflagen, u. a. ND Leipzig (Insel) o.J., danach hier.

er eingangs die deutschen Kenntnisse über das Mittelalter als „erstaunlich dürftig“ und vermisst insbesondere ein Wissen „von der größten, folgenreichsten Tat des späteren Mittelalters, von dem reißenden Hinausströmen deutschen Geistes über den Norden und Osten, dem gewaltigen Schaffen unseres Volkes als Bewinger, Lehrer, Zuchtmeister unserer Nachbarn“²⁰. Genau dies aber ist für ihn die Grundlegung des modernen Deutschlands durch die „schonungslose[n] Rassenkämpfe“, die der Deutsche Orden bei der Begründung des Ordenslandes Preußen geführt habe. Die Ordensbrüder, „zugleich rauflustige Soldaten [...] und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und, mehr als dies, kühne, weitschauende Staatsmänner“²¹, werden bei ihm zu Kulturträgern im Osten und kompromisslosen und aggressiven Verteidigern gegen slawische Übergriffe.

Im Gefolge dieser und anderer Schriften wurde der Deutsche Orden in die Kontinuitätslinie preußischer und deutscher Geschichte eingeordnet. Das verdeutlicht unter anderem ein Denkmal, das 1872 anlässlich der 100-jährigen Wiederkehr der Integration Westpreußens in das Königreich Preußen im Zuge der Ersten polnischen Teilung gestiftet wurde. Es wurde vor der Marienburg aufgestellt und zeigte neben König Friedrich II. vier der Hochmeister als Sockelfiguren²², Hermann von Salza als Gründer, Siegfried von Feuchtwangen für die Übersiedlung des Hochmeistertums nach Preußen, Winrich von Kniprode als Sieger über die Litauer und Albrecht von Brandenburg als ersten Herzog Preußens. Ein ähnliches Programm fand sich bereits an der Marienburg-Dirschauer Eisenbahn: Hermann von Salza und Albrecht von Brandenburg an West- und Osttor in Marienburg, Friedrich Wilhelm IV. und Winrich von Kniprode an West- und Osttor in Dirschau²³. Die klare Linie von den ersten Hochmeistern über Albrecht von Brandenburg zu den Hohenzollernkönigen war offensichtlich und wurde den Reisenden wie den Besuchern der Marienburg täglich vor Augen geführt.

Mit der Integration der westpolnischen Gebiete in das Deutsche Reich und mit dem Kulturkampf Bismarcks, der sich gegen die katholische Kirche richtete, wuchs unter den polnischen Bürgern das Gefühl der Fremdheit. Als die Polen begannen, sich eigenständig in Vereinen und Genossenschaften zu organisieren, und in einigen Regionen der Anteil der Deutschen zurückging, fühlten sich

²⁰ Ebd., S. 3.

²¹ Ebd., S. 4–5; zu Treitschke und seiner Wirkung s. WIPPERMANN, *Ordensstaat* (wie Anm. 1), S. 154–175.

²² Michał WOŹNIAK, Hermann von Salza, Siegfried von Feuchtwangen, Winrich von Kniprode, Albrecht von Brandenburg: Figuren der Hochmeister vom Denkmal Friedrichs d. Gr., in: *800 Jahre Deutscher Orden* (wie Anm. 10), S. 456–458 (mit Abbildungen).

²³ Ebd., S. 456.

auch die Deutschen bedroht. Man reagierte nicht nur mit diskriminierenden Regelungen und Gesetzen, sondern auch der Ton untereinander verschärfte sich. In populären Romanen wie denen Julius Pederzani-Webers wurde die Ordensgeschichte nach 1466 mit der vermeintlichen Bedrängnis der Deutschen in Posen und Westpreußen verbunden²⁴. Die Restaurierung der Marienburg wurde damit zu einer nationalen Aufgabe, wenn ein Abgeordneter des preußischen Landtags 1886 feststellte: „Diese Ordensburg war im Mittelalter ein Hort des Deutschtums im Osten. Ihre Wiederherstellung und Erhaltung wird auch in Zukunft das Deutschtum, deutsches Nationalbewußtsein und deutsche Gesittung gegenüber einem etwaigen Ansturm anderer Nationalitäten in unserer Ostmark stärken“²⁵.

Diese Instrumentalisierung der Ordensgeschichte spiegelt sich auch in der Literatur. Auf polnischer Seite entstand mindestens in zwei Fällen Weltliteratur, die das Bild des Deutschen Ordens vor allem in Polen nachhaltig prägte. Das erste namhafte Werk war das 1827 von Adam Mickiewicz veröffentlichte Epos „Konrad von Wallenrod“²⁶. Mickiewicz konstruiert darin fiktiv eine litauische Herkunft des Hochmeisters, zielt aber mit seiner negativen Darstellung des Deutschen Ordens vor allem gegen die russische Herrschaft über Polen nach 1815. Wesentlich einflussreicher und bedeutsamer war aber der zwischen 1897 und 1900 entstandene Roman „Die Kreuzritter“ (*Krzyżacy*) des viel gelesenen Schriftstellers Henryk Sienkiewicz²⁷, der zunächst in Fortsetzungen in vier Tageszeitungen erschien. Seine Darstellung der Ordensbrüder als arrogant, grausam und sadistisch, gewissermaßen als Verkörperung des Bösen, prägt bis heute die negative Haltung vieler Polen gegenüber dem Deutschen Orden. Nach zahlreichen Ausgaben und Auflagen wurde der Roman 1960 durch Aleksander Ford verfilmt und erfuhr weltweite Verbreitung; die 20minütige Darstellung der Schlacht wurde mehrmals täglich im polnischen Denkmal für die Grunwald-Schlacht gezeigt, während sich das Symbol des polnischen Sieges, zwei mit der Spitze nach unten aufgestellte Schwerter, nicht nur lange Zeit vor der Ordens-

²⁴ Julius PEDERZANI-WEBER, *Kynstuds. Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens. Kulturgeschichtliche Bilder*, Leipzig 1888, hier 3. Aufl.: *Die Marienburg*, Leipzig 1890, S. 3; BOOCKMANN, *Orden* (wie Anm. 3), S. 244.

²⁵ *Stenographische Berichte über die Verhandlungen der [...] beiden Häuser des Landtags. Haus der Abgeordneten*, 1886,2, Berlin 1886, S. 1239; BOOCKMANN, *Orden* (wie Anm. 3), S. 244–245.

²⁶ BOOCKMANN, *Orden* (wie Anm. 3), S. 253.

²⁷ Vgl. u. a. BOOCKMANN, *Orden* (wie Anm. 3), S. 251–252; Sven EKDAHL, *Die Schlacht bei Tannenberg 1410. Quellenkritische Untersuchungen*, 1: *Einführung und Quellenlage* (Berliner Historische Studien. 8), Berlin 1982, S. 17–18, Anm. 10.

burg in Thorn (Toruń) befand, sondern auch zum Zeichen für die Gedenkstätten für die polnischen Opfer im Zweiten Weltkrieg wurde²⁸.

Die Ordensgeschichte wurde ebenso wie andere historische Themen, allerdings nicht sehr intensiv, im späteren 19. Jahrhundert auch in Deutschland literarisch verarbeitet, ohne dass dabei immer hohe Qualität erreicht wurde²⁹. Ein Beispiel bietet Ernst Wichert, der als Richter in Königsberg und Berlin wirkte und auch Mitherausgeber der *Altpreussischen Monatsschrift* war. Er schrieb 34 Theaterstücke, 28 Romane und zahlreiche Novellen, darunter den Roman „Heinrich von Plauen“ von 1881³⁰. Das Werk zeichnet sich durch eine klare Schwarz-Weiß-Zeichnung aus, die den positiven Helden im Deutschen Orden, nicht zuletzt den 1410 in Tannenberg gefallenen Ulrich von Jungingen sowie den eigentlichen Helden Heinrich von Plauen, einem überaus negativ gewerteten polnischen König gegenüberstellt, auch wenn einzelne Polen eher als freundlich beschrieben sind.

Die landesgeschichtliche Forschung zu Preußen, die mit Namen wie Theodor Hirsch, Max Toeppen oder Max Perlbach verbunden ist³¹, zeichnete sich dagegen durch eine hohe Sachlichkeit aus. Hirsch war ein jüdischstämmiger Gymnasialprofessor aus Danzig, der zum Bibliotheksdirektor und Professor in Greifswald aufstieg. Toeppen war Gymnasialprofessor in Elbing, Perlbach Bibliothekar in Königsberg, Halle und Greifswald sowie seit 1903 Leiter der Katalogabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin³². Gerade in der Landesgeschichte war das lokale oder regionale Interesse von großer Bedeutung, mit Gründungen wie des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn (seit 1853), für den unter anderem Arthur Semrau noch in der Zwischenkriegszeit wichtige Beiträge zur Ordensgeschichte leistete.

Vielfach stand die Herausgabe von Quellen im Zentrum, zu nennen sind hier etwa die „*Scriptores rerum Prussicarum*“ oder Toeppen monumentale „*Acten der Ständetage*“. Allerdings gab es auch auf diesem Feld intensive deutsch-polnische Auseinandersetzungen. Als Wojciech Kętrzyński nach 1875 die Echtheit der Urkunden des Deutschen Ordens für Preußen in Frage stellte, sah man nicht nur die Grundlagen des Ordenslandes, sondern damit auch jene Preußens und Deutschlands gefährdet³³. Auf deutscher wie auf polnischer Seite ging es dabei

²⁸ EKDAHL, *Schlacht* (wie Anm. 27), S. 18, Anm. 10; ebd., S. 34–35, Anm. 61.

²⁹ BOOCKMANN, *Geschichte und Politik* (wie Anm. 10), S. 440.

³⁰ Ernst WICHERT, *Heinrich von Plauen*, 2 Bde., Leipzig 1881.

³¹ Vgl. u. a. ARNO MENTZEL-REUTERS, Max Perlbach als Geschichtsforscher, in: *Preußenland* 45 (2007), S. 39–53.

³² BOOCKMANN, *Ostpreußen* (wie Anm. 7), S. 44.

³³ Ebd., S. 48–51.

lange um Ansprüche auf verlorene, zu behauptende oder wiedergewonnene Gebiete, die historisch untermauert werden sollten.

Im Folgenden kam es zu einer weiteren Eskalation, die auch mit der veränderten Situation der Polen im 1871 gegründeten Deutschen Reich zusammenhing. Auf deutscher Seite brachte Kaiser Wilhelm II. im Juni 1902 die verbreitete Sicht einer polnischen Bedrohung zum Ausdruck. Dies geschah auf einer Feier zu Ehren des Johanniterordens auf der Marienburg, bei der man preußische Soldaten als Ordensritter kostümiert hatte und auch Vertreter des Deutschen Ordens aus Wien sowie der reformierten Ballei Utrecht anwesend waren. Wilhelm und dem Herrenmeister der Johanniter, Prinz Albrecht von Preußen, wurden bei dieser Gelegenheit das Marianer-Halskreuz des Deutschen Ordens verliehen, das der Kaiser danach zusammen mit dem Johanniterkreuz trug³⁴. Wilhelm II. zog in seiner Rede Parallelen zwischen der Niederlage des Deutschen Ordens bei Tannenberg und der Gegenwart und stellte fest: „Ich habe schon einmal Gelegenheit genommen, in dieser Burg, an dieser Stelle zu betonen, wie die alte Marienburg, dieses einstige Bollwerk im Osten, der Ausgangspunkt der Kultur der Länder östlich der Weichsel, auch stets ein Wahrzeichen für die deutschen Aufgaben bleiben soll. Jetzt ist es wieder so weit. Polnischer Übermut will dem Deutschtum zu nahe treten, und Ich bin gezwungen, Mein Volk aufzurufen zur Wahrung seiner nationalen Güter [...]“³⁵

Die Rede fand weite Aufmerksamkeit und führte zu einer sehr unterschiedlichen Instrumentalisierung des Deutschen Ordens auf polnischer und deutscher Seite. Noch im Jahr 1902 reagierten Polen mit einer ersten Feier zur Erinnerung an den Sieg gegen den Deutschen Orden bei Tannenberg/Grunwald am 15. Juli 1410. Die seither wiederholten, auch von der polnischen Kirche unterstützten Feiern fanden mit dem 500-jährigen Jubiläum und der Errichtung eines Denkmals in Krakau 1910 einen ersten Höhepunkt³⁶. Diese, wie man es sah, erfolgreiche Abwehr eines Versuchs der Germanisierung besaß nicht zuletzt angesichts der polenfeindlichen deutschen Politik in der Provinz Posen und ihren Nachbarprovinzen besondere Aktualität.

Den polnischen Vereinen und Genossenschaften wurden deutsche Vereine wie der besonders aktive Ostmarkenverein entgegengestellt, die Symbole des

³⁴ Udo ARNOLD, Halskreuz Kaiser Wilhelms II., in: 800 Jahre Deutscher Orden (wie Anm. 10), S. 478.

³⁵ Die Reden Kaiser Wilhelms II. in den Jahren [...], 3: 1901–Ende 1905, hg. v. Johannes PENZLER, Leipzig o. D. [1907], S. 86; vgl. BOOCKMANN, Orden (wie Anm. 3), S. 245.

³⁶ Vgl. Jürgen VIETIG, Die polnischen Grunwaldfeiern der Jahre 1902 und 1910, in: *Germania Slavica*, 2, hg. v. Wolfgang H. FRITZE (Berliner Historische Studien. 4), Berlin 1981, S. 237–262; Sven EKDAHL, Die Grunwald-Denkmal in Polen. Politischer Kontext und nationale Funktion, in: *Nordost-Archiv* 6 (1997), S. 75–108, bes. S. 77, 80–82.

Deutschen Ordens benutzten. Auf einer Postkarte aus der Zeit um 1900 findet sich dann auch ein kämpferischer Deutschordenskrieger mit einem Ordenskreuz auf dem weißen Mantel und seinem Schild vor der Marienburg, zusammen mit einem Bismarck-Zitat: „Kein Fussbreit deutscher Erde soll verlorengelassen. Und ebenso soll kein Titel Deutschen Rechts verloren gehen, das ist unsere Politik.“³⁷ Der Verein nutzte insgesamt ein Bild des Ordensstaates, das wenig mit der mittelalterlichen Realität zu tun hatte³⁸. Im Vereinsblatt „Die Ostmark“ findet sich mehrfach der Appell, kein „zweites Tannenberg“ zuzulassen. So heißt es im Heft von 1902: „So lange das gesamte deutsche Volk die edelsten seiner Söhne nach dem Osten schickte, um den deutschen Orden im Kampfe gegen die slavische Unkultur zu unterstützen, so lange war der deutsche Ordensstaat vielleicht die schönste und leuchtendste Blüte, die der Lebensbaum des deutschen Volkes je gezeigt hat. Als dann aber [...] das deutsche Volk die Ordensritter im Stich ließ, da war das Schicksal dieses deutschen Musterstaates im östlichen Siedlungsgebiet besiegelt. Der tragische Untergang des deutschen Ordens muß dem deutschen Volke auch heute noch eine Mahnung sein, daß es die bedrängten deutschen Brüder im Osten nicht verlassen darf.“³⁹ Um seine Ziele der breiten Öffentlichkeit zu vermitteln, veranstaltete der Verein „Ostmarkfahrten“, die meistens zur Marienburg führten, und präsentierte auf so genannten „Deutschen Tagen“ neben den neuesten Schlachtschiffen auch immer Akteure in Ordenskleidung.

Für die deutsche Seite reichte es bald jedoch nicht mehr aus, die Schlacht von Tannenberg zum Anlass für Warnungen vor einer vorgeblichen polnischen oder gar slawischen Gefahr zu nehmen, es bedurfte eines Erfolges, der die frühere „Schmach“ ausglich. Die Möglichkeit dazu bot sich mit dem Sieg der deutschen 8. Armee unter Hindenburg und Ludendorff über die russische Narewarmee unter Samsonov, die zuvor große Teile Ostpreußens besetzt hatte, Ende August 1914. Sowohl der im Stab Ludendorffs wirkende Oberstleutnant Max Hoffmann wie auch Ludendorff selbst reklamierten für sich später die Idee, die Schlacht nach dem nicht weit entfernten Tannenberg zu benennen⁴⁰. Dies setzte sich rasch durch, und wie schon Hindenburg vor Wilhelm II. formulierte, entstand so das Gefühl, man habe „die Scharte von 1410 ausgewetzt“.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde auf dem Schlachtfeld ein monumentales Denkmal errichtet, in dem dann 1934 auch der als Reichspräsident verstorbene

³⁷ Hartmut BOECKMANN, Werbepostkarte des Ostmarkenvereins, in: 800 Jahre Deutscher Orden (wie Anm. 10), S. 474.

³⁸ WIPPERMANN, Ordensstaat (wie Anm. 1), S. 185.

³⁹ Die Ostmark, 1902, S. 42, zitiert nach WIPPERMANN, Ordensstaat (wie Anm. 1), S. 189.

⁴⁰ EKDAHL, Schlacht (wie Anm. 27), S. 15–16; zum Folgenden bes. Anm. 7.

Hindenburg bestattet wurde⁴¹. Es verband die Erinnerung an die „zweite Schlacht von Tannenberg“ mit der Geschichte des Ordenslandes und sollte den Slawen, Russen wie Polen, die germanische Stärke vor Augen führen. Hitler nutzte dies Ende August 1933 für einen „Tag von Tannenberg“, mit dem er die konservativen Eliten gewann, indem er nicht nur das gemeinsame Erlebnis des Ersten Weltkriegs beschwor, sondern indirekt auch an die Niederlage des Deutschen Ordens erinnerte, indem er sagte: „Neunzehn Jahre sind vergangen seit dem gewaltigen Tage, da das deutsche Volk nach Jahrhunderten wieder Kunde von dem nunmehr glanzüberstrahlten Namen Tannenberg erhielt.“⁴²

Trotz aller Anspielungen auf den Deutschen Orden blieben allerdings die Bezüge sowohl in der Weimarer Republik als auch in der NS-Zeit eher oberflächlich, mit der Ausnahme der Rolle des Ordens für das Selbstverständnis Ost- und Westpreußens. Die Deutschordenstradition spielte hier vor allem bei den Freikorps eine zentrale Rolle, die – wie man es sah – das „Deutschtum im Osten“ verteidigen sollten. Daher wurde der Deutschordensschild immer wieder als politisches Symbol benutzt: 1919 durch den Grenzschutz Ost, dann im Baltikum für das Freikorps der „Baltischen Landeswehr“, ebenso im Nachgang zur Volksabstimmung von 1920. Der Soldatensiedlungsverband Kurland ging noch einen Schritt weiter und nutzte als Symbol das Hochmeisterkreuz⁴³.

Die Grenzregelungen von Versailles mit der Bildung des „Korridors“ zwischen dem Reich und Ostpreußen schufen die Grundlage für Vergleiche mit der Situation zwischen 1466 und 1772. Der Orden wurde damit zum Verteidiger des „Deutschtums“. Das eigentlich harmlose Lied „Nach Ostland wollen wir reiten“, eine Übersetzung aus dem Mittelniederdeutschen, das von einer Begrüßung mit Bier und Wein und einer gefundenen Liebe erzählt, wurde wegen seiner ersten Zeile populär. Als der Dresdner Studienrat Peter Müller 1930 von seiner, wie es heißt, „Grenzlandfahrt“ nach Danzig und Ostpreußen eben unter dem Titel „Nach Ostland wollen wir reiten“ berichtete, stand der Besuch der Marienburg im Zentrum. Er schreibt: „Das Heiligtum der Deutschen im Osten, so hat man die Marienburg genannt, und das wird sie uns immer bleiben, vor allem jetzt, wo sie Grenz wacht zu halten hat gegen den immer weiter sich vor-

⁴¹ Dazu unter anderem Sven EKDAHL, *The Battle of Tannenberg-Grunwald-Žalgiris (1410) as Reflected in Twentieth-Century Monuments*, in: *The Military Orders. 3: History and Heritage*, hg. v. Victor MALLIA-MILANES, Aldershot 2008, S. 175–193, hier S. 181.

⁴² Zitat nach EKDAHL, *Schlacht* (wie Anm. 27), S. 22; zum Kontext WIPPERMANN, *Ordensstaat* (wie Anm. 1), S. 223–225.

⁴³ ARNOLD, *Deutscher Orden – Bewußtsein* (wie Anm. 1), S. 42.

schiebenden slavischen Strom.“⁴⁴ Diese Gegenüberstellung von Gut und Böse und die damit verbundene Abwertung Polens war kennzeichnend für die Zeit.

Dennoch war das Tannenberg-Denkmal nicht an den Ordensbauten orientiert, und die sogenannten Ordensburgen der NS-Zeit lehnten sich an die Gründungen König Heinrichs I. in Quedlinburg und Heinrichs des Löwen in Braunschweig an. Während das positive Bild des Deutschen Ordens in der Öffentlichkeit weiterhin durch Treitschkes radikal-nationalistische Sicht bestimmt war, lösten die Nationalsozialisten den noch in Wien bestehenden Deutschen Orden nach der Besetzung Österreichs 1938 auf, ohne auf irgendeine Weise seine Nachfolge zu beanspruchen, denn eine diese Richtung andeutende Rede Himmlers im ehemaligen Deutschordenshaus in Wien blieb folgenlos⁴⁵. So fehlen denn auch Hinweise auf den Orden in den Reden Hitlers, in seinen Tischgesprächen von 1941/42 oder auch in denen des Propagandaministers Joseph Goebbels. Wenn Alfred Rosenberg in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts“ in Anführungszeichen von einem „Deutschen Orden“ spricht, meint er nicht die historische Institution, sondern einen nationalsozialistischen Männerbund. Letztlich scheiterte die Gründung aber an Differenzen in der NS-Spitze und an der Ablehnung durch Hitler und Goebbels. Goebbels dürfte es z. B. verhindert haben, dass die Wochenschau darüber berichtete, als 1940 die nachgebildeten Fahnen aus der Schlacht von Tannenberg, deren Originale lange in Krakau auf dem Wawel gehangen hatten, feierlich zur Marienburg gebracht wurden⁴⁶.

Die Zurückhaltung der Nationalsozialisten erklärt vielleicht, warum die Sicht des 19. und früheren 20. Jahrhunderts insbesondere im Westen Deutschlands auch nach 1945 fortwirkte und vor allem den bald entstehenden Verbänden der Vertriebenen wichtige Anknüpfungspunkte für die eigene Identität boten. Erst die Annäherung zwischen der Bundesrepublik und Polen nach dem Warschauer Vertrag von 1970 führte Änderungen herbei. Die deutsch-polnischen Schulbuchgespräche, die erstmals im September 1974 in Thorn stattfanden, erlaubten auch eine allmähliche Annäherung im ideologiebeladenen Feld der Deutschordensgeschichte⁴⁷. So wurde „die Abkehr von den Stereotypen und emotionalen Vorurteilen“ als „wichtigste Vorbedingung für die weitere Erforschung der

⁴⁴ P. MÜLLER-DRESDEN, „Nach Ostland wollen wir reiten“. Eindrücke einer Grenzlandfahrt durch Ostpreußen und Danzig, in: *Ostland. Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen* 5 (1930), S. 1–2; BOOCKMANN, *Orden* (wie Anm. 3), S. 246.

⁴⁵ BOOCKMANN, *Geschichte und Politik* (wie Anm. 10), S. 442–443; zu Himmlers Vorstellungswelt und der Rolle des Deutschen Ordens darin s. WIPPERMANN, *Ordensstaat* (wie Anm. 1), S. 258–265.

⁴⁶ ARNOLD, *Deutscher Orden – Bewußtsein* (wie Anm. 1), S. 43–46.

⁴⁷ Dazu u. a. Zenon Hubert NOWAK, *Zehn Konferenzen ‚Ordines militares – Colloquia Torunensia Historica 1981–1999‘*, in: *Vergangenheit und Gegenwart*, S. 7–9, hier S. 7.

Geschichte des Deutschen Ordens“ erkannt, und eine der Konsequenzen war es, die Ordensgeschichte stärker in den Kontext der Geschichte aller geistlichen Ritterorden zu stellen, wie es nunmehr seit 1981 alle zwei Jahre auf den Thorner Konferenzen des Zyklus „Ordines militares“ geschieht⁴⁸. Parallel kam es 1985 in Wien zur Gründung einer Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens.

In der modernen Wahrnehmung spielen die Ordensgeschichte seit dem 16. Jahrhundert ebenso wie der – mit der Ausnahme des reformierten Zweigs in der Ballei Utrecht – aktuell als Gemeinschaft von Priestern und Schwestern weiterbestehende Deutsche Orden eine geringere Rolle als die Johanniter/Malteser. In Polen kam es jedoch 2010 zu einem weitbeachteten Auftritt des Hochmeisters, Dr. Bruno Platter, auf den Feiern zum 600-jährigen Jubiläum der Tannenberg-Schlacht, zu denen er vom neu gewählten polnischen Präsidenten Bronislaw Komorowski eingeladen worden war⁴⁹. Ein spielerischer Umgang mit der gemeinsamen Geschichte findet zudem seit mehr als einem Jahrzehnt mit dem Reenactment der Tannenberg-Schlacht durch polnische ebenso wie zahlreiche internationale Gruppen statt⁵⁰.

* * *

Beim Deutschen Orden wird die Wahrnehmung bis heute von der mittelalterlichen Herrschaftsbildung in Preußen dominiert, die über die Staatsbildung Brandenburg-Preußens direkt in die deutsch-polnischen Konflikte des 19. und 20. Jahrhunderts hineinführt. Über die Wiederentdeckung der Marienburg und anderer Baudenkmäler kam es zu einer positiven Verwendung der Ordenssymbolik durch die frühe Nationalbewegung der Befreiungskriege, nachdem der Deutsche Orden und seine Herrschaftsbildung lange negativ belastet waren. Die Öffnung des Königsberger Archivs beförderte nicht nur die Forschung, die seit Johannes Voigt auf wissenschaftlicher Grundlage erfolgte, sondern regte auch die literarische Beschäftigung mit dem Orden an. Die folgenreichste Reaktion auf eine Quellenpublikation war zweifellos das kleine, völlig an den Quellen vorbeigehende Werk Heinrichs von Treitschke, dessen nationalistische Sicht auf den Orden bald prägend wurde und in den Nationalitätenkonflikten zwischen Deutschen und Polen den Ton vorgab. Selbst quellenkritische Debatten gewan-

⁴⁸ Begründet von Zenon Hubert NOWAK, fortgeführt von Roman CZAJA und Jürgen SARNOWSKY; die Tagungsbände sind seit 2011 umgewandelt in ein „Yearbook for the Study of the Military Orders“.

⁴⁹ Vgl. u. a. den Artikel „Gedenkfeier zum 600. Jahrestag der Schlacht von Tannenberg“, online: <http://www.deutscher-orden.at/site/home/article/184.html> (Stand: 17.5.2017).

⁵⁰ S. etwa das Video zum Reenactment 2015, online: <http://discerninghistory.com/2017/03/worlds-largest-medieval-reenactment-battle-of-grunwald/> (Stand: 17.5.2017).

nen im zunehmend aufgeheizten Klima grundsätzlichen Charakter, wie insbesondere der Streit um die Echtheit der ältesten Urkunden für den Deutschen Orden zeigt. Ausgehend von der Rede Wilhelms II. 1902 auf der Marienburg spitzte sich die Konfrontation weiter zu. Beide Seiten machten propagandistisch „mobil“, wie die polnischen Grunwald-Feiern sowie die gezielte Benennung des Sieges über die russische Narewarmee als neue Schlacht von Tannenberg. Die im Osten eingesetzten Freikorps nutzten dann auch die Ordenssymbolik als Identifikationsinstrument, während die Ordensgeschichte in den aktuellen politischen Konflikten instrumentalisiert wurde. Diese Instrumentalisierung setzte sich aber in der NS-Zeit nur bedingt fort, weil nur Himmler und Rosenberg in gewissem Rahmen an das Modell des Ordens anknüpfen wollten. Nach 1945 gab es so auch keinen radikalen Bruch mit der älteren Sicht auf den Orden, vielmehr wandelte sich dies letztlich erst im Zuge der deutsch-polnischen Annäherung nach 1970. Inzwischen ist aber der Deutsche Orden in Deutschland weitgehend aus der allgemeinen Erinnerungskultur verschwunden und spielt mit wenigen Ausnahmen in der Öffentlichkeit nur noch eine sehr untergeordnete Rolle. Umso wichtiger ist die Fortsetzung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema, damit auch der Dialog zwischen Deutschen und Polen seine Fortsetzung findet.

Deutsche Forschungen zur Geschichte und Kultur der Kaschuben

Von Roland Borchers

1. Einführung

Dieser Aufsatz versucht eine komplette Übersicht über die deutsche Forschung zur Geschichte und Kultur der Kaschuben sowie der Kaschubei zu geben. Dabei ist es notwendig einzugrenzen, was in diesem Kontext unter „deutsch“ verstanden wird. Das sprachliche Kriterium ist unzureichend, denn zahlreiche Arbeiten wurden aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzt oder umgekehrt, zudem haben mehrere Wissenschaftler in anderen Sprachen als ihrer Muttersprache veröffentlicht. 1911 erschien die legendäre Monographie „Von einem unbekanntem Volke in Deutschland“, als Verfasser figurierte „Ernst Seefried-Gulgowski“. 2012 wurde das Werk in Danzig (Gdańsk) wiederaufgelegt, als Autor wurde nun „Izydor Gulgowski“ angeführt, die Herausgeber der Wiederauflage erklärten ihn demnach zum polnischen Forscher¹. Das muss nicht falsch sein, es erscheint sogar einleuchtend, dass der Autor sich als Deutscher ausgab, wenn wir uns die nationalistische Stimmung im deutschen Kaiserreich vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges vergegenwärtigen. Der Autor wollte damals die deutsche Öffentlichkeit erreichen und hätte dieses Ziel verfehlt, wenn er als Pole aufgetreten wäre.

Dieses Beispiel verdeutlicht, wie problematisch die Eingrenzung ist, was wir unter deutscher Forschung verstehen. Eine eindeutige Definition gibt es nicht. Wir müssen uns mit Selbst- und Fremdzuschreibungen zufrieden geben. Die Forscher, um die es im Weiteren gehen soll, haben sich in erster Linie in der deutschen Forschungslandschaft verortet, vorwiegend auf Deutsch publiziert und in Deutschland gelebt. Gulgowski wäre dabei als Grenzgänger zu sehen, aber eher der polnischen Forschung zuzurechnen, ebenso Florian Ceynowa (1817–1881), der auch Texte auf Deutsch veröffentlichte.

Es gibt sehr viel deutsche Forschung zur – vorwiegend als „deutsch“ verstandenen – Geschichte von Danzig, Westpreußen und Pommern, zu einzelnen Landschaften, Landkreisen, Städten und Ortschaften. Diese Forschung ist nicht Gegenstand dieses Aufsatzes, sollte allerdings insgesamt nicht außer Acht gelas-

¹ Ernst SEEFRIED-GULGOWSKI, Von einem unbekanntem Volke in Deutschland. Ein Betrag zur Volks- und Landeskunde der Kaschubei, Berlin 1911; Ernst GULGOWSKI, O nieznanym ludzie w Niemczech / Von einem unbekanntem Volke in Deutschland, Gdańsk 2012.

sen werden, denn sie enthält wertvolle Hinweise zur Geschichte der Kaschubei. Beispielsweise ist für Untersuchungen zur Lage der Kaschuben im Zweiten Weltkrieg die deutsche Forschung zur NS-Vernichtungspolitik von großer Bedeutung². Die Geschichte der Kaschubei ist ohne die polnische, deutsche und jüdische Geschichte dieser Region immer unvollständig, und die Historie der Kaschuben lässt sich ohne Betrachtung und Verständnis der polnischen, deutschen und auch jüdischen Einflüsse nicht rekonstruieren.

Die Anfänge der deutschen Forschung zur Geschichte und Kultur der Kaschuben reichen weit zurück, doch ist diesem Thema nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden. Im Königreich Preußen ging das deutsche Interesse an den Kaschuben von evangelischen Geistlichen in Pommern aus, die ihre Gläubigen in deren Muttersprache erreichen wollten. Im 19. Jahrhundert befassten sich bereits mehrere Gelehrte auf deutscher, polnischer und schließlich auch kaschubischer Seite mit der Kultur und Geschichte der Kaschuben. Ab Ende des 19. Jahrhunderts und bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts verfolgte die deutsche Forschung das implizite, teils auch explizite Ziel, die Nähe der Kaschuben zur deutschen Kultur herauszustellen, und suchte somit die Kaschuben im deutsch-polnischen Konflikt auf deutscher Zeit zu verorten.

In den Jahrzehnten nach dem Krieg hat sich die deutsche Forschung zum östlichen Europa in zwei Richtungen gespalten, wobei es zwischen ihnen zahlreiche Schnittstellen und Verknüpfungen gibt: die professionelle, meist universitäre oder institutionelle Wissenschaft sowie die laienhafte, halbwissenschaftliche oder auch professionelle Forschung aus dem Umfeld der Landsmannschaften, also der deutschen Vertriebenen aus Osteuropa. Erstere Gruppe hat sich bislang kaum mit der Geschichte und Kultur der Kaschuben befasst; letztere hingegen im begrenzten Umfang schon, allerdings haben diese Arbeiten meist einen überblicksartigen oder einführenden Charakter und zeichnen sich teilweise durch einen Mangel an Wissenschaftlichkeit aus. Die eigenständige empirische Forschungsleistung ist bescheiden. Die Verdienste dieser Gruppe liegen eher im Bereich der deutschen Geschichte des östlichen Europas.

Viele deutsche Forschungsarbeiten sind zur Kontextualisierung der Geschichte der Kaschuben geeignet oder reißen zumindest kaschubische Aspekte an. In der ethnischen und multiethnischen Forschung werden die Kaschuben

² Vgl. Christian JANSEN/Arno WECKBECKER, *Der Volksdeutsche Selbstschutz in Polen 1939/40*, München 1992; Dieter SCHENK, *Hitlers Mann in Danzig. Albert Forster und die NS-Verbrechen in Danzig-Westpreußen*, Bonn 2000; Anna MEIER, *Die Intelligenzaktion. Die Vernichtung der polnischen Oberschicht im Gau Danzig-Westpreußen, Saarbrücken 2008*.

inzwischen oft als eigenständige Ethnie in Ostmitteleuropa, auch in breiteren Überblickswerken, genannt. Insofern kann man nicht sagen, dass die Kaschuben in Deutschland ignoriert oder nicht zur Kenntnis genommen werden. Es ist jedoch nach dem Zweiten Weltkrieg wenig Forschung explizit zur Kaschubei oder zu den Kaschuben erfolgt, erst in jüngster Zeit ist hier ein Wandel zu verzeichnen. Über lange Jahre ist in Deutschland intensiv zur Sprache der Kaschuben gearbeitet worden, die deutsche Linguistik hat in diesem Bereich eine erhebliche Forschungsbilanz, die jedoch nicht Gegenstand dieses Aufsatzes ist. Die Sprachforschung soll hier nur am Rande beleuchtet werden, vor allem im Lichte ihrer Ergebnisse zu kulturellen Fragen.

Hier geht es um die Forschung zur Geschichte und Kultur der Kaschuben, in erster Linie anhand umfangreicherer Forschungsarbeiten. Kurze Abhandlungen, insbesondere Zeitungsartikel, die beispielsweise in der Zeitung der Landsmannschaft Westpreußen „Der Westpreuße“ erschienen sind, wurden nicht erfasst, ebenso Reise-, Landschafts- oder Wanderbeschreibungen. Schriften von eindeutig polnischen Wissenschaftlern, die ins Deutsche übersetzt wurden, werden ebenso nicht berücksichtigt.

Nicht immer wird mit dem Label „kaschubisch“ oder zumindest „pomoranisch“ gearbeitet, oft werden andere Begriffe wie „slawisch“, „polnisch“ oder einfach „Volkskultur“ verwendet³. Teilweise könnten auch in lokalen Untersuchungen zum (deutschen) Brauchtum Hinweise zur kaschubischen Kultur enthalten sein⁴. Aufschlussreich wäre auch der Einfluss des Kaschubischen auf das Plattdeutsche und die Mundart⁵. Diesen Fragen wird in diesem Aufsatz allerdings nicht nachgegangen.

³ Vgl. Willy BYCHOWSKY, Slawische Ortsnamen im Landkreis Stolp, in: Ostpommersche Heimat 26/27/29/30 (1933); Karl PAETOW, Volkskunst im Stolper Land, in: Unser Pommernland 18 (1933), S. 48–52.

⁴ Zum Beispiel in den zahlreichen kleinen Arbeiten von Walter WITT zur Volkskultur im Landkreis Stolp, u. a.: Walter WITT, Die Ernte im Brauchtum des Landkreises Stolp, in: Ostpommersche Heimat 32–36 (1935); DERS., Ein Zauber- und Heilbuch aus Schmolsin, in: Ostpommersche Hefte 16–18 (1937); sowie andere Veröffentlichungen: Gotthelf BRONISCH, Zwei unbekannte Hausformen im östlichen Pommern, in: Bollwerk 6 (1934), S. 371–373; Karl KAISER, Atlas der pommerschen Volkskunde, Greifswald 1936.

⁵ Kurt MISCHKE, Rummelsburger und Bütower Mundart, Greifswald 1936.

2. Bibliographien

Eine eigenständige Bibliographie zur Kaschubei oder zu den Kaschuben gibt es in Deutschland nicht. Maria Babnis hat im Jahr 2000 in den *Acta Cassubiana* eine umfangreiche Bibliographie zur deutschen Kaschubeforschung vorgelegt, die auch sprachwissenschaftliche Arbeiten, Übersetzungen aus dem polnischen sowie heimatkundliche Literatur umfasst. Sie enthält 467 Positionen⁶. Umfangreiche Literaturlisten mit grundlegenden, vorwiegend deutschsprachigen Texten sind jüngst in zwei deutschen Publikationen erschienen⁷. Sie haben jedoch Überblickscharakter und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Hinweise zu Forschungsliteratur zur Kaschubei geben mehrere Bibliographien zur preußischen bzw. spezifisch zur westpreußischen und pommerschen Geschichte. In erster Linie ist dabei die „Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen“ von Ernst Wermke zu nennen, die für die Zeit bis 1974 in vier Bänden erschienen ist⁸. Wermke hat die Forschung zur Kaschubei jeweils in einem eigenen Abschnitt zusammengefasst und nach verschiedenen Aspekten gegliedert. Dabei hat er auch einen Teil der polnischen Forschung berücksichtigt, die schon im zweiten Band deutlich überwog. Die letzten beiden Bände für die Jahre 1939–1970 und 1971–1974 enthalten nahezu ausschließlich polnischsprachige Veröffentlichungen.

Anschließend ist erst wieder ab dem Berichtsjahr 1981 eine Bibliographie-Reihe erschienen. Sie wurde vom Herder-Institut, der Wissenschaftlichen Gesellschaft Thorn (Towarzystwo Naukowe w Toruniu) und der Universitätsbibliothek Thorn (Biblioteka Uniwersytecka w Toruniu) in deutscher und polnischer Sprache herausgegeben. Auch hier gibt es einen Abschnitt zur Kaschubei, doch wurden fast nur noch polnische Forschungsarbeiten erfasst. Bis zum Berichtsjahr 2000 liegen sechs weitere Bände vor (nicht für die Jahre 1987–1993), dann

⁶ Maria BABNIS, *Kaszubi w literaturze niemieckojęzycznej XIX i XX wieku* [Die Kaschuben in der deutschsprachigen Literatur], in: *Acta Cassubiana* 2 (2000), S. 133–192.

⁷ *Die Kaschuben. Aus ihrer Welt, von ihrem Schicksal in Geschichte und Geschichten*, hg. v. Alfred CAMMANN, Münster 2007, S. 312–320; *Erinnerungen aus der Kaschubei. Erfahrungen und Identitäten 1920–1939–1945*, hg. v. Roland BORCHERS/Katarzyna MADON-MITZNER, Oldenburg 2014, S. 399–404.

⁸ *Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen bis 1929*, hg. v. Ernst WERMKE, Königsberg 1933; *Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen für die Jahre 1930–1938*, hg. v. Ernst WERMKE, Aalen 1964; *Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen für die Jahre 1939–1970*, hg. v. Ernst WERMKE, Bonn 1974; *Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen für die Jahre 1971–1974*, hg. v. Ernst WERMKE, Marburg 1978.

wurde die Reihe eingestellt⁹. Seitdem wird die Bibliographie vom Herder-Institut online weitergeführt¹⁰.

Die „Bibliographie zur pommerschen Landesgeschichte – Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns“ (1899–1990) weist Forschungen zu den Kaschuben und zur Kaschubei nicht gesondert aus, doch wurden sie erfasst und lassen sich teilweise über Registerbände erschließen. Bis einschließlich 1939 erschien die Bibliographie jährlich in den Pommerschen Jahrbüchern, ab 1940 bis zum Berichtsjahr 1988 wurde sie in insgesamt sieben Bänden herausgegeben, die auch polnische Forschungen auflistet¹¹. Für den Zeitraum 1994 bis 2000 erschienen drei Bände der „Bibliographie zur Geschichte Pommerns / Bibliografia historii Pomorza Zachodniego“, die auch Literatur zu den Kaschuben gesondert erfasst hat¹². Sie wurde vom Herder-Institut, der Wissenschaftlichen Gesellschaft Thorn (Towarzystwo Naukowe w Toruniu) und der Universitätsbibliothek Thorn (Biblioteka Uniwersytecka w Toruniu) herausgegeben, dann wurde die Reihe eingestellt. Seitdem wird auch diese Bibliographie vom Herder-Institut online weitergeführt¹³.

⁹ Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens 1981–1986 / Bibliografia historii Pomorza Gdańskiego i Prus Wschodnich 1981–1986, hg. v. Henryk BARANOWSKI/Werner TANNHOF, Marburg 2003; Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens 1994, hg. v. Heinrich MROWKA/Urszula ZABORSKA, Marburg 1996; Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens 1995, hg. v. Eligiusz JANUS/Urszula ZABORSKA, Marburg 1999; Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens 1996 / Bibliografia historii Pomorza Gdańskiego i Prus Wschodnich 1996, hg. v. Eligiusz JANUS/Urszula ZABORSKA, Marburg 2002; Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens 1997 / Bibliografia historii Pomorza Gdańskiego i Prus Wschodnich 1997, hg. v. Csaba János KENÉZ/Urszula ZABORSKA, Marburg 2004; Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens 1998 / Bibliografia historii Pomorza Gdańskiego i Prus Wschodnich 1998, hg. v. Csaba János KENÉZ/Urszula ZABORSKA/Gabriele KEMPF, Marburg 2006; Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens 1999 / Bibliografia historii Pomorza Gdańskiego i Prus Wschodnich 1999, hg. v. Csaba János KENÉZ/Urszula ZABORSKA/Gabriele KEMPF, Marburg 2007; Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens 2000 / Bibliografia historii Pomorza Gdańskiego i Prus Wschodnich 2000, hg. v. Gabriele KEMPF/Urszula ZABORSKA/Peter GARBERS, Marburg 2008.

¹⁰ www.litdok.de (Stand: 15.1.2017).

¹¹ Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1940–1955, hg. v. Hans-Ulrich RASPE/Herbert RISTER, Marburg 1958; Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1956–1960, hg. v. Hans-Ulrich RASPE/Herbert RISTER, Marburg 1966; Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1961–1970, hg. v. Herbert RISTER, 2 Bände, Marburg 1975/1977; Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1971–1976, hg. v. Herbert RISTER, Marburg 1979.

¹² Bibliographie zur Geschichte Pommerns / Bibliografia historii Pomorza Zachodniego, hg. v. Norbert KERSKEN/Urszula ZABORSKA (Gabriele KEMPF), 3 Bände, Marburg 2002–2010.

¹³ www.litdok.de (Stand: 15.1.2017).

3. Deutsche Forschungsarbeiten zur Kaschubei

Die Anfänge der deutschen Erforschung der Kaschuben lassen sich auf die Zeit um 1800 datieren. Zuvor waren schon erste Beschreibungen der Kaschuben erschienen, so finden sie Erwähnung in einem Reisebericht von 1674, der 1872 verlegt wurde, und Christian Wilhelm Haken veröffentlichte 1779 eine kurze Abhandlung über die pommerschen Kaschuben¹⁴. Als erster deutscher Kaschubenforscher ist Gottlob (von) Anton (1751–1818) anzusehen, der sich vor allem um die Erforschung der Sorben verdient gemacht hat. Er befasste sich auch mit der kaschubischen Sprache¹⁵. Ihm folgte Christoph Cölestin Mrongovius (1764–1855), der sowohl von der deutschen als auch der polnischen Forschung für sich reklamiert wird¹⁶.

Die Deutschen, die sich in jener Zeit mit den Kaschuben auseinandersetzten, sahen ihre Aufgabe vor allem darin, dieses weitgehend unbekanntes Volk zu erkunden und zu beschreiben. Die Schriften haben in erster Linie deskriptiven Charakter. Sie dienten dazu, die Kaschuben als Gruppe wahrzunehmen und im deutschsprachigen Raum bekannt zu machen. Diese Entwicklung ist im Kontext der damals populär werdenden Landes- und Heimatkunde zu sehen. Zu nennen sind hier neben den bekannten Texten von Lorek, Seidel und Tetzner¹⁷ noch

¹⁴ Samuel KIECHEL, Über Kassuben, Danzig, Elbing und Königsberg (Reisebericht a. d. 1674), in: *Altpreuussische Monatsschrift* 9 (1872), S. 365–372; Christian Wilhelm HAKEN, Bericht über die pommerschen Kaschuben, in: *Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preußischen Herzogthums Vor- und Hinter-Pommern*, hg. v. Ludwig Wilhelm BRÜGGEMANN, Stettin 1779, S. 70–72.

¹⁵ Vgl. Friedhelm HINZE, Karl Gottlob von Antons kaschubische Studien. Zu den Anfängen der kaschubischen Lexikographie, in: *Studia z filologii polskiej i słowiańskiej* [Studien zur polnischen und slawischen Philologie] 5 (1965), S. 297–305; DERS., Die Bezeugung des Pomoranischen im Spiegel der Korrespondenz Karl Gottlob von Antons, in: *Zeitschrift für Slawistik* 35 (1990), S. 599–609.

¹⁶ Gerhart SCHRÖTER/Ernst EICHLER, Mrongovius, Christoph Coelestin, in: *Neue Deutsche Biographie* 18, Berlin 1997, S. 248f.; Janusz JASIŃSKI, Krzysztof Celestyn Mrongowiusz (1764–1855), in: *Wybitni Polacy w Królewcu. XVI–XX wiek* [Herausragende Polen in Königsberg im 16.–20. Jh.], hg. v. Sławomir AUGUSIEWICZ/Janusz JASIŃSKI/Tadeusz ORACKI, Olsztyn 2005, S. 183–191.

¹⁷ Gottlieb Leberecht LOREK, Zur Charakterisierung der Kaschuben am Leba-Strome, in: *Pommersche Provinzial-Blätter für Stadt und Land* 2 (1821), S. 334–363, 455–477; DERS., Abentheuerliche Einführung eines Predigers in sein Pfarramt. Ein charakteristischer Beitrag zur Sinnesart der Kassuben am Leba-Strome, in: *Pommersche Provinzial-Blätter für Stadt und Land* 3 (1821), S. 306–320; DERS., Extra-Kassubischer Aberglaube zur Beherzigung für die Gegner einer zweckmäßigen Aufklärung des Landvolks und Verbesserung seiner Schulen, in: *Pommersche Provinzial-Blätter für Stadt und Land* 3 (1821), S. 421–426; W. SEIDEL, Das Land und Volk der Kassuben, in: *Preußische Provin-*

vier weitere Veröffentlichungen: von Wilhelm Hanow¹⁸, G. von Wienkowski¹⁹, Karl Pernin²⁰ und Alfred Haas²¹. Zudem hat Alexander Treichel (1837–1901) viel über die Region geforscht und zahlreiche Texte zu Volkskunde und Lokalgeschichte veröffentlicht. Er interessierte sich sehr für die Kaschuben und deren Bräuche, es wäre jedoch vermessen, ihn als expliziten Kaschubenforscher zu bezeichnen. Er befasste sich mit Volkskunde im weiteren Sinne und unterschied nicht eindeutig, ob es sich um spezifisch kaschubische, polnische oder deutsche Traditionen handelte. In einigen Veröffentlichungen bezog er sich jedoch explizit auf die Kaschuben²² und veröffentlichte kaschubische Sagen in der „Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder“²³. Eine solide Aufarbeitung der Forschungsleistung von Alexander Treichel steht noch aus.

Außerdem sind für das Ende des 19. Jahrhunderts auch erste systematische deutsche Studien zur kaschubischen Sprache zu verzeichnen: die Dialektstudien von Leon Biskupski und Gotthelf Bronisch²⁴, von Alexander Brückner eine Einordnung des Kaschubischen²⁵ und von Friedrich Lorentz eine Übersicht der älteren kaschubischen Literatur²⁶.

zialblätter N. F. 2 (1852), S. 104–121; Franz TETZNER, Die Slovinzen und die Lebakaschuben, Berlin 1899. Neudruck: Niemcy o Kaszubach w XIX wieku. Obraz Kaszubów w pracach G. L. Lorcka, W. Seidla i F. Tetznera / Deutsche Berichte über die Kaschuben im 19. Jahrhundert. Das Bild der Kaschuben in den Abhandlungen von G. L. Lorek, W. Seidel und F. Tetzner, hg. v. Józef BORZYSZKOWSKI, Gdańsk 2009.

¹⁸ Wilhelm HANOW, Die Kassabiten. Ein Versuch die Namen und die Grenzen Kaschubiens zu bestimmen, in: Preußische Provinzialblätter N. F. 8 (1855), S. 161–166.

¹⁹ G. von WIENKOWSKI, Die pommerschen Kaschuben, in: Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Wien (1885), S. 537–555.

²⁰ Karl PERNIN, Wanderungen durch die sogenannte Kassubei und die Tucheler Haide als Beiträge zur Landeskenntnis, Danzig 1886.

²¹ Alfred HAAS, Die Kassuben, in: Blätter für Pommersche Volkskunde 6 (1898), S. 153–155.

²² Alexander TREICHEL, Die Hochzeit in der Cassubei, in: Verhandlungen des Berliner Vereins für Anthropologie (1896), S. 366–368; DERS., Anfertigung von Schnupftabak als Hausindustrie in der Kaschubei, in: Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig N. F. 9/2 (1896), S. 79–88.

²³ Vgl. Lucyna PARTYKA, Alexander Treichel und die Volkskunde in der Kaschubei, in: Polen, Deutsche und Kaschuben. Alltag, Brauchtum und Volkskultur auf dem Gut Hochpaleschken in Westpreußen um 1900, hg. v. Hanna NOGOSSEK/Bernhard LAUER, Kassel 1997, S. 55–58.

²⁴ Leon BISKUPSKI, Die Sprache der Brodnitzer Kaschuben im Kreise Karthaus (Westpreussen), Leipzig 1883; Gotthelf BRONISCH, Kaschubische Dialectstudien, in: Archiv für slavische Philologie 18 (1896), S. 321–408.

²⁵ Alexander BRÜCKNER, Randglossen zur kaszubischen Frage, in: Archiv für slavische Philologie 21 (1899), S. 62–78.

²⁶ Friedrich LORENTZ, Zur älteren kaschubischen Literatur, in: Archiv für slavische Philologie 20 (1898), S. 556–577.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts stieg das deutsche Forschungsinteresse an den Kaschuben spürbar an. Die Kaschuben wurden als eigenständige ethnische Gruppe in Preußen zunehmend wahrgenommen²⁷, und die Veröffentlichungen verließen das Feld der allgemeinen Beobachtungen und widmeten sich spezifischeren Fragen bzw. einzelnen Gruppen der Kaschuben²⁸. 1907 entstand in Karthaus (Kartuzy) mit dem „Verein für kaschubische Volkskunde“ eine erste Institution, die sich mit den Kaschuben befasste und dabei Wissen und Materialien über diese Volksgruppe sammelte²⁹. Getragen wurde der Verein vor allem von dem Sprachwissenschaftler Friedrich Lorentz (1870–1937) sowie Izydor Gulgowski (1874–1925). Das Mitteilungsblatt des Vereins, von dem 1908 bis 1912 sieben Hefte in Leipzig im Harrassowitz Verlag erschienen sind, war das erste Periodikum zur Erforschung der Kaschuben, in dem zahlreiche grundlegende Texte erschienen sind³⁰.

Herausragend sind vor allem die Forschungsleistung von Lorentz und Gulgowski. Letzter, der eigentlich eher zu den polnischen Forschern zu zählen ist, aber gemäß den Bedingungen der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg auf Deutsch veröffentlichte, publizierte neben der bereits genannten Monographie noch zur Hausarbeit in der Kaschubei³¹ sowie mehrere Aufsätze u. a. zur kaschubischen Volkskunst, Bauernhäusern und Fauna³². Lorentz setzte sich in erster Linie mit

²⁷ Max BROESIKE, *Deutsche, Polen, Masuren und Kassuben in der Provinz Westpreußen*, Berlin 1910.

²⁸ Vgl. Karl GOETZMANN, *Die Lebakaschuben. Ein germanisierter, ausstorbender Volksstamm*, in: *Pommern in Wort und Bild*, hg. v. F. UECKER, Stettin 1904 [Nachdruck: Frankfurt a.M. 1979], S. 386–391; Paul Hermann JOSEPH, *Kaschuben. Kleine Bilder aus der Heimat*, Berlin 1904; August STIELOW, *Die Freimauerei im Volksglauben der Kaschuben*, in: *Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde* 6 (1910), S. 39–45; Bernhard SCHMID, *Über ältere Holzbauten in der Kaschubei*, in: *Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde* 7 (1912), S. 65–75; W. WOLFF, *Wie die Kaschubei entstand*, in: *Die Provinz Westpreußen in Wort und Bild. Heimatkundliches Lesebuch*, hg. v. Paul GEHRKE, Band 2, Danzig 1912, S. 124–136. Vor allem aber die Texte von Gulgowski und Lorentz, auf die im Weiteren eingegangen wird.

²⁹ Vgl. Edmund KIZIK, „Verein für kaschubische Volkskunde“ w latach 1907–1914. Ludoznawstwo kaszubskie między niemieckością a polskością [Der „Verein für kaschubische Volkskunde“ in den Jahren 1907–1914. Kaschubische Volkskunde zwischen Deutschtum und Polentum], in: *Zapiski Historyczne* 80/2 (2015), S. 31–54.

³⁰ *Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde*, hg. v. Friedrich LORENTZ / Izydor GULGOWSKI, Hefte 1–7, Leipzig 1908–1912.

³¹ Ernst SEEFRIED-GULGOWSKI, *Kaschubische Hausindustrie*, Berlin 1911; DERS., *Ländlicher Hausfleiß in der Kaschubei*, Berlin 1914.

³² Izydor GULGOWSKI, *Kaschubische Volkskunst*, in: *Wanderer durch Ost- und Westpreußen* 5 (1908), S. 103–107; *Sonne, Mond und Sterne im Volksglauben der Kaschuben*, in: *Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde* 1/1 (1908), S. 23–25; DERS., *Das*

linguistischen Fragestellungen auseinander, die hier nicht näher beleuchtet werden sollen, zudem aber auch mit geschichtlichen und kulturellen Aspekten, v. a. anhand der Volkskultur³³.

In die Zwischenkriegszeit fallen weitere Publikationen von Lorentz: allgemeine Darstellungen über die Kaschuben³⁴, über ihre Verbreitung³⁵, ihre Geschichte³⁶, Volkskultur³⁷ und natürlich sprachliche Untersuchungen, die oft auch einen kulturellen Bezug haben³⁸. Er veröffentlichte auch Texte auf Polnisch und kooperierte mit polnischen Forschern. 1934 legte er gemeinsam mit Adam Fischer und Tadeusz Lehr-Splawiński einen Sammelband über die Sprache und Volkskultur der Kaschuben vor, der ein Jahr später auch auf Englisch erschien³⁹. Der Ethnologe Karl Kaiser hat das Werk 1939 sehr kritisch rezensiert⁴⁰. Er bemängelte, dass der Band eine zu große Nähe zwischen polnischer und kaschubischer Kultur herstelle und den deutschen Einfluss nicht herausarbeite. Obwohl er Lorentz scharf kritisierte, sei der von ihm geschriebene Abschnitt „trotz der in nichts überzeugenden Schlußfolgerungen der wertvollste Teil des ganzen Werkes“⁴¹.

Einen Text veröffentlichte Lorentz 1926 in einem Sammelband von Erich Keyser (1893–1968), der den Titel trug: „Kampf um die Weichsel. Untersuchun-

Bauernhaus in der Kaschubei, in: Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde 1/2 (1908), S. 64–67, Mitteilungen ... 3 (1910), S. 87–98, Mitteilungen ... 5 (1910), S. 194–202; DERS., Die Pflanzenwelt im kaschubischen Volksglauben, in: Das Land 18/22 (1910).

³³ Friedrich LORENTZ, Sagen, Märchen und Aberglaube in den in kaschubischer Sprache veröffentlichten Texten, in: Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde 6 (1910), S. 1–21.

³⁴ DERS., Die Kaschuben, in: Der ostdeutsche Volksboden (1926), S. 244–264; Die Kaschuben, in: Deutsche Rundschau 210 (1927), S. 294–300.

³⁵ DERS., Zahl, Wohnsitze und Staatszugehörigkeit der Kaschuben, in: Deutscher Volksrat 2 (1920), S. 361–363.

³⁶ DERS., Geschichte der Kaschuben, Berlin 1926; Die Bevölkerung der Kaschubei zur Ordenszeit, in: Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins 66 (1926), S. 7–67.

³⁷ DERS., Die Ritter des Deutschen Ordens im Spiegel der kaschubischen Sage, in: Deutscher Volksrat (1920), S. 620–621; Der Vampyr glaube bei den Kaschuben, in: Deutscher Volksrat 2 (1920), S. 593–594.

³⁸ DERS., Ein neu gefundenes kaschubisches Sprachdenkmal aus dem 17. Jahrhundert, in: Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde 48 (1934), S. 129–133.

³⁹ Vgl. DERS. / Adam FISCHER / Tadeusz LEHR-SPLAWIŃSKI, Kaszubi. Kultura ludowa i język [Die Kaschuben. Volkskultur und Sprache]. Toruń 1934; englischsprachige Ausgabe: The Cassubian civilization. London 1935.

⁴⁰ Karl KAISER, Kritisches zur Kaschubenforschung, in: Wörter und Sachen. Zeitschrift für indogermanische Sprachwissenschaft, Volksforschung und Kulturgeschichte 20/3 (1939), S. 235–247.

⁴¹ Ebd., S. 237.

gen zur Geschichte des polnischen Korridors.“⁴² Diese Publikation zeigt uns die Richtung auf, in die sich die deutsche Forschung zu dieser Region in der Zwischenkriegszeit entwickelte. Aufgrund des Versailler Vertrages musste das Deutsche Reich Pommerellen, das Kerngebiet der früheren Provinz Westpreußen, an das neuentstandene Polen abtreten, Danzig wurde zur Freien Stadt erhoben. Dieser Verlust war für die zeitgenössischen Deutschen eine Katastrophe, man sprach vom „Schandfrieden“ von Versailles, dem „Saisonstaat“ Polen und eben dem „polnischen Korridor“, der auf „urdeutschem Boden“ entstanden sei und Ostpreußen vom restlichen Deutschen Reich abtrennte. Die Forschung befasste sich einerseits mit den Folgen der Versailler Bestimmungen und der polnischen Politik⁴³, andererseits mit der Argumentation, dass die Versailler Entscheidung falsch gewesen sei. In diesem Kontext erfolgte eine Politisierung der Kaschuben-Forschung, die sich schon um die Jahrhundertwende zwischen deutschen und polnischen Forschern abgezeichnet hatte⁴⁴: Es ging um den Nachweis, dass die Kaschuben keine Polen, sondern eine eigenständige (Sprach-)Gemeinschaft seien. Dabei wurde die Distanz zwischen Kaschuben und Polen unterstrichen und die Nähe zwischen Kaschuben und Deutschen herausgearbeitet. Verschiedene Stellen auf reichsdeutscher Seite wie die Publikationsstelle Berlin-Dahlem unter Leitung von Albert Brackmann (1871–1952) versuchten, die Forschung in diese Richtung zu beeinflussen und u. a. Friedrich Lorentz zu instrumentalisieren, der sich jedoch nur zum Teil dieser Linie verschrieb und vor allem über die Finanzierung seiner Forschung erfreut war. Dieser Zusammenhang ist von Helmut W. Schaller 2004 in einem wissenschaftsgeschichtlichen Aufsatz dargestellt worden⁴⁵. Er zitiert das Protokoll einer Verwaltungsbesprechung, dass die Forschung „den Boden für eine etwaige spätere Neugestaltung der Verhältnisse im Osten vorzubereiten“ habe⁴⁶. Ein Großteil der deutschen Forschung der Zwischenkriegszeit ist diesem Paradigma verpflichtet, widmete sich der „kaschubischen Frage“⁴⁷.

⁴² Friedrich LORENTZ, Sprache und Volkstum der Kaschuben, in: Kampf um die Weichsel. Untersuchungen zur Geschichte des polnischen Korridors, hg. v. Erich KEYSER, Stuttgart 1926, S. 55–68.

⁴³ Vgl. Hermann RAUSCHNING, Die Entdeutschung Westpreußens und Posens. Zehn Jahre polnische Politik, Berlin 1930.

⁴⁴ Vgl. Jan BAUDOIN DE COURTENAY, Kurzes Resumé der „Kassubischen Frage“, in: Archiv für slavische Philologie 26 (1904), S. 366–405; Julius KOBLSCHKE, Bemerkungen zu Prof. Baudouin de Courtenay's „Kurzem Resumé der kasubischen Frage“, in: Archiv für slavische Philologie 28 (1906), S. 261–283.

⁴⁵ Helmut W. SCHALLER, Die Kaschuben zwischen Polen und Deutschen. Probleme einer slawischen Minderheit 1918–1945, in: Cassubia Slavica 2 (2004), S. 80–97.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 88.

⁴⁷ Vgl. Gerhard KUTZSCHER, Zur kassubischen Frage, in: Zeitschrift für Politik 16 (1926), S. 86–91; Hans HARMSSEN, Die Kaschubei, in: Volk und Reich 7 (1931), S. 448–456; Georg

Beispielhaft für diesen Duktus soll hier der Text „Die Kaschubei“ von Hans Harmsen vorgestellt werden⁴⁸. Der Autor versucht zu beweisen, dass die Versailler Entscheidung falsch gewesen sei und auf einer „bewusste[n] Fälschung“⁴⁹ von Seiten der polnischen Delegation bei der Friedenskonferenz beruhe. Auf die Zugehörigkeit des Gebiets zum Königreich Polen geht der Text nicht ein, sondern beginnt erst 1772, ohne die Teilung Polens zu erwähnen. Unter preußischer Herrschaft sei es zu einem „Aufblühen des Landes“⁵⁰ gekommen. Der Autor kritisiert den Kulturkampf, unterstreicht aber zugleich die Indifferenz der Kaschuben gegenüber der polnischen Nationalbewegung zu jener Zeit. Besonders hebt er hervor, dass das „Kaschubische kein polnischer Dialekt“⁵¹ sei. Im Weiteren befasst sich der Autor mit den „verhängnisvollen Irrtümern“⁵² bei verschiedenen Volkszählungen und setzt sich mit Karten auseinander, die angeblich Grundlage bei der Friedenskonferenz gewesen seien, um schließlich zu dem Schluss zu kommen, die Kaschubei sei „kulturdeutsches Gebiet“⁵³. Charakteristisch für diesen Text – und auch für viele andere – ist die selektive Argumentationsweise. Es wird nicht vorwiegend mit gänzlich falschen Fakten operiert, sondern unliebsame historische Zusammenhänge, die der Beweisführung widersprechen würden, weglassen. Diese Vorgehensweise wurde in ähnlicher Form, aber mit umgekehrter Stoßrichtung auch auf polnischer Seite praktiziert. Die Politisierung der Kaschubei-Forschung schmälert den Wert vieler Forschungsarbeiten, insbesondere der Konklusionen. Allerdings sind auch in jener Zeit Arbeiten erschienen, die wenig politisiert sind⁵⁴.

Zwei herausragende Werke dieser Zeit stammen von Friedrich Lorentz: einerseits die „Geschichte der pomoranischen (kaschubischen) Sprache“ (1925)⁵⁵, die

VON RAUCH, Die Kaschuben. Ein Beitrag zur Korridorfrage, in: Baltische Monatshefte 62 (1931), S. 611–614; Walter KUHN, „Kaschuben“ als deutscher Stammesname, in: Deutsche Monatshefte in Polen 4 (1937/38), S. 545–549.

⁴⁸ Hans HARMSSEN, Die Kaschubei, in: Deutschland und der Korridor, hg. v. Friedrich HEISS/Arnold HILLEN ZIEGFELD, Berlin 1933, S. 133–143.

⁴⁹ EBD., S. 133.

⁵⁰ EBD., S. 134.

⁵¹ EBD., S. 135.

⁵² EBD., S. 136.

⁵³ EBD., S. 143.

⁵⁴ Vgl. Walter NOWACK, Die Kaschuben im Kreis Bütow, in: Ostdeutsche Monatshefte 14 (1933), S. 70–73; Erich WINGUTH, Kaschubisch als Kirchensprache, in: Blätter zur Kirchengeschichte Pommerns 12 (1934), S. 3–16; Johannes PATOCK, Die Pflanzen im Kreislauf der Jahresfeste. Volksbrauch und Volksglaube aus der Kaschubei, in: Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen 30 (1936), S. 163–176; Friedrich HEIDELCK, Das kaschubische Giebellaubenhaus, in: Jomsburg 3 (1939), S. 95–113.

⁵⁵ Friedrich LORENTZ, Geschichte der pomoranischen (kaschubischen) Sprache, Berlin/Leipzig 1925.

allerdings nicht Thema dieses Aufsatzes ist, sowie ein Jahr später die „Geschichte der Kaschuben“⁵⁶. Es handelt sich um die erste umfassende Monographie, die versucht, die Geschichte der Kaschuben zu rekonstruieren – oder eher zu konstruieren. Sie umfasst 144 Seiten plus Anhang und besteht neben Einleitung und Epilog (ab 1920) aus vier chronologischen Kapiteln: Pommerellen bis 1308, Deutscher Orden 1308–1466, Königlich Preußen Polnischen Anteils 1466–1772 und der preußisch-deutschen Zeitspanne 1772–1920. Die Zugehörigkeit zum Staat des Deutschen Ordens überschreibt der Autor als „Blütezeit“⁵⁷, die Geschichte der Kaschuben erscheint in der Monographie im Lichte einer starken Beeinflussung durch die deutsche Kultur. Lorentz betont die Eigenständigkeit der Kaschuben gegenüber den Polen und unterstreicht den Status des Kaschubischen als eigenständige Sprache, es handele sich nicht bloß um einen Dialekt des Polnischen⁵⁸. Diese Frage war damals sprachwissenschaftlich noch stark umstritten. Der deutsche Zeitgeist der Zwischenkriegszeit, der durch den Versailler Vertrag geprägt wurde, ist in der Monographie deutlich erkennbar. Der Autor hebt für das 20. Jahrhundert die Abneigung der Kaschuben gegen Polen aus Kongresspolen und Galizien und die kulturelle Überlegenheit der Kaschuben gegenüber jenen Polen hervor⁵⁹. Am Ende fragt der Autor polemisch, „ob die Vereinigung mit Polen den Kaschuben den Untergang“⁶⁰ bringe. Er führt nur wenige Belege an und arbeitet eher deskriptiv. Es handelt sich nicht um eine geschichtswissenschaftliche Darstellung.

Während des Zweiten Weltkrieges hat es keine Forschung zu den Kaschuben gegeben, die veröffentlicht wurde. Die Dissertation „Beiträge zum Kaschubischen Sprachatlas“ von Werner Fast (1940) ist damals aus politischen Gründen nicht publiziert worden und auch später nicht erschienen. Zudem hat es in jener Zeit in der NS-Verwaltung Überlegungen zur Einordnung der Kaschuben innerhalb der NS-Rassenlehre gegeben⁶¹. Mit wissenschaftlicher Forschung hat dies jedoch nichts zu tun.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam die deutsche Kaschubei-Forschung weitestgehend zum Erliegen. Die Gründe sind bislang nicht untersucht worden. Die frühere „kaschubische Frage“ hatte mit dem Verlust der Ostgebiete aus deutscher Sicht an Relevanz verloren, man befasste sich mit der Dokumentation der Vertreibung und der Erforschung der deutschen Geschichte Ostmitteleuropas.

⁵⁶ DERS., *Geschichte der Kaschuben*, Berlin 1926.

⁵⁷ Ebd., S. 52.

⁵⁸ Ebd., S. 9.

⁵⁹ Ebd., S. 142–144.

⁶⁰ Ebd., S. 144.

⁶¹ Vgl. *Kaschuben in Westpreußen*, in: *Neues Volk. Blätter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP* 9/7 (1941), S. 10–13.

Die Kaschuben wurden regelrecht „vergessen“, erst durch das literarische Werk von Günter Grass (1927–2015) erfuhr die breitere deutsche Öffentlichkeit überhaupt von der Existenz der Kaschuben.

Jedoch haben sich im Bereich der Sprachwissenschaft zwei Forscher hervorgetan, die auch zu kulturellen Fragen gearbeitet haben. Für die westdeutsche Slawistik ist hier Reinhold Olesch (1910–1990) zu nennen, für den das Kaschubische jedoch nur eines von vielen Themen darstellte⁶². Vorwiegend der kaschubischen Sprache verschrieben hat sich hingegen der ostdeutsche Slawist Friedhelm Hinze (1931–2004). Er wurde 1961 über „Die deutschen Lehnwörter im Pomoranischen (Kaschubischen)“⁶³ promoviert und hat das Werk von Friedrich Lorentz gewürdigt⁶⁴ und fortgesetzt, insbesondere das Pomoranische Wörterbuch⁶⁵. Einige Aufsätze von Hinze befassen sich mit der Literatur und Kultur der Kaschuben⁶⁶, einzelne Texte hat er auch auf Polnisch veröffentlicht⁶⁷. Zudem edierte er 1967 zwei wichtige altkaschubische Texte, die aus der Kirchengemeinde im slovinzischen Dorf Schmolsin (Smółdzino) in der Nähe des Gardersess (jezioro Gardno) stammen: ein altkaschubisches Gesangbuch⁶⁸

⁶² Vgl. Reinhold OLESCH, Die deutsche Vorlage des ältesten kaschubisch-polnischen Gesangbuches, in: Zeitschrift für slavische Philologie 21 (1952), S. 296–307 (Nachdruck: Reinhold OLESCH, Gesammelte Aufsätze 2, hg. v. Angelika LAUHUS, Köln 1992, S. 304–315); DERS., Der religiöse Wortschatz des Altkaschubischen nach Quellen des 16.–18. Jahrhunderts, in: Reinhold OLESCH, Gesammelte Aufsätze 2, hg. v. Angelika LAUHUS, Köln 1992, S. 316–324.

⁶³ Friedhelm HINZE, Die deutschen Lehnwörter im Pomoranischen (Kaschubischen), Berlin 1963.

⁶⁴ DERS., Zum Leben und Werk von Friedrich Lorentz (1870–1937), in: Beiträge zur Geschichte der Slawistik, hg. v. Hans Holm BIELFELDT/Karel HORÁLEK, Berlin 1964, S. 81–112; Zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von Friedrich Lorentz (1870–1937). Ein Beitrag zur Geschichte der Slawistik in Deutschland, in: Zeitschrift für Slawistik 15 (1970), S. 789–811.

⁶⁵ Friedrich LORENTZ/Friedhelm HINZE, Pomoranisches Wörterbuch, 5 Bände, Berlin 1958–1983.

⁶⁶ Vgl. Friedhelm HINZE, Zur Quelle des „Kaschubischen Weihnachtliedes“ von Werner Bergengruen, in: Zeitschrift für Slawistik 9 (1964), S. 66–76; DERS., Telephonie und Rundfunk in der kaschubischen Folklore, in: Zeitschrift für Slawistik 15 (1970), S. 227–237; DERS., Bemerkungen zur neuesten kaschubischen Literatur. I. Alojzy Nagel, in: Zeitschrift für Slawistik 19/1 (1974), S. 42–46; DERS., Eine unveröffentlichte Variante des kaschubischen Liedes vom Räuber Madej, in: Zeitschrift für Slawistik 19/1 (1974), S. 49–54; DERS., Bemerkungen zur neuesten kaschubischen Literatur. II. Jan Drzeżdżon (1937–1992), in: Zeitschrift für Slawistik 38 (1993), S. 464–474.

⁶⁷ Vgl. DERS., O nazwach latarni morskich na kaszubskim brzegu [Über die Namen von Leuchttürmen an der kaschubischen Küste], in: Biuletyn Zrzeszenia Kaszubsko-Pomorskiego 5/5 (1968), S. 40–44.

⁶⁸ Altkaschubisches Gesangbuch, hg. v. DEMS., Berlin 1967.

sowie die so genannten Schmolsiner Perikopen⁶⁹, also für die Lesung im Gottesdienst bestimmte Bibelauszüge. Letztere stammen aus der Zeit um 1700. Beide Editionen sind mit einer kurzen Einleitung versehen. Sehr verdient um die Erforschung der kaschubischen Literatur machte sich der Österreicher Ferdinand Neureiter (1928–2007). Sein Hauptwerk zur „Geschichte der Kaschubischen Literatur“ veröffentlichte er 1978, es wurde ins Polnische übersetzt und ist bis heute von grundlegender Bedeutung⁷⁰.

Darüber hinaus ist in der deutschen Forschung nach dem Zweiten Weltkrieg wenig zur Kaschubei gearbeitet worden. Die meisten Publikationen haben einen überblicksartigen Charakter und dienen dazu, der deutschen Leserschaft die Kaschubei und die Kaschuben näher zu bringen. Die ersten zwei Texte der Nachkriegszeit stammen von Hans von Krannhals (1950 bzw. 1952). In zwei knappen Darstellungen kennzeichnet er die Kaschuben als „Zünglein an der Waage“ und als Volk „Zwischen den Stühlen“, also zwischen Deutschen und Polen⁷¹. Dietrich von Oppen legte 1955 eine umfangreiche Untersuchung der Bevölkerungsgeschichte des Zeitraums von der deutschen Reichsgründung bis zum Ersten Weltkrieg vor und bemängelte dabei vor allem die zurückhaltende Germanisierungspolitik im Vergleich zur polnisch-nationalen Bewegung⁷². Die Eigenständigkeit der Kaschuben gegenüber den Polen betonte Richard Beyer in seiner Skizze der kaschubischen Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg⁷³. Im Grunde genommen sind diese Arbeiten weiterhin dem Streben verhaftet, die Versailler Entscheidung von 1919, die durch die Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges bestätigt wurden, als falsch darzustellen. Die deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg werden nicht behandelt. Diesem Ansatz sind auch die Forschungen von Max Aschkewitz zur Bevölkerungsentwicklung in Westpreußen zuzurechnen⁷⁴.

Von wegweisender Bedeutung ist in jener Zeit eine Abhandlung von Franz Manthey (1904–1971), der 1964 in einer Beilage des Heimatbriefs der Danziger

⁶⁹ Die Schmolsiner Perikopen, hg. v. DEMS., Berlin 1967.

⁷⁰ Ferdinand NEUREITER, Geschichte der Kaschubischen Literatur. Versuch einer zusammenfassenden Darstellung, München 1978; Polnische Ausgabe: Historia literatury kaszubskiej. Próba zarysu, Gdańsk 1982.

⁷¹ Hans von KRANNHALS, Das Zünglein an der Waage (die Kaschuben), in: Wir von Weichsel und Warthe, Salzburg 1950, S. 192–194; DERS., Zwischen den Stühlen. Das Schicksal der Kaschuben in Westpreußen, in: Westpreußen-Jahrbuch 2 (1951/52), S. 129–132.

⁷² Dietrich von OPPEN, Deutsche, Polen und Kaschuben in Westpreußen 1871–1914, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 4 (1955), S. 157–223.

⁷³ Richard BEYER, Die kaschubische Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg, in: Studien zur Geschichte des Preußenlandes, hg. v. Egon BAHR, Marburg 1963, S. 327–341.

⁷⁴ Vgl. M. ASCHKEWITZ, Zur Frage der Umvolkung in Westpreußen im 19. und 20. Jahrhundert, in: ebd., S. 312–326.

Katholiken erschienen ist⁷⁵. Der katholische Theologe hält sich in dem Text, der eher als Essay zu werten ist, weil er keine Belege enthält, von der deutsch-polnischen Rhetorik um die ethnische und nationale Zugehörigkeit des kaschubischen Volkes weitestgehend fern. Er unterstreicht die Bedeutung der Christianisierung der Kaschuben und behandelt vorwiegend die mittelalterliche Geschichte, während die Neuzeit und insbesondere die konfliktreiche Moderne kurz besprochen werden. Allerdings ist er wohl als der erste deutsche Autor anzusehen, der die deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg anspricht, insbesondere in Piaśnica bei Neustadt (1939/40). Im zweiten Teil behandelt Manthey die Geschichte der Kaschuben in Mecklenburg und Pommern, wobei für diese Gebiete der Begriff Pomoranen angemessener wäre. Dieser Aufsatz ist in Deutschland allerdings kaum rezipiert worden. Zudem hat Manthey noch zwei weitere kurze Texte zur Kaschubei veröffentlicht⁷⁶.

Für die 1970er Jahre ist nur ein Aufsatz von Wolfgang Rudolph zur Kultur der kaschubischen Küstendörfer um 1900 zu verzeichnen⁷⁷. Im pommerschen Kontext erschienen in jener Zeit zwei folkloristische Veröffentlichungen. Willi Schultz befasste sich in der Zeitung der Landsmannschaft Pommern mit dem regional bekannten deutschen Volkslied „Wo kommen all die Kaschuben her?“⁷⁸ Lina Ditsch veröffentlichte 1974 im Pommerschen Heimatbuch für das Jahr 1975 eine „Kaschubische Weihnachts-Sage“⁷⁹.

Durchaus interessant ist ein Überblick zur Geschichte, Kultur und Volkstum der Kaschuben, den Heinz Lingenberg 1985 vorlegte⁸⁰. Der Autor arbeitet mit Textbelegen, was den Wert des Aufsatzes erheblich steigert. Behandelt werden die Herkunft der Kaschuben, die kaschubische Sprache und ihre Erforschung, Geschichte und Kultur der Kaschubei und insbesondere die konfliktreiche Ent-

⁷⁵ Franz MANTHEY, Aus der Geschichte der Kaschuben, in: Wahrheit und Zeugnis. Westpreußische Beiträge zur Heimatgeschichte (Beilage zum Heimatbrief der Danziger Katholiken) 12 (1964); Nachdruck: Franz MANTHEY, O historii Kaszubów. Prawda i świadectwo [Über die Geschichte der Kaschuben. Wahrheit und Zeugnis], Gdańsk 1997.

⁷⁶ DERS., Die sogenannte „Jungkaschubische Bewegung“, in: Heimatbrief der Danziger Katholiken 21/3 (1970), S. 6–8; DERS., Von einem alten kaschubischen Adelsgeschlecht den „Swenconen“, in: Heimatbrief der Danziger Katholiken 23/4 (1972), S. 7–9.

⁷⁷ Wolfgang RUDOLPH, Maritime und urbane Elemente in der Kultur der kaschubischen Küstendörfer um 1900, in: Lëtopis. Jahresschrift des Instituts für Sorbische Volksforschung C/21 (1978), S. 85–102.

⁷⁸ Willi SCHULTZ, Wo kommen denn all die Kaschuben her?, in: Pommern. Kunst, Geschichte, Volkstum 6/4 (1968), S. 29–34.

⁷⁹ Lina DITSCH, Kaschubische Weihnachts-Sage, in: Pommersches Heimatbuch 1975, Hamburg 1974, S. 123–126.

⁸⁰ Heinz LINGENBERG, Die Kaschuben. Kultur, Geschichte und Volkstum einer Minderheit, in: Westpreußen-Jahrbuch 35 (1985), S. 123–149.

wicklung im 20. Jahrhundert. Zwar vertritt Lingenberg eine deutsche Perspektive und hält mit seiner persönlichen Meinung nicht zurück, zeichnet sich aber durch kritische Äußerungen aus, wie sie bislang in der deutschen Publizistik nicht anzutreffen waren. Er kritisiert die arrogante Haltung der Deutschen vor dem Ersten Weltkrieg und hebt die Entwicklung der kaschubischen Bewegung im unabhängigen Polen der Zwischenkriegszeit hervor. Zum Zweiten Weltkrieg werden zumindest die Deutsche Volksliste und die Konzentrationslager erwähnt, für die Nachkriegszeit spricht der Autor die Unterdrückung der Regionalismen im Stalinismus und deren Wiederbelebung nach 1956 an. Eine weitere Überblicksdarstellung über die Kaschuben veröffentlichte Ulrich Obst 1989⁸¹.

Von herausragender Bedeutung ist die Veröffentlichung des kaschubischen Romans „Remus“ in Übersetzung von Eva Brenner 1988⁸². In der Einleitung zeichnet Gerd Wolandt (1928–1997) das Leben des Autors Aleksander Majkowski (1876–1938) nach und gibt einen Einblick in die Lage der Kaschuben zwischen Deutschen und Polen, wobei er pessimistisch von einer zunehmenden Polonisierung der Kaschuben ausgeht. In überarbeiteter Form veröffentlichte er diesen Text erneut 1991 im Westpreußen-Jahrbuch, einen weiteren Artikel legte er 1994 vor⁸³. Der Freundeskreis der Oberschule Berent (Kościerzyna) gab 2007 eine Broschüre mit einigen Erinnerungen Wolandts an die Kaschubei heraus⁸⁴.

Der politische Wandel in Polen in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre und die Wende 1989 revolutionierten nicht nur die politischen Verhältnisse, sondern auch die wissenschaftliche Forschung. Die politische Prägung der Geschichtsforschung und – für die Kaschubei von großer Bedeutung – die Marginalisierung von Regionalismen entfielen nunmehr, Archive wurden geöffnet und die internationale Forschungskooperation erheblich vereinfacht. Kaschubische Themen erlebten einen regelrechten Forschungsboom, den Friedemann Kluge 1994 in einem kurzen Aufsatz dem deutschen Publikum vorstellte⁸⁵. Dabei be-

⁸¹ Ulrich OBST, Zur Geschichte der Kaschuben bis zum Ersten Weltkrieg, in: Deutsche, Slawen und Balten. Aspekte des Zusammenlebens im Osten des Deutschen Reiches und in Ostmitteleuropa, hg. v. Hans HECKER/Silke SPIELER, Bonn 1989, S. 82–104.

⁸² Aleksander MAJKOWSKI, Das abenteuerliche Leben des Remus. Ein kaschubischer Spiegel, hg. v. Hans ROTHE, Köln 1988.

⁸³ Gerd WOLANDT, Aleksander Majkowski und die Kaschuben, in: Westpreußen-Jahrbuch 41 (1991), S. 115–123; DERS., Majkowski in Deutschland, in: Kaszubszczyzna w świecie. Materiały z konferencji naukowej [Kaschubisches in der Welt. Konferenzmaterialien], hg. v. Jerzy SAMP, Wejherowo 1994, S. 58–67.

⁸⁴ Kaschubei. Erinnerungen von Prof. Dr. Gerd Wolandt und Ilse Oderich, hg. v. Ilse ODERICH [Lübeck 2007].

⁸⁵ Friedemann KLUGE, Ein vielfach verändertes Kaschubenbild. Neuere polnische Forschungen zur Kaschubei und ihren Bewohnern, in: Zeitschrift für Ostforschung 43 (1994), S. 71–81.

fasste er sich vor allem mit den Publikationen Zygmunt Szultkas zu den Slowinzen, der die ältere These, dass die Slowinzen keine eigenständige Sprachgemeinschaft seien und die linguistische Forschung einer Fiktion aufgefressen sei, nachgewiesen hat. Zudem stellt er einige neuere Texte vor und weist auch auf die Schwächen der Forschung hin. 1997 veröffentlichte Kluge einen Text zur ersten kaschubischen Bibelübersetzung⁸⁶. 1993 legte Stefan Hartmann eine kurze Studie zur ethnischen Bevölkerungsstruktur Westpreußens vor dem Ersten Weltkrieg vor⁸⁷.

Nicht nur in Polen, auch in Deutschland erlebten die Kaschuben in den 1990er Jahren und verstärkt ab der Jahrtausendwende eine Renaissance. Vor allem ergab sich eine Vielzahl von deutsch-polnischen Kooperationen – bei Tagungen, Forschungsprojekten und Publikationen. Neben zahlreichen deutschsprachigen Veröffentlichungen polnischer Kaschubei-Kenner zu kulturellen und historischen Fragen, insbesondere von Józef Borzyszkowski und Cezary Obracht-Prondzyński, entstanden auch neue deutsche Forschungsarbeiten.

Von großer Bedeutung für die Kaschubenforschung ist die von Hanna Nogossek im Bildarchiv des Herder-Instituts in Marburg entdeckte Bildersammlung von Alexander Treichel (1837–1901). Treichel gehörte das Gut Hoch Paleschken (Wilcze Błota), und er hat kurz vor der Jahrhundertwende Bilder von dem Hof und der unmittelbaren Umgebung anfertigen lassen. Die Aufnahmen geben einen sehr beeindruckenden Einblick in die – wenn auch photogen inszenierte – Lebenswirklichkeit um 1900. Eine Auswahl der Bilder wurde 1997 in einer Ausstellung in Kassel gezeigt und befindet sich heute im Kaschubischen Freilichtmuseum (Muzeum – Kaszubski Park Etnograficzny) in Sanddorf (Wdzydze Kiszewskie). Nogossek hat zusammen mit Bernhard Lauer vom Brüder-Grimm-Museum in Kassel einen Ausstellungskatalog veröffentlicht, der auch auf Polnisch erschienen ist⁸⁸. Die Auswahl an Bildern wird eingeleitet von mehreren Fachtexten, unter anderem zu den Kaschuben. Neben einigen polnischen Autoren hat Ulrich Steltner eine Einführung in die Sprache und Literatur der Kaschuben verfasst, die aber vor allem die Entwicklung der kaschubischen Bewe-

⁸⁶ Friedemann KLUGE, Eine Bibel für die Kaschuben. Zur Vorgeschichte der ersten kaschubischen Bibelübersetzung, in: Kirche im Osten. Studien zur osteuropäischen Kirchengeschichte und Kirchenkunde 37 (1994), S. 35–61.

⁸⁷ Stefan HARTMANN, Zu den Nationalitätenverhältnissen in Westpreußen vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Zeitschrift für Ostforschung 42 (1993), S. 391–405.

⁸⁸ Polen, Deutsche und Kaschuben. Alltag, Brauchtum und Volkskultur auf dem Gut Hochpaleschken in Westpreußen um 1900, hg. v. Hanna NOGOSSEK/Bernhard LAUER, Kassel 1997; Polacy, Niemcy i Kaszubi. Życie codzienne, obyczaje i kultura ludowa w Prusach Zachodnich ok. 1900 roku, hg. v. Hanna NOGOSSEK/Bernhard LAUER, Kassel 1997.

gung nachzeichnet⁸⁹. Bezüglich der Bilder von Treichel ist eher zweifelhaft, inwiefern sie uns Auskunft über die Kaschuben geben. Ob auf den Bildern Kaschuben zu sehen sind, ist nur teilweise überliefert (z. B. die Fotografie „Abbau eines Kaschuben“ in Neu Paleschken/Nowe Polaszki)⁹⁰. Sie sind eher als Quelle zur Lebenskultur auf dem Lande um 1900 zu werten und besitzen insofern auch Aussagekraft für die Kaschubenforschung⁹¹.

In Folge der Veröffentlichung der Treichel-Bilder fand in der Kaschubei eine wissenschaftliche Konferenz statt, aus dem anschließend ein Sammelband zum Alltagsleben im 19. und 20. Jahrhundert hervorging, an dem sich zwei deutsche Forscher beteiligten. Sybille Tempel legte einen Aufsatz zur Geschichte, Sprache, Literatur und polnischen Minderheitenpolitik vor, die diese zentralen Fragen pointiert zusammenfasst⁹². Besonders wertvoll ist ein Aufsatz von Kurt Dröge zu ethnologischer Kaschubenforschung in Pommern, der viele Hinweise zur deutschen Kaschubenforschung enthält⁹³.

Marianne Wannow, Generalkonsulin der Bundesrepublik in Danzig und gebürtige Danzigerin, veröffentlichte 1999 das zweisprachige Buch „Kaszubi. Die Kaschuben“, das Gedanken und Erinnerungen zur Kaschubei enthält und sich mit der Kaschubeireise des russischen Sprachenforschers Alexander Hilferding im Jahr 1856 auseinandersetzt⁹⁴.

Ein Meilenstein der deutsch-polnischen Zusammenarbeit ist der von Józef Borzyszkowski und Dietmar Albrecht herausgegebene, zweisprachige Sammelband „Pomorze – Mała ojczyzna Kaszubów. Historia i współczesność / Kaschubisch-pommersche Heimat. Geschichte und Gegenwart“⁹⁵. Schon der Titel zeigt ein sprachliches deutsch-polnisches Problem auf, das sich auch im Inhalt des

⁸⁹ Ulrich STELTNER, Sprache und Literatur der Kaschuben, in: NOGOSSEK/LAUER (wie Anm. 88), S. 35–42.

⁹⁰ LAUER/NOGOSSEK (wie Anm. 88), S. 111.

⁹¹ Zum Bildbestand: Elke BAUER: Zwischen Inszenierung und Authentizität. Kontextualisierung ausgewählter Bildzeugnisse zum Alltagsleben der Deutschen in Ostmitteleuropa vor 1945, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 52 (2011), S. 137–164, hier S. 140–148.

⁹² Sybille TEMPEL, Die kulturellen Besonderheiten der Kaschuben, in: *Życie codzienne na Kaszubach i Pomorzu na przełomie XIX i XX wieku [Alltag in der Kaschubei und in Pommerellen/Pommern an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert]*, hg. v. Józef BORZYSZKOWSKI, Gdańsk 2002, S. 53–70.

⁹³ Kurt DRÖGE, Die Volkskunde und die Kaschuben in Pommern. Zur Geschichte einer Beziehung, in: BORZYSZKOWSKI (wie Anm. 92), Gdańsk 2002, S. 31–51.

⁹⁴ Marianne WANNOW, *Kaszubi. Die Kaschuben*, Gdańsk 1999.

⁹⁵ *Pomorze – Mała ojczyzna Kaszubów. Historia i współczesność / Kaschubisch-pommersche Heimat. Geschichte und Gegenwart*, hg. v. Józef BORZYSZKOWSKI/Dietmar ALBRECHT, Gdańsk/Lübeck 2000.

Buches widerspiegelt: Im Polnischen wird der gesamte Küstenstreifen als Pomorze bezeichnet und kann – je nach Bedarf – spezifiziert werden, z. B. Pomorze Zachodnie (westliches Pommern) und Pomorze Gdańskie (Danziger Pommern). Der deutsche Begriff Pommern, der aus dem Slawischen abgeleitet wurde, ist jedoch der alten preußischen Provinz verhaftet, reicht also nur bis Lauenburg (Lębork) und Bütow (Bytów). Ein „Danziger Pommern“ gibt es demnach im Deutschen nicht, weil Pommern nicht bis Danzig reicht, hier spricht man von Pommerellen (oder Westpreußen). Der polnische Titel des Sammelbandes bezeichnet „Pomorze“ als Heimat der Kaschuben, der deutsche Titel spricht von der „kaschubisch-pommerschen Heimat“, was nach deutschem Verständnis nur das Gebiet von Stolp (Słupsk), Lauenburg und Bütow wäre. Inhaltlich ist der Band eher der polnischen Forschung zurechnen, da die meisten Autoren aus Polen stammen und der Band in Deutschland leider kaum rezipiert wurde. Neben der Einführung von Dietmar Albrecht enthält er drei Aufsätze von deutschsprachigen Forschern. Einen kulturellen Bezug hat der Text von Friedemann Kluge, der anhand von zentralen Personen eine Übersicht über die Entwicklung der kaschubischen Linguistik gibt und dabei auch die Forschungsleistung deutscher Wissenschaftler würdigt. Leider enthält der Text wenige Belege aus der Fachliteratur⁹⁶. Ein weiteres deutsch-polnisches Kooperationsprojekt befasste sich unter der Leitung von Miłosława Borzyszkowska-Szewczyk und Christian Pletzing mit jüdischen Spuren in der Kaschubei. 2010 mündete die Forschungsarbeit in die Veröffentlichung eines zweisprachigen historischen Reiseführers durch die Kaschubei⁹⁷.

In den Jahren 2003 und 2004 erschien in Deutschland ein wissenschaftliches Kaschubei-Jahrbuch, die „Cassubia Slavica“, für das Marcin Bobrowski redaktionell verantwortlich war. Der erste Band enthielt acht Texte, u. a. zur Alltagsverwendung des Kaschubischen (Jörn Achterberg, Marlena Porębska), eine Sprachstudie von Friedhelm Hinze und einen persönlichen Text von Friedhelm Neureiter über seinen Bezug zur den Kaschuben. Die zweite Ausgabe 2004 befasste sich u. a. mit kaschubischen und polnischen Gedichten (drei Aufsätze) und der Standardisierung der kaschubischen Sprache (Jadwiga Zieniukowa), außerdem enthielt er einen sehr interessanten Aufsatz von Helmut W. Schaller zur Politisierung der deutschen Kaschubeforschung in der Zwischenkriegszeit. Nach der zweiten Ausgabe wurde die Reihe eingestellt.

⁹⁶ Friedemann KLUGE, *Forscher der kaschubischen Sprache / Badacze języka polskiego*, in: BORZYSZKOWSKI / ALBRECHT (wie Anm. 95), S. 618–651.

⁹⁷ *Jüdische Spuren in der Kaschubei. Ein Reisehandbuch / Śladami żydowskimi po Kaszubach*. Przewodnik, hg. v. Miłosława BORZYSZKOWSKA-SZEWCZYK / Christian PLETZING, Lübeck/Gdańsk 2010.

Marlena Porębska wurde 2005 an der Slawistik der Universität Erlangen-Nürnberg, die inzwischen geschlossen wurde, mit der sprachwissenschaftlichen Arbeit „Das Kaschubische: Sprachtod oder Revitalisierung?“ promoviert⁹⁸. Sie setzt sich dabei empirisch mit der These auseinander, dass die kaschubische Sprache praktisch ausgestorben sei, die in der westlichen Slawistik und in Überblickdarstellungen verbreitet ist. In einem Aufsatz aus dem Jahr 2007 hat sie ihre Forschung pointiert zusammengefasst: „Totgesagte leben länger.“⁹⁹ Ebenfalls von eher sprachwissenschaftlicher Relevanz ist ein Artikel von Monika Wingender und Katarzyna Wiśniewiecka-Brückner in der prestigeträchtigen Zeitschrift „Osteuropa“, der sich mit der Stellung des Kaschubischen als Regionalsprache in Polen im Kontext europäischer Minderheitensprachenpolitik befasst¹⁰⁰.

Alfred Camman (1909–2008) veröffentlichte 2007 eine Sammlung von Briefen, Erinnerungen und Erzählungen zu den Kaschuben aus vorwiegend deutscher Perspektive¹⁰¹. Die Auswahl der Zeugnisse erfolgte zwar recht willkürlich und die Haltung einiger Autoren zu den Kaschuben ist teilweise bedenklich, doch haben diese Dokumente auch gerade dadurch einen besonderen Quellenwert¹⁰². Hans-Jürgen Bömelburg veröffentlichte 2009 einen Aufsatz zu den Kaschubenforschern Gulowski, Lorentz und Majowski¹⁰³. Er weist dabei nachdrücklich auf die geringe zeitgenössische Rezeption ihrer Forschungsleistung hin, die erst von späteren Generationen gewürdigt wurde.

In jüngster Zeit hat der Autor dieser Zusammenfassung mehrere Texte zur Kaschubei veröffentlicht: eine Fallstudie zu den Verbrechen der deutschen Besatzer und der einheimischen Deutschen im Landkreis Berent/Kościerzyna im

⁹⁸ Marlena PORĘBSKA, *Das Kaschubische. Sprachtod oder Revitalisierung? Empirische Studien zur ethnolinguistischen Vitalität einer Sprachminderheit in Polen*, München 2006.

⁹⁹ Marlena PORĘBSKA, *Das Kaschubische. Sprachtod oder Revitalisierung*, in: *Kim są Kaszubi? Nowe tendencje w badaniach społecznych [Wer sind die Kaschuben? Neue Tendenzen in der Sozialforschung]*, hg. v. Cezary OBRACHT-PRONDZYŃSKI, Gdańsk 2007, S. 173–194.

¹⁰⁰ Monika WINGENDER/Katarzyna WIŚNIEWIECKA-BRÜCKNER, *Konjunktur für Minderheitensprachen. Polens Sprachpolitik und das Kaschubische*, in: *Osteuropa* 57/11 (2007), S. 211–224.

¹⁰¹ *Die Kaschuben. Aus ihrer Welt, von ihrem Schicksal in Geschichte und Geschichten*, hg. v. Alfred CAMMANN, Münster 2007.

¹⁰² Vgl. Rezension von M. SACHA, in: *Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands* 53 (2009), S. 163–165.

¹⁰³ Hans-Jürgen BÖMELBURG, *Grenzüberschreitende kaschubische Biographien mit schmaler zeitgenössischer Resonanz. Gulowski, Lorentz und Majkowski. Nationale und interkulturelle Ursachen*, in: *Grenzüberschreitende Biographien zwischen Ost- und Mitteleuropa. Wirkung – Interaktion – Rezeption*, hg. v. Tobias WEGER, Bern 2009, S. 255–284.

Herbst 1939, einen Lexikonbeitrag zur Kaschubei, eine biographische Skizze des deutschen Regionalforschers Eitelfriedrich May, eine Untersuchung von Identifikationen von Deutschen in der Kaschubei, einen knappen Überblick über die Geschichte der Kaschuben und eine Darstellung der Entwicklung der kaschubischen Bewegung in der Volksrepublik Polen¹⁰⁴. Mit Piotr Filipkowski verfasste er einen Abriss zu kaschubischen Identitäten¹⁰⁵. Gemeinsam mit Katarzyna Madoń-Mitzner legte er 2014 einen Quellenband vor, der Auszüge aus Oral-History-Zeitzeugeninterviews mit polnischen, deutschen und kaschubischen Bewohnern der Region enthält¹⁰⁶. Ausgewählt wurden für die Veröffentlichung Aussagen der Zeitzeugen zur Zwischenkriegszeit, dem Zweiten Weltkrieg und zur unmittelbaren Nachkriegszeit. Der Band ist zeitgleich auf Deutsch und Polnisch erschienen. Die deutsche Ausgabe enthält eine knappe Einführung zur Geschichte der Kaschubei, verstanden als multiethnischem Lebensraum von Polen, Kaschuben, Deutschen und Juden.

4. Zusammenfassung

Die deutsche Kaschubeforschung war bis zum Zweiten Weltkrieg gut aufgestellt, hat eine beachtliche Forschungsbilanz vorzuweisen und konnte mit den Kollegen in Polen bzw. vor Ort in der Kaschubei mithalten. Dabei unterlag sie jedoch einer deutlichen Politisierung. Durch den Krieg, die deutsche Vernichtungspolitik und die anschließende Vertreibung der Deutschen ist das deutsche

¹⁰⁴ Roland BORCHERS, Zbrodnie nazistowskie w powiecie kościerskim jesienią 1939 roku [NS-Verbrechen im Landkreis Berent im Herbst 1939], in: *Acta Cassubiana* 13 (2011), S. 151–178; DERS., Kaschubei, in: *Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*, 2012, <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/regionen/kaschubei> (Stand: 13.01.2017); DERS., Eitelfriedrich May. *Historyk lokalny Kościerzyny i Sopotu. Próba szkicu biograficznego*, [Eitelfriedrich May. *Lokalhistoriker von Berent und Zoppot. Versuch einer biographischen Skizze*], in: *Acta Cassubiana* 14 (2012), S. 156–177; DERS., Identitäten und Identifikationen der Deutschen in der Kaschubei, in: *Westpreußen-Jahrbuch* 63 (2012), S. 151–265; DERS., Die Kaschuben. *Geschichte und Identität*, in: *Preußenland* 4 (2013), S. 73–95; DERS., Die Kaschubei im Realsozialismus, in: *Region, Staat, Europa. Regionale Identitäten unter den Bedingungen von Diktatur und Demokratie in Mittel- und Osteuropa*, hg.v. Burkhard OLSCHOWSKY, München 2013, S. 147–161.

¹⁰⁵ Roland BORCHERS/Piotr FILIPKOWSKI, *Erinnerungen und Identifizierungen in der Kaschubei*, in: *Historie* 5 (2012), S. 272–286.

¹⁰⁶ *Erinnerungen aus der Kaschubei. Erfahrungen und Identitäten 1920–1939–1945*, hg.v. Roland BORCHERS/Katarzyna MADOŃ-MITZNER, Oldenburg 2014; *Wojna na Kaszubach. Pamięć polskich i niemieckich świadków* [Krieg in der Kaschubei. *Erinnerungen polnischer und deutscher Zeitzeugen*], hg.v. Roland BORCHERS/Katarzyna MADOŃ-MITZNER, Gdańsk 2014.

Interesse an den Kaschuben weitestgehend zum Erliegen gekommen. Empirische Forschung zur Kultur und Geschichte der Kaschuben hat nach 1945 nicht mehr stattgefunden, die Deutschen konzentrierten sich fortan auf die eigene Geschichte. Immerhin hatte die geschichtliche Entwicklung aber eine Entpolitisierung der Forschung zur Folge. Lediglich die Sprachwissenschaft interessierte sich ungebrochen für das Kaschubische und hat auch nach dem Zweiten Weltkrieg wertvolle Beiträge geleistet.

Erst im Kontext der politischen Wende in Ost- und Ostmitteleuropa 1989 wuchs in Deutschland wieder das Interesse an den Kaschuben, in den letzten 20 Jahren hat es mehrere Forschungsprojekte und Forschungsarbeiten gegeben, die oft Ergebnis deutsch-polnischer Kooperationen waren. Was die deutsche Forschung verstärkt leisten sollte, wäre eine breitere Herausarbeitung des Einflusses der deutschen Sprache und Kultur auf die Kaschuben. Dieser Zusammenhang ist von der polnischen Forschung bereits gewürdigt worden, doch gibt es hier erheblichen Forschungsbedarf, und die preußischen Archive dürften noch unentdecktes Material bergen. Zwar ist zu dieser Frage von deutscher Seite bis 1945 viel gearbeitet worden, doch handelte es sich dabei um politisierte Forschung, während diese Brisanz heute nicht mehr zutage tritt. Zudem mangelte es der alten deutschen Kaschubenforschung, teilweise auch noch den modernen Arbeiten, an Wissenschaftlichkeit, wobei dieses Manko auch auf einen Teil der polnischen Forschung zutrifft.

Eine Schwäche der deutschen Forschung ist seit jeher, dass polnische Arbeiten zu wenig rezipiert werden, wobei dies in erster Linie sprachlichen Unzulänglichkeiten geschuldet ist. Inzwischen ist die polnische Publikationsbilanz sehr umfangreich, so dass es sich schwierig gestaltet, sich einen Überblick zu verschaffen. Zudem liegen diese Publikationen in Deutschland oft nicht vor. Das zentrale Problem der deutschen Kaschubeforschung ist jedoch vor allem das mangelnde Interesse der deutschen Öffentlichkeit und Forschungslandschaft. Am ehesten ist dieses Interesse noch im Kreis der deutschen Vertriebenen zu finden, doch ist diese Gemeinschaft inzwischen recht klein.

Der Slawist Maximilian Braun (1903–1984) schrieb 1947: „Mit dem Kaschubischen betreten wir bereits ein Gebiet der slawischen Sprachwissenschaft, das praktisch bedeutungslos ist, theoretisch aber manche schwierige und interessante Aufgabe stellt.“¹⁰⁷ Diese pointierte Aussage lässt sich auch auf die deutsche Kaschubenforschung anwenden: Sie ist eine Randerscheinung und in der deutschen Ostmitteleuropaforschung nahezu bedeutungslos, doch lassen sich in den Arbeiten bemerkenswerte Erkenntnisse und Interpretationen finden, die wiederum in der polnischen Forschung wenig rezipiert werden.

¹⁰⁷ Maximilian BRAUN, *Grundzüge der slawischen Sprachen*, Göttingen 1947, S. 9.

Castrum Sanctae Mariae. Burg – Residenz – Museum

Bericht über die Internationale Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung vom 25. bis 27. Mai 2017 in Marienburg/Westpr.

Von Dieter Heckmann

Die diesjährige wissenschaftliche Jahrestagung haben die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung und die Marienburger Schlossverwaltung in Zusammenarbeit mit der Universität Danzig auf der Marienburg ausgerichtet. Als Tagungszentrum stellte die Schlossverwaltung den entsprechend umgebauten Karwan, wo auch schon zur Deutschordenszeit Gäste untergebracht waren, zur Verfügung. Der Abschluss dreier langjähriger Restaurierungsvorhaben bot den Anlass für das Rahmenthema, das sich ausschließlich auf den zum Weltkulturerbe zählenden Schlosskomplex bezog: die Wiederherstellung der Mosaik der Halbplastik von der Himmelskönigin mit Jesusknaben an der äußeren Ostwand der St. Annenkapelle, die Restaurierung von Schlosskirche und Hochmeistergruft und die Wiederzugänglichmachung des sogenannten Hochmeisterpalastes, dessen Grundfesten in die nahe gelegene Nogat abzugleiten drohten.

Die Grußworte des Direktors der Schlossbauverwaltung, der deutschen Generalkonsulin in Danzig, des Marienburger Stadtpräsidenten, einer Vertreterin der Universität Danzig und von Prof. Dr. Arno Mentzel-Reuters für die Historische Kommission und im Namen der Copernicus-Vereinigung eröffneten den Vortragsreigen. Die simultan verdolmetschten Vorträge und Diskussionseinlagen fanden in dem zum Hörsaal umgebauten großen Saal statt, der während der gesamten Tagungsdauer beinahe bis zur letzten Sitzgelegenheit gefüllt war. Zwei Sektionen widmeten sich der Baugeschichte: die erste der Ordenszeit bis 1457 und die zweite der Zeit danach bis zum Ende der polnischen Ära im Jahre 1772. In der dritten Sektion ging es hauptsächlich um museale Angelegenheiten.

Die insgesamt schmale Quellenbasis rief – wie kaum anders zu erwarten – lange und zum Teil leidenschaftlich geführte Diskussionen hervor. Diese setzten bereits nach dem ersten Vortrag ein, in dem Andreas Sohn (Paris) die königliche Residenz im Herzen von Paris zur Zeit Ludwigs IX. und die dort angesiedelte Templerniederlassung als Vorbilder für die zu errichtende Hochmeisterresidenz an der Nogat nahebrachte. Vertrauter waren für viele wohl die Etappen der Marienburg zum Machtzentrum des Deutschen Ordens, die Udo Arnold (Bonn) den Zuhörern danach anbot. Die Diskussionen, die die ähnlich thematisierten Vorträge von Sławomir Józwiak (Thorn) und Janusz Trupinda (Danzig) einer-

seits und Christofer Herrmann (Berlin) andererseits zur Organisation der Marienburg und zur Raumnutzung auslösten, offenbarten einmal mehr die unscharfe Bedeutung vieler mittelhochdeutscher Quellenbegriffe, wie z. B. „gemach“. Echte Fortschritte sind besonders dort erkennbar, wo sich nicht zuletzt dank der interdisziplinären Zusammenarbeit die Quellengrundlage verbreitern lässt. So konnte beispielsweise die Entstehung des ersten Hochmeisterpalastes zwischen 1330 und 1335 nach der dendrochronologischen Methode datiert werden. Die Vorträge von Arno Mentzel-Reuters (München) sowie von Monika Jakubek-Raczkowska und Juliusz Raczkowski (beide Thorn) zur Sakraltopologie und zum künstlerischen Programm der Marienburger Schlosskirche speisten sich v. a. aus dem Spannungsverhältnis zwischen den originären Überresten und den baulichen Rekonstruktionen. Die vornehmlich aus der ordenszeitlichen Amtsbuchüberlieferung erkennbare Wirtschaftsführung nahmen Grischa Vercaemer (Berlin) für die nachgeordneten Ämter und Jürgen Sarnowsky (Hamburg) für das Tressleramt zum Ausgangspunkt, um den dafür erforderlichen Raumbedarf abzuschätzen und nach Möglichkeit die benötigten Räume zu verorten. Wiesław Długogęcki (Danzig) zeichnete die Ursachen und Folgen der Schlossbauverwaltung zu Beginn der Regierung Königs Sigismunds des Alten um 1510 nach. Es fügte sich der Beitrag von Aleksandra Girzowt (Danzig) für die Zeit bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts an. Janusz Hochleitner und Karol Polejowski (beide Marienburg) beschäftigten sich mit der Funktion des Hochschlosses im 17. Jahrhundert. Kazimierz Pospieszny (Posen) behandelte die Zerstörung und Umgestaltung der ordenszeitlichen Marienkirche im 17. Jahrhundert. Mit dem Einzug auf der Marienburg und dem gegenreformatorischen Wirken der Jesuiten im protestantisch geprägten Umfeld spannte Stefan Samerski (Berlin) den zeitlichen Bogen bis zur Einverleibung Westpreußens in die preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen. Der Beitrag von Michał Woźniak (Thorn) über die frühneuzeitliche Ausstattung der Sakralräume auf der Marienburg ergänzte Samerskis Ausführungen gleichsam mit dem Blick nach innen.

In seinem Vortrag über die Anfänge der baulichen Konservierung hob Artur Dobry (Marienburg) auf den Beginn des Denkmalschutzes im Jahre 1804 ab, dem der heute vielleicht wenig spektakulär wirkende Beschluss des Freiherrn von Schrötter, Regierungspräsident in Marienwerder und Kanzler des Königreichs Preußen, vorausging, das Schloss nicht mehr zu demolieren. Das damals erwachende Geschichtsverständnis, so betonte Bernhart Jähniß (Berlin) in seinem Beitrag, nutzte der seit 1816 zunächst als Oberpräsident von Westpreußen und seit 1824 als Oberpräsident der vereinigten preußischen Provinzen amtierende Theodor von Schön u. a. dazu, seine Vision von der Marienburg als preußischem Westminster umzusetzen. Mit der Restaurierung der Schmuckausstattung der Marienburg während der Sattelzeit zwischen dem 19. und 20. Jahr-

hundert hat sich Bartłomiej Butryn (Marienburg) befasst. Danach vermittelte Wojciech Zawadzki (Warschau) den Stand der Forschung zu den Marienburger Jesuiten, wobei es zu häufigen Überschneidungen mit dem Vortrag von Stefan Samerski kam. Den praktischen Teil der Wiederaufbau- und Restaurierungsarbeiten beleuchteten Tomas Torbus (Danzig) vor dem europäischen Hintergrund und Mariusz Mierzwiński (Marienburg) für die Zeit nach 1945. Zum Abschluss sorgte der hochspekulative Vortrag der Kunsthistoriker Tadeusz Jurkowlaniec (Warschau) und Maria Poksińska (Thorn) zur Darstellung der Kreuzholzlegende im Tympanon des Portals zur Annenkapelle für eine kontroverse Diskussion. Kontrovers wurde auch darüber diskutiert, ob der Fußboden der Marienkirche in der Ordenszeit mit Kacheln – wie Steinbrecht vermutete – ausgelegt war oder gemäß der modernen Rekonstruktion mit estnischem Granit. Zu kurz kamen Vergleiche mit anderen landesherrlichen Bauten zur Ordenszeit, wie zum Beispiel mit der Bischofsburg zu Heilsberg oder der Residenz der litauischen Großfürsten zu Traken.

Bei mehreren Führungen durch den Schlosskomplex hatten die Teilnehmer reichlich Gelegenheit, sich eigene Eindrücke zu verschaffen. Als Kleinod besonderer Art erwies sich das vor kurzer Zeit restaurierte Jerusalemhospital in Richtung Stuhm, das außerhalb der mittelalterlichen Stadt zeitweise für die Aufnahme Aussätziger diente. Die Führung dorthin bezog auch das im Aufbau befindliche Lapidarium im Spitalgarten mit Gedenksteinen für die örtlichen Kriegsoffer des 19. und 20. Jahrhunderts ein.

Die Mitglieder der Historischen Kommission fanden sich in einer Schweigeminute vor dem Mahnmal für die am Ende des 2. Weltkrieges ermordeten Marienburger an der östlichen Außenmauer des Schlosses ein. Die Versammlung der Mitglieder gedachte der im Berichtszeitraum verstorbenen Kommissionsangehörigen Dr. Stefan Hartmann und Msgr. Prof. Dr. Bernhard Demel. Im Nachwahlverfahren wählte sie PD Dr. Grischa Vercamer zum Beisitzenden für den Vorstand. Als neue Mitglieder wurden Dr. Angela Huang, Dr. Cordula Franzke, Dr. des. Joachim Laczny, Dr. Julia Mozdzen und Dr. Rombert Stapel kooptiert. Die Jahrestagung 2018 wird voraussichtlich in den Räumen der Staatsbibliothek zu Berlin stattfinden. Die thematischen Schwerpunkte sollen preußische Handschriften und die damit verbundene Kodikologie bilden.

Bericht über die Mitgliederversammlung der Copernicus-Vereinigung für Geschichte und Landeskunde Westpreußens e.V. am 23. September 2017 in Warendorf

Von Astrid Kaim-Bartels

Ebenso wie in den vergangenen Jahren führte die Copernicus-Vereinigung für Geschichte und Landeskunde Westpreußens e.V. ihre jährliche Mitgliederversammlung 2017 im Rahmen des Westpreußen-Kongresses der Landsmannschaft Westpreußen durch. Die Veranstaltung fand in inzwischen gewohnten Örtlichkeiten vom 22. bis 24. September 2017 in Warendorf, Deula-Bildungszentrum statt. Ihr übergreifendes Thema lautete „Die Geschichte ‚entlügen‘ – Auf dem Weg zu einem friedlichen Miteinander“.

Am Nachmittag des zweiten Kongresstages, des 23. Septembers, fand von 14.00 bis 15.50 Uhr die Zusammenkunft der Copernicus-Vereinigung e.V. einschließlich der jährlichen Mitgliederversammlung statt. Neben der beschlussfähigen Anzahl von Vereinsmitgliedern nahmen auch Gäste teil. Nach der Begrüßung und Eröffnung der Versammlung durch die Stellvertretende Vorsitzende Barbara Kämpfert gedachten die Anwesenden der im Berichtszeitraum verstorbenen fünf Mitglieder. Sie ehrten in einer Schweigeminute Ilse Oderich (Lübeck), Christel Holm (Tornesch), Heinz Richert (Gifhorn), Artur Becker-Neetz (Berlin) und Margot Kunkel (Bad Segeberg).

Anschließend führte der Vorsitzende PD Dr. Sven Tode gemäß der Tagesordnung durch die Vereinsregularien und legte den Tätigkeitsbericht des Vorstands für das vergangene Jahr vor. Dabei erläuterte er den aktuellen Mitgliederstand: Die Copernicus-Vereinigung zählt nunmehr insgesamt 211 Mitglieder, die sich in 187 persönliche und 24 korporative fassen lassen. Der Bericht schloss mit einem Ausblick auf die Planungen der Forschungsvorhaben und Veröffentlichungsprojekte für das kommende Jahr.

Schatzmeister Armin Fenske erstattete den Kassenbericht für das Jahr 2016. Da es keine Beanstandung von Seiten der Kassenprüfer gab, beantragte Ulrich Bonk die Entlastung des Vorstandes. Einstimmig – bei Stimmenthaltung der Vorstandsmitglieder – wurde diese von der Mitgliederversammlung erteilt.

In diesem Jahr wurde erstmals der „Max Perlbach Forschungspreis“ für herausragende Dissertationen vergeben (Das Preisgeld beträgt 1500 € sowie die Übernahme der Druckkosten für die Veröffentlichung der Arbeit.). Es wurde die in der Medizingeschichte angesiedelte Arbeit „Wielka zaraza w Toruniu w trakcie

trzeciej wojny północnej jako fakt totalny“, die sich mit der Großen Pest in Thorn während des Großen Nordischen Krieges in ihren sozialen Auswirkungen auseinandersetzt, ausgezeichnet. Im Anschluss an die Mitgliederversammlung fand bei Anwesenheit der Preisträgerin Dr. Kaczyna Pękacka-Falkowska (Thorn) die feierliche Urkundenverleihung statt. Dr. Tode würdigte die wissenschaftliche Leistung und stellte die Preisträgerin mit ihrem Werdegang in einer Laudatio vor. Um einen Eindruck von ihrem Forschungsgebiet zu vermitteln, hielt Dr. Pękacka-Falkowska einen Kurzvortrag unter dem Titel „Die Pestwelle des Nordischen Krieges in Thorn“.

Prof. P. Dr. Bernhard (Johann Alois) Demel OT

Von Udo Arnold

Geboren wurde P. Bernhard am 8. Oktober 1934 in Hof in Mähren (heute Dvorce bei Moravský Beroun, Okres Bruntál), einem Städtchen mit ca. 2.500 Einwohnern bei Bärn zwischen Olmütz und Troppau im ehemaligen Österreichisch-Schlesien, das bis 1945 zur Herrschaft Sternberg der Liechtensteiner gehörte, seit Oktober 1918 im neuen Staat der Tschechoslowakei lag, und mit dem Münchener Abkommen im Oktober 1938 dem Deutschen Reich angeschlossen wurde. Dort besuchte er auch 1940–1944 die Volksschule, anschließend die Bürgerschule. Der Deutsche Orden dürfte ihm bereits damals nicht unbekannt gewesen sein, lag doch das Haus, in dem die Familie wohnte, direkt gegenüber dem öffentlichen Krankenhaus (heute Altenheim), in dem die Deutschordensschwwestern 1920 den Pflegedienst übernommen hatten und bis 1946 wirkten. Seine Tante lebte als Wirtschafterin des Deutschordenspfarrers in Altvogelseifen (heute Stary Vogelzejf) und später in Unter-Langendorf (heute Dolní Dlouhá Loučka).

1946 erfolgte die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung durch Transporte in die spätere Bundesrepublik Deutschland. Die Familie von P. Bernhard verschlug es nach Wolfterode, einem Dorf am Hohen Meißner bei Kassel in Nordhessen, wo er in die einklassige Volksschule eingeschult wurde. Bald jedoch gelang die Aufnahme in das Internat des Bistums Mainz in Bensheim in Südhessen. Sein letztes Schuljahr verbrachte P. Bernhard am Ludwig-Georgs-Gymnasium in Darmstadt, wo er 1954 sein Abitur ablegen konnte. Dort hatte 1949 der Deutsche Orden seinen ersten Konvent in der Bundesrepublik errichtet mit aus der Tschechoslowakei vertriebenen Priestern, in dem erneut die Tante P. Bernhards als Wirtschafterin wirkte.

So lag der Weg zum Deutschen Orden vor ihm, und unmittelbar nach dem Abitur begann er ein Studium der Philosophie in St. Georgen in Frankfurt und trat Anfang Mai 1954 sein Noviziat in Lana in Südtirol an. Die Zugehörigkeit zum Konvent in Darmstadt blieb bestehen, während er vom Wintersemester 1955 bis zum Wintersemester 1961 ein Theologiestudium in Innsbruck am Canisianum absolvierte, u. a. bei Karl Rahner SJ. Nach dem vorgeschriebenen Noviziatsjahr legte er am 9. Mai 1955 in Lana die erste Profess ab. Am 1. September 1960 folgte die ewige Profess und am 25. Februar 1961 die Priesterweihe im Dom zu Mainz. Wohl 1963 wurde er in den 1959 errichteten Konvent in Frankfurt-Sachsenhausen versetzt, wo er seit seiner Priesterweihe als Kaplan tätig war. Seit demselben Jahr unterrichtete er gleichzeitig Religion am Freiherr von Stein-Gymnasium Frankfurt.

1968 erfolgte die für P. Bernhard entscheidende Wende. Nachdem er Ende 1965 in Innsbruck zum Dr. der Theologie promoviert worden war (Das Priesterseminar des Deutschen Ordens zu Mergentheim, veröffentlicht 1972 als Bd. 12 der „Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens“), berief ihn der Orden nach Wien. Er begann sofort das Studium am Institut für Österreichische Geschichtsforschung der Universität Wien, um das nötige Rüstzeug als Archivar zu erhalten. Mit dem 1. Januar 1969 hat er die Leitung des Deutschordenszentralarchivs Wien von mir übernommen und sie fast 40 Jahre bis Ende 2007 ausgeübt – er war in dieser Zeit die Personifikation des Archivs.

Ein besonderes Verdienst im Archiv verbindet sich mit den Akten der Ballei Österreich. Sie lagen, vor allem für das 17. und 18. Jahrhundert, zwar im Ordenshaus, jedoch unter schlechten klimatischen Bedingungen und völlig ungeordnet. Diesen umfangreichen Bestand hat er ins Archiv geholt, gesichtet und grundlegend geordnet.

Sein größtes Verdienst liegt jedoch eindeutig in der Forschung. P. Bernhard hat seine Position als Leiter des zentralen Ordensarchivs als Chance gesehen und genutzt, durch eigene Forschungen die Ordensgeschichte und damit auch das Archiv bekannter zu machen. Ausgehend von seiner Dissertation sind sie überwiegend in der neuzeitlichen Ordensgeschichte angesiedelt, doch war ihm auch das Mittelalter nicht fremd. Neben dem eigenen nutzte er vor allem das Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (z. B. mit dem Mainzer Erzkanzlerarchiv) und hat es wie kein anderer vor ihm systematisch auf Deutschordensbezüge durchforstet. Auch das Staatsarchiv Ludwigsburg hat er oft besucht, liegt doch dort der Großteil der regionalen Mergentheimer Akten, allerdings aufgrund der unvollständigen Abgaben nach Wien im 19./20. Jahrhundert auch viele zentrale Überlieferungen. Mit seinen Forschungen hat er entscheidende Erkenntnisse vermittelt, so etwa im Bereich der Reichs- und Kreisstandschaft des Ordens in der Zeit zwischen Reformation und Säkularisation oder hinsichtlich der Bi- und später Trikonfessionalität des Ordens für dieselbe Zeit. Mit Recht darf er für sich in Anspruch nehmen, von der Ordensgeschichte ausgehend damit Akzente gesetzt zu haben, ohne deren Kenntnis die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation vom 16. bis 18. Jahrhundert nur unvollständig beschrieben wird.

All diesen Forschungen ist durchgehend zu eigen, dass sie in stupender Weise quellen- und literaturgesättigt sind. Diese Art der Publikation hat einen Nachteil und einen großen Vorteil. Der Nachteil liegt darin, dass Nichthistoriker von der Lektüre oft abgeschreckt werden, der Vorteil, dass man auch die entferntest mit dem Thema in Berührung stehende Quelle oder Literaturstelle wiederfinden kann, man muss nur intensiv genug lesen. Wer das nicht beachtete oder zu schnell las, der konnte einen durchaus streitbaren P. Bernhard erleben.

Auf einem Feld jedoch war er zwar diskussionsfreudig, aber nie streitbar. Seit fast 50 Jahren ist es möglich, in die Diskussion über die Ordensgeschichte einzutreten mit Wissenschaftlern östlich des Eisernen Vorhangs, also bereits über eineinhalb Jahrzehnte vor dessen Fall. Für diesen Wissenschaftsdialog gerade mit Polen stellte die Deutschordensgeschichte ein fast unüberwindbares politisches Problem dar, mit Tschechien musste er bei Null beginnen. Hier trat P. Bernhard grundsätzlich nie streitbar, sondern stets kollegial auf. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern der 1985 in Wien begründeten „Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens“, der er fünf Amtsperioden als Schriftführer gedient hat. Unter diesem Dach hat er wesentlich zum heutigen Ansehen des Ordens im ehemaligen Ostblock beigetragen, u. a. mit seiner regelmäßigen Beteiligung an der Konferenzserie „Ordines militares“ der Universität Toruń/Polen oder der „Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung“. Ein weiteres Wissenschaftsfeld war seine Teilnahme an den Konferenzen der „Society for the study of the crusades“, von denen er ebenfalls gerne berichtete.

In vier Sammelbänden hat P. Bernhard – teils als Nachdruck verstreut veröffentlichter Arbeiten, teils als Erstdruck, seine Forschungen vorgelegt (Der Deutsche Orden einst und jetzt, 1999; Der Deutsche Orden im Spiegel seiner Besitzungen und Beziehungen in Europa, 2004; Unbekannte Aspekte der Geschichte des Deutschen Ordens, 2006; 1190–2010. 820 Jahre Deutscher Orden, 2011) und vorher wie anschließend weitere Aufsätze veröffentlicht. Mit Recht hat der Hochmeister des Deutschen Ordens dies als „reichhaltige Ernte“ gewürdigt. Eine Detailwürdigung verbietet sich leider ihrer Vielzahl wegen. Diese Arbeiten werden in der zukünftigen Deutschordensforschung unumgebar bleiben. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste hat ihm das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien 2005 den Professorentitel verliehen.

Bei dem weitgespannten Horizont seiner Arbeiten hat P. Bernhard seine Herkunft jedoch nie vergessen. Die Geschichte seines Ordens im ehemaligen Österreichisch-Schlesien fand ihren Niederschlag auch in seinen Arbeiten, und zeitlebens blieb er dem Sudetendeutschen Priesterwerk in Brannenburg verbunden. Denn er war nicht nur Wissenschaftler, sondern vor allem auch Priester. Als Rektor der Kirche im Wiener Deutschordenshaus hat er viele Menschen auf ihrem Lebensweg begleitet, „mit einer inneren Heiterkeit“, wie einer der Begleiteten es schrieb. Und innerhalb des Konvents in Wien war er eine „Konstante, ein Ordensmann durch und durch, ein treuer Priester mit vollkommen anspruchslosem und integren Lebenswandel, rechtschaffen, geradlinig und pflichtbewusst, ein glühender Verfechter der Idee und der Ideale des Deutschen Ordens. Als langjähriger Geistlicher Assistent der Familiarenballei Österreich

hat er lebhaft teilgenommen am geistlichen Aufbau und an der Entwicklung der Familiengemeinschaft“ (Hochmeister). Aus seiner Heimat, dem Landesarchiv Troppau, kam „die Erinnerung an ihn als einen edelmütigen Menschen, Wissenschaftler und Archivar“. Der einzige Luxus, den er sich leistete, war manchmal ein Besuch der Wiener Oper – Musik liebte er sehr. Unerwartet, leise und schmerzlos hat uns P. Bernhard am 7. Januar 2017 im Deutschen Haus in Wien verlassen. Das Echo auf seinen Tod darf man zusammenfassen in der Aussage eines Mitglieds der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens: „Er wird uns allen fehlen.“

Buchbesprechungen

Krzysztof KWIATKOWSKI, *Wojska zakonu niemieckiego w Prusach 1230–1525. Korporacja, jej pruskie władztwo, zbrojni, kultura wojny i aktywność militarna* [Die Streitkräfte des Deutschen Ordens in Preußen, 1230–1525. Korporation, ihre preußische Herrschaft, bewaffnete Truppen, Kriegskultur und militärische Aktivität] (Dzieje zakonu niemieckiego. 3), Toruń – Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika 2016, 676 S., 7 Kt., zahlr. Abb., ISBN 978-83-231-3483-1.

Verschiedene Aspekte der mittelalterlichen Militärgeschichte des Deutschen Ordens wurden in der Forschungsliteratur mehrmals behandelt. An dieser Stelle sollen die zahlreichen Untersuchungen von Friedrich Benninghoven¹, Marian Biskup² und Sven Ekdahl³ beispielhaft genannt werden. Jedoch blieben zusammenfassende analytische Überblicke über die militärischen Aktivitäten des Deutschen Ordens in seinen Einsatzgebieten wie dem Heiligen Land, Preußen, Livland usw. bis jetzt aus. Das anzuzeigende Buch des Thorner Historikers Krzysztof Kwiatkowski, der bereits mehrere Untersuchungen zur Militärgeschichte des Deutschen Ordens veröffentlicht hat⁴, behandelt den preußischen Ordenszweig. Er bietet dabei keine narrative Darstellung verschiedener militärischer Aktionen, sondern eine zusammenfassende Analyse der Militärorganisation und der Bewaffnung des Deutschen Ordens in Preußen von den Anfängen der Korporation im Baltikum 1230 bis zur Säkularisierung des Ordensgebietes unter dem Hochmeister Albrecht von Brandenburg 1525.

¹ Z. B. Friedrich BENNINGHOVEN, Die Gotlandfeldzüge des Deutschen Ordens 1398–1408, in: Zeitschrift für Ostforschung 13 (1964), S. 421–477; DERS., Die Kriegsdienste der Komturei Danzig um das Jahr 1400, in: Acht Jahrhunderte Deutscher Orden in Einzeldarstellungen, hg. von Klemens WIESER (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 1), Bad Godesberg 1967, S. 191–222; DERS., Zur Technik spätmittelalterlicher Feldzüge im Ostbaltikum, in: Zeitschrift für Ostforschung 19 (1970), S. 631–651.

² Z. B. Marian BISKUP, Trzynastoletnia wojna z Zakonem Krzyżackim 1454–1466 [Der dreizehnjährige Krieg mit dem Kreuzritterorden 1454 – 1466], Warszawa 1967; DERS., Wojny Polski z Zakonem Krzyżackim 1308–1521 [Kriege Polens mit dem Kreuzritterorden 1308–1521], Gdańsk 1993.

³ Z. B. Sven EKDAHL, Der Krieg zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen im Jahre 1422, in: Zeitschrift für Ostforschung 13 (1964), S. 614–651; DERS., Die Schlacht bei Tannenberg 1410. Quellenkritische Untersuchungen. Bd. 1: Einführung und Quellenlage (Berliner Historische Studien. 8; Einzelstudien, 1), Berlin 1982; DERS., Politics, Diplomacy and the Recruitment of Mercenaries before the Battle of Tannenberg – Grunwald – Žalgiris in 1410, in: The Military Orders 5: Politics and Power, hg. von Peter EDBURY, Farnham 2012, S. 329–336.

⁴ Z. B. Krzysztof KWIATKOWSKI, Zakon niemiecki jako „corporatio militaris“, cz. I: Korporacja i krąg przynależnych do niej. Kulturowe i społeczne podstawy działalności militarnej zakonu w Prusach (od początku XV wieku) [Der Deutsche Orden als „corporatio militaris“, Teil I: Die Korporation und ihr Umfeld. Kulturelle und soziale Grundlagen der militärischen Aktivitäten des Ordens in Preußen (seit Anfang des 15. Jahrhunderts)] (Dzieje zakonu niemieckiego, 1), Toruń 2012; DERS., Kulturelle Bedingungen der militärischen Aktivität im Spätmittelalter: der Fall des Preußen(landes) unter der Herrschaft des Deutschen Ordens (I), in: Ordines Militares. Colloquia Torunensia Historica. Yearbook for the Study of the Military Orders 18 (2013), S. 105–180.

Nach der Einleitung (S. 13–22) behandelt der Vf. kurz in einem ereignisgeschichtlichen Überblick (S. 23–42) die wichtigsten Etappen der Deutschordensgeschichte in Preußen, wie die Litauenreisen oder den Dreizehnjährigen Krieg (1454–1466), mit einem knappen Exkurs zur Beteiligung der Ordenskontingente an den Türkenkriegen des 17. Jahrhunderts. Im nächsten Kapitel (S. 43–63) stellt der Vf. die ideengeschichtlichen Grundlagen der Herrschaft des Deutschen Ordens in Preußen dar. In diesem Überblick werden das Selbstverständnis und die Spiritualität der Korporation behandelt, wobei zusätzlich verschiedene Exkurse die ethnischen, sprachlichen, liturgischen und anderweitigen kulturellen Aspekte des Ordenslebens beleuchten. Nachfolgend (S. 64–125) betrachtet K. die Strukturen des Deutschen Ordens: die Organisation der Korporation, die territoriale Herrschaft und ihre Legitimierung. Sehr ausführliche Exkurse behandeln die Geistlichen im Orden, die Bedeutung der Burgen, den Tagesablauf und das Fasten der Ordensbrüder sowie die innere Disziplin, das Strafsystem und medizinische Aspekte. Der Vf. stellt alle Kategorien der Ordensmitglieder dar, zusammen mit Gruppen der *dinere*, *knechte*, *witinge*, *jungen*, *landrichter*, *burggrafen* usw.

Nach diesen einleitenden Kapiteln kommt der Vf. zum Hauptthema seines Werkes und analysiert zunächst die sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen der militärischen Aktivitäten des Deutschen Ordens in Preußen (S. 126–218). Am Anfang werden die Ordensgäste, Söldner und andere Arten der Krieger vorgestellt, die zur Hilfe des Ordens nach Preußen kamen. Des weiteren widmet sich K. den sozialen, geographischen und ethnischen Hintergründen der Ordensbrüder in Preußen. Im Folgenden behandelt er die preußischen Untertanen des Ordens und ihre Pflichten wie z. B. die *dinste* der Landbesitzer nach Kulmischen Recht. Schließlich beleuchtet er die wirtschaftlichen Fragen wie zum Beispiel die materiellen und finanziellen Ressourcen der Korporation und ihre Ausgaben. Im nächsten umfangreichen Kapitel (S. 219–295) klassifiziert der Vf. die militärischen Aktivitäten des Ordens in Preußen, unterscheidet verschiedene offensive (*reise*, *schiffreise*), defensive (*lantwer*, *geschrei*, *jagen*) und andere Aktionen (*hêrschow*, *buunge*). Ausführlich behandelt K. dann die Etappen und die Organisation der Heerzüge ins feindliche Gebiet: Planung und Sammlung der Aufgebote, damit zusammenhängende logistische Fragen, Erkundung, Schlachten, Belagerungen usw. Zum Schluss analysiert der Vf. die Komposition der Ordenstruppen sowie andere Angelegenheiten wie etwa Kriegsbeute, Gefangene oder die Besoldung der Söldner.

Im dritten thematischen Teil beleuchtet K. die Fragen der Kleidung und der Bewaffnung des Deutschen Ordens in Preußen. Im Kapitel bezüglich der Kleidung (S. 296–332) stellt der Vf. das alltägliche Erscheinungsbild der Ritter-, Priester- und Sariantbrüder des Ordens vor. In einem besonders umfangreichen Kapitel befasst sich K. mit den unterschiedlichen Arten der Waffen und der Ausrüstung der Ordenskontingente (S. 333–494). In dieser Reihe werden verschiedene Schwert, Speiße, Lanzen, Äxte, Bogen, Armbrüste, Harnische, Helme, Schilde und andere individuelle Waffen- und Rüstungstypen, die in Preußen verbreitet waren, behandelt. Außerdem stellt K. die Artillerie und diverse Belagerungsgeräte des Ordens dar. Die schwere Reiterei bildete einen wichtigen Teil der mittelalterlichen Heere, und damit stellte der Deutsche Orden keine Ausnahme dar: Der Vf. richtet seine Aufmerksamkeit auf die Ausrüstung der Pferde in Preußen, so zum Beispiel auf Sporen, Zäume, Reitsättel, Steigbügel, Rossharnische usw. Auch auf Signalzeichen der Ordenstruppen wie Banner, Trompeten, Trommeln usw. geht K. ein. Nach einem Überblick zum Thema des Trosses behandelt er schließlich die Flotte und Schiffe des Ordens.

In einer ausführlichen bibliographischen Übersicht (S. 495–542) betrachtet K. detailliert und thematisch gliedert verschiedene Publikationen im Bereich der Militärgeschichte des Ordens. Auf ein Schlussresümee (S. 543–549) folgen dabei die Bibliographie (S. 551–602) und mehrere Listen zu Exkursen, Abbildungen usw. (S. 603–630). Der Band wird mit einer Zusammenfassung auf Englisch (S. 631–638) und einem Personen-, Orts- und Sachregister (S. 639–674) abgeschlossen. Das anzuzeigende Buch enthält 7 farbige Karten, 38 Exkurse und zahlreiche Abbildungen, darunter 20 hochwertige Bilder, die der bekannte polnische Künstler Marek Szyszko gezeichnet hat.

Das Werk von K. kann somit als Handbuch der Militärgeschichte des Deutschen Ordens in Preußen charakterisiert werden. Die Fülle der behandelten Themen wird den Leser sicher beeindrucken. Als besonders nützlich sowohl für Wissenschaftler als auch für die Studierenden erscheint die vom Vf. kommentierte bibliographische Übersicht, die den aktuellen Stand der Forschungsliteratur in Deutsch, Polnisch und anderen Sprachen liefert. Die Qualität der Arbeit lässt wenig Raum für kritische Bemerkungen. Aus didaktischen Gründen wäre eine zusammenfassende chronologische Tabelle der wichtigsten geschichtlichen und militärischen Ereignisse 1230–1525 in Preußen wünschenswert gewesen. Außerdem erscheint das wichtige Thema der inneren Militärkooperation zwischen den Zweigen des Deutschen Ordens in Preußen und Livland als zu knapp behandelt (S. 148 f. sowie einige kurze Hinweise). In diesem Kontext könnten nicht nur die Hilfsfeldzüge der livländischen Gebietiger nach Preußen, sondern umgekehrt auch die des preußischen Ordenszweiges nach Livland in einem entsprechenden Kapitel betrachtet werden. Diese kleinen Bemerkungen des Rezensenten trüben den positiven Gesamteindruck jedenfalls nicht. Eine Übersetzung des Buches ins Deutsche oder Englische wäre sehr wünschenswert, damit diese grundlegende Arbeit von K. einem breiteren Leserkreis zugänglich gemacht werden könnte.

Alexander Baranov

Dieter HECKMANN (Hrsg.), Beiträge zur Handels- und Wirtschaftsgeschichte Elbings und Danzigs in Mittelalter und Neuzeit (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. 36), Münster, Nicolaus-Copernicus-Verlag, 2013, VII, 107 S.

Der anzuzeigende Sammelband enthält die Vorträge, die auf der Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 2011 in Elbing gehalten wurden. Dieter Heckmann stellt in seinem Beitrag neue Erkenntnisse über die Schiffer der Altstadt Elbing um 1400 vor, zu denen er aufgrund prosopographischer Untersuchungen zu den Aufgebotspflichtigen des jüngst von ihm edierten Elbinger Kriegsbuchs (1383–1409) gelangt ist. Die heute im Staatsarchiv Danzig aufbewahrte Quelle verzeichnet die Aufgebote an Mannschaften und Geldern, die vermögende Elbinger Bürger für die Kriegszüge des Deutschen Ordens stellten. Die mit Abstand höchsten Leistungen erbrachte eine Gruppe von Schiffern, die von den Kriegszügen des Ordens, insbesondere nach Gotland, wiederum durch neue Einnahmequellen profitieren konnte. Die Schiffer gehörten zur städtischen Oberschicht in Elbing, die um 1400 durch einen fließenden Übergang zwischen Großkaufleuten, Schiffern, Bierbauern und Fischhändlern sowie eine grundsätzliche Ratsfähigkeit dieser Berufsgruppen charakterisiert war. – Angela Ling Huang präsentiert Ergebnisse aus ihrer bei Jürgen Sarnowsky in Hamburg entstandenen Dissertation über die Fernhandelsbedeutung hansischer Tuchherstellung im Spätmittelalter. Ausgehend von dem Lübecker Pfundzollbuch von 1368, dem Danziger Pfund-

zollbuch von 1409 und jüngst edierten Londoner Zollakten beleuchtet sie die Rolle der Hansestadt Elbing im preußischen Tuchhandel um 1400. Wenngleich Elbing als preußischer Außenhandelshafen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bereits von Danzig überrundet worden war, liefen um 1400 dennoch regelmäßig größere Mengen nordwesteuropäischer Wolltucheinfuhren über die Stadt, von wo sie vorrangig ins Landesinnere weitergehandelt wurden. Elbinger Großkaufleute waren nachweislich am Tuchhandel über Danzig, und zwar vorrangig am Import, beteiligt. Das in Elbing selbst hergestellte Tuch erlangte vor allem für den regionalen Absatz Bedeutung; allerdings ließen sich unter der in London importierten preußischen Leinwand auch Produkte aus Elbing wiederfinden.

Andrzej Groth stellt die Rutzau-Neustädtischen Güter im Lichte des Inventars aus dem Jahr 1711 vor, das heute im Archiv der Familie Radziwill im Hauptarchiv Alter Akten in Warschau liegt. Der Güterkomplex, der an der Westküste der Danziger Bucht gelegen war und neben einer Stadt mit 13 Dorfsiedlungen noch vier Bauerndörfer, ein Gärtnerdorf und fünf Vorwerksdörfer umfasste, wurde von Ernst Weiher geschaffen. Er war durch seinen militärischen Dienst für die polnischen Könige zu einem der vermögendsten Männer im Königlichen Preußen aufgestiegen und hatte das Gut Rutzau 1579 von dem Danziger Kaufmanns- und Bankiersgeschlecht von Loitz übernommen. Nach dem Erlöschen seiner Familie gelangten die Güter zunächst an die Familie Radziwill, dann an die Familie Sobieski, die sie schließlich 1711 verpfändeten. Das Inventar gibt einen detaillierten Einblick in den Getreidebau und die Viehzucht als den wichtigsten Wirtschaftsfeldern der Güter, die das nahegelegene Danzig vor allem mit Fleisch, Milchprodukten und Wolle versorgten. – Zusätzlich in den Sammelband aufgenommen und nicht als Vortrag auf der Kommissionstagung in Elbing gehalten wurde der Beitrag von Stefan Hartmann über die Anfänge der preußischen Herrschaft über Elbing (1772–1774). Bei der im Zuge der Ersten Teilung Polens erfolgten Integration in den preußischen Staat verlor Elbing seine Privilegien, die es während der Zugehörigkeit zur polnischen Adelsrepublik als Stadtstaat besessen hatte. Besonders hervorzuheben ist, dass nach dem im September 1773 erlassenen Reglement für den Magistrat und die Gerichte der Königlich Preußischen Stadt Elbing die Zuständigkeit für Zoll-, Salz-, Bernstein- und Tabaksachen an die höchsten preußischen Landeskollegien und die Zuständigkeit für Kommerzien- und Handwerkssachen sowie für Steuern und Kontributionen an den Polizeimagistrat übergingen. Auch verloren die Zünfte ihren Einfluss auf die Stadtverwaltung, den ihnen der polnische König durch die Zweite Ordnung von 1526 zugebilligt hatte. Durch den Bau des Bromberger Kanals und die Schiffbarmachung der Nogat, beides zu Beginn der preußischen Herrschaft, wurde Elbing allerdings schon bald nach 1772 zum bedeutendsten Hafen im preußischen Weichselgebiet und zum Sitz zahlreicher Handelsunternehmen.

Joanna Szkolnicka beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Landwirtschaft und Tierhaltung in der Elbinger Gegend im 19. Jahrhundert, die hier, ähnlich wie im ganzen damaligen Westpreußen, die wichtigsten Wirtschaftszweige waren. Hinsichtlich des Reinertrags je Morgen nahm der Kreis die vierte Stelle in Westpreußen ein. Für die Bewirtschaftung der Elbinger Höhe und der Elbinger Niederung bestanden aufgrund der unterschiedlichen Bodenverhältnisse auch ganz unterschiedliche Voraussetzungen. Während auf den kalkgründigen und oft sehr sandigen Flächen der Höhe überwiegend Hafer, Lein und Roggen angebaut wurden und sie zu den vorzüglichsten Obstanbaugebieten in ganz Preußen gehörten, wurde in der Niederung, in der Weichsel und Nogat über Jahrhunderte fruchtbares Land angeschwemmt hatten, über 60 Prozent der Fläche als Wiesen und Weiden genutzt. Von dort wurden jährlich mehrere tausend Stück Schlachtvieh, teilweise bis zum

Berliner Markt, verkauft. – Boleslaw Hajduk behandelt in seinem Beitrag Hauptfragen der Danziger Wirtschaft in den Kriegsjahren 1939–1945; dazu hat er neben der Überlieferung im Staatsarchiv Danzig auch die im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde aufbewahrte Überlieferung der Reichsbehörden herangezogen. Er weist zunächst auf die grundlegenden Veränderungen hin, die die Organisationsstruktur der Danziger Wirtschaft mit der Eingliederung der Freien Stadt in den nationalsozialistischen Staat erfuhr. In dem neu geschaffenen Reichsgau Danzig-Westpreußen übte seit Mitte November 1939 ein Reichsstatthalter die Kontrolle über die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit aus, so dass der Danziger Stadtverwaltung nur noch eine ausführende Funktion verblieb. Die Danziger Industrie- und Handelskammern verloren durch ihre Unterstellung unter die Reichswirtschaftskammer, seit 1943 dann unter die neu gegründete Gauwirtschaftskammer ihre Eigenständigkeit. Hajduk führt dann im Einzelnen aus, welche Auswirkungen der Krieg auf Industrie und Gewerbe, Handel, Hafennutzung, Schifffahrt und Fischerei in Danzig hatte. So wurde beispielsweise der größte Danziger Produktionsbetrieb „The International Shipbuilding an Engineering Company Limited“ gleich bei Kriegsausbruch als „staatliches Sondervermögen“ übernommen und ebenso wie die Niederlassungen von Schichau in Danzig v. a. zum Bau von U-Booten und der Reparatur von Kriegsschiffen herangezogen. Schließlich zeigt Hajduk auch auf, welche Auswirkungen die zu Kriegsbeginn erfolgten Enteignungen von polnischen und jüdischen Handelsunternehmen und die durch den Rückzug von ausländischem Kapital eingetretenen Firmenliquidierungen auf die Danziger Wirtschaft hatten.

Der Sammelband ist in bewährter deutsch-polnischer Forschungskoooperation entstanden und liefert aus städtischer Perspektive neue Erkenntnisse zur Wirtschaftsgeschichte Westpreußens. Zu bedauern ist lediglich, dass zwei auf der Tagung gehaltene Vorträge, nämlich der Vortrag von Cordula Franzke über Preußens Kaufleute in Brügge und der Vortrag von Dirk J. Peters über den Schiffbau in Elbing und Danzig im 19. und 20. Jahrhundert sowie das ursprünglich vorgesehene Referat von Beata Lukomska über Elbings Seeschifffahrt und -handel in den Jahren 1824 bis 1852, in dem Sammelband nicht zum Abdruck gelangt sind.

Ingrid Männl

Die Bibel das ist die ganze Heilige Schrift Litauisch übersetzt von Johann Bretke, Litauischer Pastor zu Königsberg 1590. Textedition des Bandes 7 der Handschrift: Das Neue Testament. Evangelien und Apostelgeschichte. Labiau 1580, bearb. von Jochen D. RANGE, für den Druck eingerichtet von Stephan KESSLER (Biblia Slavica. Serie VI: Supplementum: Biblia Lithuanica, Band 2.7). Paderborn: Ferdinand Schöningh 2017, XXVII, 470 S., ISBN 978-3-506-78426-1. Ladenpreis 198,00 €.

1579, als Johannes Bretke als litauisch predigender Pfarrer noch in Labiau tätig war, begann er mit der Übersetzung der Lutherbibel ins Litauische. Bis zu seinem Tod 1602 hat er den im Grunde schon vorher abgeschlossenen Text sprachlich ständig zu verbessern gesucht. Da der Text daher zu Lebzeiten nicht druckfertig wurde, ist die Handschrift kurz vor Bretkes Tod von der Landesherrschaft erworben worden, in deren Bibliothek sie bis 1945 verblieben ist. Da sie nach Flucht und Vertreibung das Schicksal der nach Westen ausgelagerten Bestände des Königsberger Staatsarchivs weitgehend teilte, befindet sie sich seit 1979 im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin. Die aus fünf Foliobänden (Altes Testament ohne Psalter) und drei Quartbänden (Psalter und Neues Testament) bestehende Handschrift war der baltistischen Forschung nicht unbekannt,

doch etwa mit Beginn der Berliner Zeit erst wurden unter der Leitung von Friedrich Scholz, Münster (1928–2016) Planungen für eine wissenschaftliche Edition aufgenommen. Daran hat sich sogleich unser späterer und zeitweiliger Kommissions-Vorstandskollege Jochen Dieter Range beteiligt. Geplant wurde, eine dreiteilige Reihe zu veröffentlichen, nämlich 1. Faksimilebände, 2. Bände mit dem wissenschaftlichen Editionstext und 3. Kommentarbände. Die ‚Randständigkeit‘ der Wissenschaft von den baltischen Sprachen zeigt sich nicht nur darin, daß diese entgegen ihrer sprachhistorischen Bedeutung für das Entstehen der indogermanischen Sprachen in Deutschland nur an einer Universität, nämlich in Greifswald, vertreten ist, sondern daß auch der nunmehr begonnene Druck der „Biblia Lithuanica“ nur als Supplementum zur „Biblia Slavica“ möglich wurde. Zur Ergänzung der grundlegenden Arbeit von Viktor Falkenhahn von 1941 standen zu Beginn der eigentlichen Editionstätigkeit Untersuchungen von Jochen Range, die 1987 in Münster als Dissertation eingereicht, 1992 in erweiterter Form als erster Kommentarband veröffentlicht und auch im Vorgänger dieser Zeitschrift¹ vorgestellt wurden. Bereits in diesen Jahren hat er sich mit der Überlieferung zum Neuen Testament intensiv befaßt, so daß 1991 der Faksimileband für das ganze Neue Testament (Bände 7 und 8 der Handschrift) erschienen ist. Mit einer frühen Fassung des Manuskripts des hier vorzustellenden Werkes, dem ersten Teil des Neuen Testaments, also Evangelien und Apostelgeschichte, hat sich Range 1992 in Münster habilitiert.

Etwa ein Jahrzehnt, nachdem der Bearbeiter von seiner Professur für Baltistik an der Universität Greifswald emeritiert worden war², konnte der anzuzeigende Band erscheinen, weil sein Lehrstuhlnachfolger Stephan Kessler die Einrichtung des Drucks übernommen und durchgeführt hat. Wie der Bibliographie des Bearbeiters in seiner Festschrift zu entnehmen ist, war zunächst eine Veröffentlichung in zwei Teilen geplant. Doch nun liegen die Evangelien und die Apostelgeschichte in einem umfangreichen Band vor. Die Einleitung beginnt zunächst mit einem Abriss von Bretkes Lebenslauf und nennt seine wichtigsten Werke. Es folgt die übliche Beschreibung der Handschrift der acht Bände. Dazu gehören auch Angaben, zu welchen Zeiten die einzelnen Teile übersetzt wurden. Das Lukasevangelium stand 1579 am Anfang, hier wurde ein Teil von Kapitel 4 von einem Schreiber geschrieben, während sonst die „Grundschrift“ von Bretkes Hand selbst stammt, dessen Schrift gut lesbar ist. Von dieser werden später die Hände der Korrektoren unterschieden, was auch schon Falkenhahn getan hat. Sodann wird nach den Vorlagen für die Übersetzung gefragt. Diese wird in der letzten Übersetzung des Neuen Testaments von Luther aus dessen Todesjahr 1546 bzw. einem darauf fußenden Druck gefunden, teilweise wurde auch eine lateinische Vorlage benutzt. Daneben werden weitere Quellen namhaft gemacht, schließlich auch drei namentlich bekannte Korrektoren.

Bei den Editionsprinzipien wird nochmals die Zusammengehörigkeit von Faksimiles, wissenschaftlicher Edition und Kommentaren herausgestellt. Dabei war zu sagen, daß die Faksimiles in Schwarzweiß das Original nicht ersetzen können, so daß etwa die Kennzeichnung von Farbunterschieden der Edition vorbehalten bleiben. Diese soll den Wort-

¹ Bernhart JÄHNIG, [Rez.] Jochen D[ieter] Range: Bausteine zur Bretke-Forschung. Kommentarband zur Bretke-Edition (NT) (Biblia Lithuanica. Reihe 3, Bd. 1). Paderborn u. a. 1992, in: Preußenland 36 (1998), S. 74 f.

² Fast zeitgleich erschien zum 65. Geburtstag die Festschrift: *Navicula litterarum Balticarum*, hg. v. Stephan KESSLER/Christiane SCHILLER, Wiesbaden 2006; vgl. Preußenland 46 (2008), S. 57 f.

laut des Textes buchstäblich, vom Bearbeiter als „diplomgetreu“ bezeichnet, wiedergeben. Die handschriftlichen Befunde sollen möglichst von Interpretationen des Bearbeiters frei bleiben. Es gibt jedoch zweifelhafte Lesungen. Als eines von acht Beispielen wird die Zeichenfolge ‚iu/ui‘ angeführt, wo die Bearbeiter zu entscheiden hatten, was zutreffen könnte. Schon dem Erstbearbeiter war aufgefallen, daß Bretke für gleichlautende Formulierungen den Verlagen verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten angeboten hat. Daher hat er seinen eigenen ursprünglichen Text, Grundschrift genannt, mit zahlreichen Veränderungen versehen, die nicht unbedingt als Verbesserungen anzusehen sind. Auch im Blick auf künftige sprachwissenschaftliche Forschungen ist die Grundschrift als Editionsgrundlage benutzt worden. Die zu verschiedenen Zeiten gemachten Korrekturen haben die Bearbeiter zur Einrichtung zweier Apparate veranlaßt, nämlich zunächst für sogenannte Sofortkorrekturen, die mit kleinen Buchstaben indiziert werden, sodann für später vorgenommene Korrekturen, die Ziffernindizes bekommen haben. Die Schwierigkeiten bei der Unterscheidung beider Arten von Korrekturen werden im einzelnen erläutert. Die beiden Apparate konnten, um nicht unübersichtlich zu werden, bei weitem nicht alles aufnehmen, was die Bearbeiter an wissenschaftlich Bedeutsamen erkannt und erarbeitet haben. Daher hat das Werk auf den Seiten 355–469 einen Anhang mit der Überschrift „Anmerkungen und Erläuterungen“ erhalten, in denen – fortlaufend zum Text von der Titelei bis zum Ende der Apostelgeschichte – alles weitere Wesentliche mitgeteilt wird.

Obwohl die Bearbeitung des größeren Teils der Bretkeschen Bibelübersetzung noch aussteht, ist mit dem vorliegenden Werk ein bedeutender Schritt für die Erforschung der litauischen Sprache zu Beginn ihrer schriftlichen Überlieferung im 16. Jahrhundert erfolgreich geleistet worden. Nachdem der Begründer Friedrich Scholz vor kurzem gestorben ist und der Erstbearbeiter sich seit längerem im Ruhestand befindet, ergeben sich Aufgaben für die nachfolgende Generation, die schon eingestiegen ist, wie die Umstände der Drucklegung des hier vorgestellten Werks zeigen. Auch wenn die Bedeutung der Bretkeschen Bibelübersetzung für die litauische Sprache und Kultur unübersehbar ist, handelt es sich wegen seiner Entstehung und Wirkung im Herzogtum Preußen auch um einen preußischen Kulturbesitz³.

Bernhart Jähnig

³ Vgl. Jochen D. RANGE: Die litauische Bibelübersetzung von Johannes Bretke, ein preußischer Kulturbesitz, in: Kirchengeschichtliche Probleme des Preußenlandes aus Mittelalter und früher Neuzeit, hg. v. Bernhart JÄHNIG, Marburg 2001, S. 217–233.

Hermann RAUSCHNING, Geschichte der Musik und Musikpflege in Danzig. Von den Anfängen bis zur Auflösung der Kirchenkapellen (2 Fotos und zahlreiche Noten-Abb.). Neudruck der 1931 in Danzig erschienenen Ausgabe. Zum Geleit [zum Neudruck] von Prof. Dr. Erik Fischer [S. VI–XVIII] (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. 15), Münster/Westfalen, Nicolaus-Copernicus-Verlag, 2017, XXI, 434 Seiten, ISBN 978-3-924238-52-0, € 35,00.

Ein Quellenwerk ersten Ranges ist mit Hermann Rauschnings Danziger Musikgeschichte wieder aufgelegt worden. Die günstige Phase der systematischen Aufarbeitung örtlicher Kirchenbibliotheken in der Danziger Stadtbibliothek nach der Eingliederung einschlägiger Sammlungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts nutzte Rauschning 1911 für seine Dissertation. Sie stand im Zusammenhang mit groß angelegten musikwissenschaftlichen Quellenreihen wie der „Publikation älterer praktischer und theoretischer Musik-

werke“ von Robert Eitner und der Edition „Denkmäler deutscher Tonkunst“, in der Rauschnings Doktorvater Hermann Kretzschmar einen Band über Danziger Komponisten des 17. und 18. Jahrhunderts plante. Der Band ist nicht zustande gekommen, umso wichtiger ist die vorliegende Dokumentation insbesondere nach den zahllosen im Zuge des Zweiten Weltkriegs zu verzeichnenden Verlusten. Rauschning bearbeitete zunächst die Zeit von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis um 1800 nach den Dokumenten der Ratskapelle an St. Marien, den weiteren Hauptkirchen und den Schulen. In der Ausgabe von 1931 erweiterte er seine Dissertation zu dem „Versuch einer Gesamtdarstellung der musikalischen Vergangenheit Danzigs“, zeige doch das Musikleben „die rein deutsche Art dieses einem fremdvölkischen Staate angegliederten Gemeinwesens“. Anregung dazu gaben Rauschning „Deutschkundliche Wochen in Danzig“, die sich auch der früheren Musikpflege der Stadt zuwandten. Veröffentlicht wurde der stattliche Band in der Reihe „Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens“ des Westpreußischen Geschichtsvereins. Nur scheinbar stellt er in diesem Zusammenhang einen Fremdkörper dar, denn Ziel Rauschnings war es, „Danzigs musikalische Vergangenheit [...] als ein ausdrucksvolles Zeugnis des rein deutschen Kulturcharakters des Stadtstaates, vor allem während der Zugehörigkeit zum polnischen Staate“ darzustellen. Damit reiht er sich ein in die „Ostforschung“, die als besonderer Zweig der Geschichtswissenschaft sich seit dem zweiten Kaiserreich verstärkt dem ethnozentrierten Ansatz der Deutschtumskunde verschrieben hatte. Sie entsprach geopolitischen Vorstellungen des Alldeutschen Verbandes und setzte sich engagiert für „Grenzlanddeutschtum“ und „Auslandsdeutschtum“ ein. Aus Kulturleistungen wurde ein Besitzanspruch abgeleitet, der sich aus dem Verständnis als Kulturnation speiste. Die Musik als nach Einschätzung der Zeit höchste der Künste mit religiösem Anspruch verlieh derartigen Ansichten höchste Weihen, ja durch Musik wurde geradezu die Höherwertigkeit des Deutschen kulturdarwinistisch begründet. Dass Nationalsozialisten derartige Vorstellungen begierig aufnahmen und für ihre Zwecke instrumentalisierten, ist sattsam bekannt. Rauschning ist ein bekanntes Beispiel dafür, dass dieser Schluss nicht notwendigerweise vollzogen werden musste, entwickelte er sich doch zu einem prominenten Kritiker des Nationalsozialismus. Im notwendigen Kommentar zur Wiederauflage hat Erik Fischer „Zum Geleit“ eine kluge Bewertung vorgenommen und auf die Prägung der sprachlichen Darstellung bis hin zu „Strategien eines nationalistischen Argumentierens“ hingewiesen. Dies betrifft auch die Dokumentenauswahl, ohne dass sie heute noch umfassend überprüft werden könnte. So bedarf dieses erstrangige Quellenwerk eines aufmerksamen und kritischen Lesers.

Helmut Loos

GEORGE TURNER, Salzburger, Ostpreußen. Integration und Identitätswahrung, Berlin, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag 2017, 128 S., ISBN 978-3-8305-3787-8, 19,80 €.

Vf. des hier vorzustellenden Buches entstammt einer der Salzburger Familien, die 1732 ihres evangelisch-lutherischen Bekenntnisses willen vertrieben und auf Einladung König Friedrich Wilhelms I. in Preußen angesiedelt wurden. Vor fast zehn Jahren hat Turner erstmals sein familiengeschichtliches Werk veröffentlicht (Rez. in Preußenland NF 2, S. 201), das inzwischen in fünfter und erweiterter Auflage vorliegt. Nun ist ein Werk vorzustellen, das die ausgewanderten Salzburger im Ganzen vorstellt und ihre Eingewöhnung in das spätere Ostpreußen behandelt. Das neue Buch hat Anmerkungen und eine lange Liste der benutzten Literatur. In dieser findet sich als unveröffentlichtes und undatiertes Manuskript die Veröffentlichung des Rezensenten mit dem Titel „Vertreibung,

Aufnahme und Ansiedlung der Salzburger Emigranten in Preußen“, die auch in litauischer Sprache und zuletzt in dieser Zeitschrift (NF 3, S. 14–31) erschienen ist. Es ist interessant zu beobachten, daß für das 18. Jahrhundert, obwohl in den Fußnoten vielfach verschiedene Quellen angegeben werden, sich die Darstellungen nicht gänzlich, aber weitgehend ähneln.

Das Turnersche Buch geht inhaltlich weiter, insbesondere indem es die Befindlichkeit der Ostpreußen im ganzen darstellt. Das unfreundliche Verhältnis Friedrichs d. Gr. ihnen gegenüber wird ausführlich dargestellt, ihre Vorzüge wird allein als Werk seines Vaters bezeichnet, wobei die eingewanderten Salzburger kaum in den Blick des Königs gekommen sein dürften. Betrachtet werden die sich entwickelnden Beziehungen sowohl zu den preußischen Amtsträgern als auch besonders zu den anderen schon vorher dort lebenden Bevölkerungsgruppen. Das länger anhaltende Eigenleben der Salzburger wird gekennzeichnet. Obwohl sie nicht geschlossen siedeln konnten, bildeten sie rechtlich eine eigene Kolonie mit eigenen Einrichtungen. Bemerkenswert ist die vorher schon bekannte Beobachtung, daß sich die oberdeutsche Mundart der Einwanderer nicht sogleich, aber doch schon im 19. Jahrhundert verflüchtigt hat, so daß die Sprache der Salzburger Nachfahren in der besonderen niederdeutschen Mundart des sogenannten Ostgebiets aufgegangen ist. Sie sind zu richtigen Ostpreußen geworden, obwohl sie ihre besondere Tradition bis zuletzt bewahrt haben. Dazu gehörte auch die Gründung des Salzburger Vereins 1911, dem nach Flucht und Vertreibung 1954 in Bielefeld ein Neugründung gefolgt ist. Dem Salzburger Verein zur Seite stehen zwei soziale Einrichtungen. Zur jüngeren Traditionsbildung gehört auch, daß sich das heutige österreichische Bundesland Salzburg um die Nachfahren der damaligen Auswanderer kümmert. Das Büchlein schließt mit einem pessimistischen Ausblick, inwieweit die Erinnerung an den deutschen Osten und damit auch an das deutsche Ostpreußen eine Zukunft haben könnte.

Bernhart Jähnig

Denny BECKER, Versorgung, Niederlassung und Lebenswelt preußischer Soldaten- und Invalidenfamilien auf dem Land (1740–1806), Berlin, Wissenschaftlicher Verlag 2016, 447 S., Ill.

Die Kriege des 18. Jahrhunderts sind in der Forschung schon lange präsent. Vergleichsweise neu ist aber die Frage, was denn aus den Soldaten, den Blessierten und Invaliden wurde, nachdem die Schlachten geschlagen waren. Dieser Frage geht Denny Becker in seiner Dissertation mit Blick auf die Versorgung, Niederlassung und Lebenswelt preußischer Soldaten- und Invalidenfamilien zwischen 1740 und 1806 nach. Der Fokus liegt hierbei auf dem ländlichen Raum, um so – laut Autor – eine bisher vor allem garnisonsstädtische Forschung zu ergänzen. Die Arbeit lässt sich programmatisch der Neuen Militärgeschichte zuordnen, die sich von der reinen Taktikgeschichte ebenso emanzipiert hat wie von einer vornehmlich statistischen Betrachtung. Entsprechend besteht die empirische Grundlage nicht nur in normativen, sondern vor allem in zivilen, den Niederlassungsprozess begleitenden Quellen wie z.B. Verhandlungs- und Vernehmungprotokollen sowie überlieferten Suppliken der Soldaten- und Invalidenfamilien.

Inhaltlich ist die Untersuchung dreigeteilt und folgt der bereits im Titel sichtbaren Struktur. So zeichnet Becker im ersten Teil die Entwicklung der Idee einer monarchischen Fürsorge anhand der Kabinettsordres als sich entwickelndem Staatsprojekt nach. Die verschiedenen Varianten der Versorgung werden dabei nicht nur benannt, sondern mittels der Berichte und Proteste der Behörden hinsichtlich ihrer lokalen Durchsetzung überprüft. Den Blick jenseits normativer Quellen nutzt Becker hierbei, um ältere Forschungsergeb-

nisse in Frage zu stellen. So entpuppe sich beispielsweise die Schulstellenversorgung bei genauerem Hinsehen aufgrund der Anforderungen und Besetzungspraxis als Mythos (S. 102). Insgesamt zeige sich dabei, dass die Versorgung der Soldaten und Invaliden von einem beständigen Austarieren unterschiedlicher Interessen zwischen Behörden, Landständen und Landgemeinden geprägt gewesen sei (S. 45).

Im zweiten Teil fokussiert Becker auf die soldatischen Niederlassungen. Im Rückgriff auf Suppliken und deren Verhandlungen arbeitet er die regional unterschiedlichen Konflikte und Ausprägungen heraus. So seien auch die Niederlassungen der Soldaten und Invaliden eben nicht aufgrund monarchischer Befehle zustande gekommen, sondern „als Aushandlungsprozess zwischen monarchischem Willen und lokaler Gesellschaft“ mit lokalen Anpassungen anzusehen (S.33). Insgesamt, so das Fazit des Autors, entstanden sowohl bäuerliche als auch unterbäuerliche Niederlassungen, dabei sogar meist ohne staatliche Hilfe und im Kontext regulärer Familien- und Selbsthilfestrategien und deren Motive (S. 209 ff.).

Der dritte Teil der Arbeit widmet sich der Lebenswelt im Sinne der Ausgestaltung von Arbeit, Haushalt und Familie. Hierbei zeige sich eine enge Verflochtenheit von ziviler und militärischer Lebenswelt, die eigene Herausforderungen und Gefahren insbesondere der Verarmung in sich trage. Auf der anderen Seite biete der Soldatenstand auch ökonomische Chancen und konnte für Frauen zu einer größeren Autonomie führen (S. 366 ff.). Diese seien hierbei nicht nur für die Existenzsicherung bedeutend gewesen, sondern treten – laut Becker – in den Quellen auch als Existenzgründerinnen auf, so dass die Untersuchung auch geschlechtergeschichtliche Impulse für weitere Forschungen liefert (S. 368).

In diesem Teil der Arbeit steckt weiteres Potential, dem der Autor jedoch im Rahmen seiner landesgeschichtlichen Ausrichtung nicht weiter nachgeht. So werden die Quellen häufig vor allem deskriptiv ausgewertet. Damit bestätigt sich der Aushandlungscharakter, die Frage nach dem Grad von dessen Formalisierung bleibt jedoch offen. Die einzelnen Aussagen werden nicht eigens als diskursive Strategien untersucht, so dass unklar bleibt, inwieweit die in den Quellen zu lesenden Probleme, Begründungen und Strategien Merkmale des Diskurses der Gesuche oder der aktuellen Lebenssituation sind. Ähnlich verhält es sich mit den vereinzelt auftauchenden Aussagen zu emotionalen Prozessen. Zwar stehen diese nicht im Fokus der Arbeit, werden aber vor allem als Begründungen und Motoren der Prozesse benannt. Hier wäre eine größere Vorsicht wünschenswert gewesen, um nicht Gefahr zu laufen, dem wachsenden Mitleid des Königs, dem abnehmenden Mitleid für Arme oder der vermeintlichen emotionalen Verbindung von Offizier und Soldat und damit den diskursiven Strategien der Akteure selbst aufzusitzen (S. 28 und 306).

Insgesamt kann die Arbeit die eingangs gestellte Frage nach der Versorgung und Niederlassung im ländlichen Raum aber ausdrücklich beantworten und Einblicke in die Lebenswelt jener Familien gewähren. Die große Stärke der Untersuchung liegt in der umfangreichen empirischen Arbeit, in deren Zuge Herrschaft als ein kommunikativer Aushandlungsprozess nachgezeichnet wird, der stark von der aktiven Einforderung und den Interessen der Akteure geprägt gewesen ist. Die Soldaten und Invaliden selbst seien bestrebt gewesen, eine Familie zu gründen und sich niederzulassen, und taten dies auch. Dies sicherte ihnen die Versorgung. Viel mehr als staatlichen Initiativen folgte die Versorgung also dem eigenen Willen und bestehenden Selbsthilfepraktiken, aber zugleich auch einer sich entwickelnden Anspruchshaltung auf jene Niederlassung und Versorgung, die in der Tat, so Becker, durch das monarchische Handeln befeuert worden sei.

Sebastian Ernst

30 Jahre für „Preußenland“ – Klaus Neitmann nimmt seinen Abschied

Von Dieter Heckmann

Als Dr. Klaus Neitmann 1988 in die Schriftleitung der damals noch aus vier Jahreshften bestehenden Zeitschrift „Preußenland“ eingetreten ist, dachte er selber wohl am wenigsten daran, dass er insgesamt 30 Jahrgänge mit betreuen würde. Neitmann übernahm zunächst kommissarisch die von zwei Personen getragene Zeitschriftenredaktion, nachdem sich Dr. Ernst Karl Bahr¹ aus Altersgründen aus ihr zurückgezogen hatte. Die Redaktionsarbeit wurde damit von zwei Mitarbeitern des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz bestritten, denn Dr. Stefan Hartmann² gehörte der Schriftleitung bereits seit 1974 an. Die von etlichen Mitgliedern der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung wohl nicht zu Unrecht gehegte Befürchtung der Beeinflussung der Redaktionsarbeit durch die Archivdirektion legte sich spätestens als Klaus Neitmann im Jahre 1993 die Leitung des Brandenburgischen Landeshauptarchivs übernommen hatte. Neitmann blieb der Redaktion auch nach dem Übergang der Schriftleitung von Hartmann an den Verfasser dieser Zeilen im Jahre 1995 und trotz seiner Dozentur und der 2008 stattgefundenen Habilitation an der Universität Potsdam treu. Schon allein dafür gebührt ihm Respekt und Dank.

Die Verdichtung der Zeitschrift von vier auf zwei Jahreshfte mit dem Jahrgang 31 von 1993 gehört nicht zu den großen äußeren Veränderungen, denen das „Preußenland“ ausgesetzt war. Diese stellten sich erst 2010 im Zuge des Zusammenschlusses mit den „Beiträgen zur Geschichte Westpreußens. Zeitschrift der Copernicus-Vereinigung für Geschichte und Landeskunde Westpreußens e.V.“ ein. Die halbjährig erscheinende Zeitschrift erhielt in Gestalt des Jahrbuchs Preußenland ein völlig neues Gewand. Mit dem blau eingefärbten Einband erinnert es an die „Beiträge“. Didaktische Gründe waren im Wesentlichen dafür verantwortlich, dass ein Ausschnitt aus der Karte „Prussiae descriptio“ von Heinrich Zell von 1570 den Umschlag ziert. Die Schriftleitung wuchs um drei Vertreter der Copernicus-Vereinigung, die inzwischen zu den Hauptgeldgebern

¹ Bernhart JÄHNIG, Ernst Karl Bahr. *19.8.1907, †28.5.1998, in: Preußenland 36 (1998), S. 60–63; Peter WÖRSTER, Bahr, Ernst Karl, Historiker, * Kapellenhütte, Kr. Karthaus 1907. VIII. 19. † Marburg/Lahn 1998. V. 28., evangelisch, in: Altpreußische Biographie, hg. von Klaus BÜRGER, Marburg/Lahn 2007, S. 1748 f.

² Bernhart JÄHNIG, Stefan Hartmann. * Kassel 7.2.1943, † Berlin 8.7.2016, in: Jahrbuch Preußenland 7 (2016), S. 205–207.

für den Druck des Jahrbuchs gehört. Nicht zuletzt Klaus Neitmann ist es zu verdanken, dass die Beiträge für den Aufsatzteil des Jahrbuchs umfangreicher geworden sind. Von vielen Lesern wird das „Preußenland“ als mediävistisches Veröffentlichungsorgan wahrgenommen, was freilich zu keiner Zeit in der Absicht der Schriftleitung lag. Vielmehr hat sich der Mediävist Neitmann stets um Beiträge bemüht, die von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart reichen. In dieser Hinsicht macht sich wieder einmal der Mangel an einem Lehrstuhl für die ost- und westpreußische Geschichte bemerkbar, zumal die Ost- und Ostmitteleuropahistorikerinnen oder -historiker – von wenigen Beispielen einmal abgesehen – dafür sich oft genug nicht „zuständig“ fühlen.

Im Jahrbuch haben die Berichte über die Jahrestagungen der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung und der Copernicus-Vereinigung ihre Stammplätze. Zum Leidwesen von Klaus Neitmann fristet dagegen der Besprechungsstil eine Art von Schattendasein. Dafür mögen vielerlei Gründe verantwortlich sein: Der häufig unterschwellig beklagte Missbrauch von Besprechungen zum Aufbau oder zur Verhinderung wissenschaftlicher Karrieren gehört sicherlich ebenso dazu wie die zunehmende Abkehr bedeutender Bibliotheken und Archive von der geisteswissenschaftlichen Forschung.

Zu den Verdiensten und wahren Komplimenten einer Zeitschrift gehört es, wenn sie einerseits als zu rechtslastig und andererseits als zu linkslastig wahrgenommen wird. Zu diesem Renommee hat Klaus Neitmann 30 Jahre lang beigetragen.

Autorenverzeichnis

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Udo ARNOLD, Eichener Str. 32, D – 53902 Bad Münster-eifel (UdoArnold@gmx.de)

Alexander BARANOV M. A., Hindenburgdamm 32, D – 12203 Berlin (ordoteutonicus@googlemail.com)

Dr. Denny BECKER, c/o Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, D – 14195 Berlin (denny.becker@gsta.spk-berlin.de)

Roland BORCHERS M. A., c/o Stiftung Topographie des Terrors, Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, Britzer Str. 5, D – 12439 Berlin (borchers@topographie.de)

Sebastian ERNST, Am Fenn 19, D – 12167 Berlin (seernst@gmx.net)

Dr. Dieter HECKMANN, c/o Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, D – 14195 Berlin (dieter.heckmann@gsta.spk-berlin.de)

Apl. Prof. Dr. Marie-Luise HECKMANN, c/o Universität Potsdam, Historisches Institut, Am Neuen Palais 10, D – 14469 Potsdam (heckmann.torun@web.de)

Prof. Dr. Bernhart JÄHNIG, Karolinenstraße 1, D – 14165 Berlin (Bernhart.Jaehnig@t-online.de)

Astrid KAIM-BARTELS M. A., Schlesierring 2, D – 37085 Göttingen (astrid.kaim-bartels@t-online.de)

Prof. Dr. Helmut LOOS, Leplaystr. 9, 0403 Leipzig

Dr. Ingrid MÄNNL, c/o Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, D – 14195 Berlin (ingrid.maennl@gsta.spk-berlin.de)

Dr. Henryk RIETZ, ul. Kordeckiego 6 m. 4, PL – 87-100 Toruń (tb@umk.pl)

Prof. Dr. Jürgen SARNOWSKY, Universität Hamburg, Fakultät für Geisteswissenschaften, Fachbereich Geschichte, Überseering 35, D – 22297 Hamburg (juergen.sarnowsky@uni-hamburg.de)

Kamila STORZ M. A., c/o Karlsruher Institut für Technologie KIT, Fakultät für Architektur, Institut für Kunst- und Baugeschichte, Fachgebiet Baugeschichte, Englerstraße 7, D – 76131 Karlsruhe (kamilastorz@yahoo.com)

*In der Reihe „Einzelschriften der Historischen Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung“:*

**Protokollbuch der Philosophischen Fakultät der
Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. 1916–1944**

Herausgegeben, eingeleitet, kommentiert und mit einem
bio-bibliographischen Anhang versehen von
Christian Tilitzki

*Einzelschriften der Historischen Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung, Band 30
VIII, 702 S., geb., ISBN 978-3-944870-01-4, € 58,-*

Das Protokollbuch ist ein einzigartiges Zeugnis für das wissenschaftliche und kulturelle Leben an der Königsberger Albertina in den letzten drei Jahrzehnen ihrer Existenz. Es umfasst nicht nur die Philosophische Fakultät im heutigen Fachverständnis, sondern auch die damals ihr noch zugehörenden nationalökonomischen (bis 1921) sowie die natur- und agrarwissenschaftlichen Fächer (bis 1936). Darüber hinaus ist das Protokollbuch eine wichtige Quelle der Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, wie sie bisher von keiner anderen deutschen Hochschule vorliegt.

*In der Reihe „Tagungsberichte der Historischen Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung“:*

Bernhart Jähmig / Jürgen Kloosterhuis / Wulf D. Wagner (Hrsg.)

**Preußenland und Preußen –
Polyzentrik im Zentralstaat 1525–1945**

*Tagungsberichte der Historischen Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung, Band 29
532 S., zahlr. Abb., Karten, geb., ISBN 978-3-944870-52-6, € 58,-*

Der brandenburg-preußische Staat der Neuzeit ist aus mehreren Zentren entstanden, wobei der Blick besonders auf das seit dem 18. Jahrhundert namengebende Preußenland gerichtet wird. Nach der territorialgeschichtlichen Einführung wird das Thema in vier fachlichen Sektionen behandelt: Landesherr und Staatsverwaltung, Wirtschafts- und Infrastrukturen, Residenzlandschaften, Kulturpolitische Aspekte.

fibre

www.fibre-verlag.de